Urwaldhaus und Steppenzelt

Ostafrikanische Erlebnisse
von Thea de Haas

Mit acht farbigen und vier schwarzen Bildtafeln nach Aquarellen
und Zeichnungen der Verfasserin

Vierte Auflage
Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig
1926

Kopfleisten von Walter Rosch

Inhaltsverzeichnis

1. Titel
2. Der stumme Gast
3. Die vier Dörfer
4. Licht und Schatten in den Straßen Sansibars
5. Auf der Gewürznelkenshamba
6. Vom Kilimandjaro herab
7. Aufstieg zum Kilimandjaro
8. Afrikanischer Wandervogel
9. Madschame
10. Streifzug durch Burenhäuser
11. Tierfang am Longido mit Hagenbeck
12. Upepo
13. Auf Nashornsuche
14. Der Löwe
15. An den Wänden des Nyarasa-Sees
16. Urwaldbilder
17. In den Fußtapfen der Elefanten
18. Der Geisterwald
19. Kriegsausbruch
20. Krank im Pori

21. Allein auf Safari
22. Mein Grashaus
23. Die große Flucht
24. Meine Hospitalzeit
25. Chouchou
26. Gefangenschaft in Daressalam
27. Heimkehr
28. Verzeichnis der Bildtafeln
29. Zur digitalen Ausgabe

Der stumme Gast

Wir traten mit dem englischen Commissioner ins Freie. Silberner Mondschein durchglänzte die Luft und legte das seichte Wasser der Bucht wie mattes Eis über die Fläche. In seltsamem Gegensatz, zu dieser kalten Beleuchtung da draußen quoll aus dem Inneren des Zimmers das rote Licht der verschleierten Lampe und verwandelte die dichten Ranken der Schlingpflanzen, welche das kleine Bungalow ganz und gar umklammert hielten, in glühende Zaubergewächse, aus denen feurige Funken aufglommen und wieder erloschen.

Nach einem herzlichen Abschied von unserem liebenswürdigen Wirt und dessen Gattin traten mein Mann und ich den Heimweg an. Wir wanderten trotz der kommenden Flut am Strand entlang, jeder schweigend in Anschauung versunken. Himmel und Erde hatten sich vereinigt, und der Mond verhängte mit sternendurhwirktem Schleier die ferne Unendlichkeit. Der hohe Palmenwald, der überall an das Ufer trat, ragte hart in das weiche Licht. Ab und zu rasselten große Wedel mit erschrekendem Lärm herab; aus den geduckten Hütten der Schwarzen drang kein Laut. Alles schlief. Mehr und mehr bedrängte uns bald der zudringliche Silbersaum der glucksenden Wellen. Von den schmalen Booten der Eingeborenen, die sonst

hier lagen, war nichts mehr zu sehen; sie schienen alle draußen auf dem Wasser zu sein. Das steigende Meer zwang uns schließlich, unseren Weg waldeinwärts zu nehmen. Die Schatten der Palmenkronen lagen wie herrlich ziselierte Räder auf dem weißen Sande um den Stamm, denn der Mond stand genau über uns.

Plötzlich tauchte eine häßliche Mauer auf, massig und geschmacklos. Die zackige Scherbenkrönung vernichtete die wuchtige Silhouette. Das Gefängnis für Schwarze lag dahinter. Der Commissioner, zu dessen Dienstobliegenheiten die Verwaltung gehörte, hatte lächelnd erzählt, mit welchen abschrekenden Sicher-. heitsvorrichtungen es ausgerüstet sei, obgleich die Gefangenen jeden Tag bei der Arbeit auf der Insel frei umherliefen. „Das heißt," hatte er beruhigend hinzugefügt, „ein Askari mit geladenem Gewehr ist stets dabei!" Ich hatte die Gefangenen oft gesehen; sie trugen gelbe Jacken mit weithin sichtbaren Num«=

Der Pfad war schmal, wir wanderten im Gänsemarsch hintereinander her. Bei der großen, weitausladenden Tamarinde mit ihrem undurchdringlichen Schatten betraten wir wieder freies Gelände und erreichten nah wenigen Minuten das kleine Steinhaus, welches schmucklos in seiner Andeutung von Garten lag. Ein paar schöne Mandelbäume mit riesigen blutroten Blättern und etagenförmig gewachsenem Astwerk bildeten die Allee, und ein rundes Beet mit einem Zierstrauch in der Mitte stellte den herrschaftlichen Rasenplatz vor. Der Hauptreiz des kleinen Anwesens bestand in seiner Lage. Es war auf vorspringender Klippe erbaut und gewährte einen wunderbaren Ausblick über das Meer sowie über eine Flußmündung, die außer ihren malerischen Reizen dem Vogelliebhaber manchen Genuß gewährte, denn die kleinen Inseln, die sie gebildet hatte, waren die Brutstätten unzähliger Reiher.

Das Häuschen gehörte dem Deutschen KRlub und mochte schon manchen vergnügten Abend gesehen haben. Wir betraten das zu ebener Erde gelegene Eßzimmer. Es war ein langer, schmaler Raum, weniger gemütlich als praktisch ausgestattet. Außer einem festen, großen Tisch und ein paar halbhohen Schränken, auf denen ich meine Muschelschätze angehäuft hatte, ferner den notwendigen Stühlen und einem Bombay-Chair war nicht viel vorhanden; um den kahlen Eindruck zu beheben, hatte ich bereits gleich nach meiner Unkunft für etwas Schmuck gesorgt, und an den getünchten Wänden lehnten nebeneinander, wie ein bunter Fries, eine Menge lebensgroßer Negerstudien, Männer, Weiber und Kinder, in ihren farbenprächtigen Tüchern. Eben war die Lampe angezündet worden, als es von der Tür her erklang: „Bwana, ninangoja!“' (Herr, ich warte auf dich!) Es war Hamisi, der uns an den letzten Abenden öfters in seinem Einbaum aufs Meer hinausgefahren hatte. Er wollte heute nacht Taschenkrebse fangen und war bestellt, aber vergessen worden.

Da mein Mann große Lust zeigte, den Fischer zu begleiten, redete ich ihm zu, bei dem herrlichen Mondschein noch diese kleine Fahrt zu machen; ich selbst fühlte mich zu ermüdet. Er konnte mich ohne Sorge zurücklassen, denn für den Notfall war der zuverlässige Boy in Rufweite. Gleich darauf hörte ich seine Schritte im raschelnden Laub der Mandelbäume sich entfernen; ich löschte das Licht und begab mich über die Treppe, die außen am Hause hinaufführte, in unser Schlafzimmer. Trotzdem tagsüber die Läden geschlossen gewesen waren, herrschte in dem Raum eine erstikende Schwüle. Die Mauern schienen alle aufgesammelte Hitze nach innen abgegeben zu haben, und man fühlte sofort, daß in dieser dicken Atmosphäre kein erquikender Schlaf möglich war. Die Betten, die durch ihre Gazegestelle, den Moskitoschutz, dem Glassarge Schneewittchens nicht unähnlich sahen, schienen vollends dazu geeignet, das atembeklemmende Gefühl zu erhöhen, welches die Vorstellung vom

Lebendigbegrabensein erweckt. War es aber nicht jeden Abend so? sagte ich mir. Ich wollte jedenfalls versuchen zu schlafen. Jedoch die große Schwüle, das ungewohnte Alleinsein und die Totenstille, die überall herrschte, verscheuchten die Müdigkeit und verursachten wachsendes Mißbehagen. Ich sehnte mich nach der Nähe eines Menschen, wenn auch nur nach dem Geplauder der Boys am Lagerfeuer, das zu dieser späten Stunde natürlich längst verstummt war. Da auf Schlaf nicht mehr zu hoffen war, stand ich auf und beschloß, meinen Mann unten zu erwarten.

Draußen war es taghell, aber der Tau fiel stark, und ein Frösteln machte jedem Naturgenuß ein Ende.

Im Eßzimmer zündete ich wieder meine Lampe an und holte mir aus dem Vorrat alter Bücher und Zeitschriften ein paar heitere Geschichten heraus. Wie still es draußen in der tropischen Mondnacht war! Außer dem gelegentlichen Schrei eines Nachtäffchens kein Laut! Ich las lange, aber die Zeit dehnte sich zur Ewigkeit, wie das in der Einsamkeit jo zu gehen pflegt. Wieder kam die Müdigkeit über mich; ich legte das Buch beiseite und begann angestrengt zu lauschen, vermeinte Stimmen und Schritte zu hören, um dann die Täuschung zu erkennen. Wie lange diese quälende Spannung an-Plöklich hatte ich das unabweisbare Gefühl, nicht allein im Zimmer zu sein, und wußte auc zu gleicher Zeit, daß jeder Irrtum ausgeschlossen war. Wo konnte sich hier jemand versteckt haben? In einem der Schränke? Oder in der anstoßenden Speisekammer, in der Vorräte von Uonserven für die jeweiligen Gäste aufgestapelt waren? Voller Entseen suchte mein Blick das so übersichtlihe Zimmer ab und streifte dabei die Negerfratzen an den Wänden, die plötzlich ein scheußliches Leben bekamen; die kleine wunderschöne Inderin sah mit ihren schwarzumfärbten Augen und den Tätowierungen auf der Stirn wie eine grauenerregende Leiche aus; schwang der Mhadimu dort in der Ecke nicht sein Nuder gegen mich, lächelte Mfaume, der Ro, der mir auch am

hellen Tage so unheimlich war, nicht geradezu satanisch lebendig? Ausgeburten der Hölle stieren mich an, wohin ich auch blicke! Meine Hände werden eiskalt, kein Ton dringt aus meiner Kehle, wie gern ich auch laut nach dem Boy gerufen hätte. Mechanisch richte ich meinen Blick wieder auf die Seitschrift und konzentriere alle Gedanken auf die Bilder. Ich sage mir vor, daß ich übermüdet sei, daß ich in der heißen Sonne zuviel gemalt habe, daß der Rückweg vom Commissioner im tiefen Sande mir zuviel geworden sei -- kurz und gut, meine Leistungen erhalten einen gigantischen Unstrich.

Doc da -- -- wieder -- --! Ohne jeden Zweifel ein Knistern und Scurren, als ob jemand vorsichtig in Porzellangeschirr griffe und etwas zu sich heranzöge. Ich trete laut mit dem Fuß auf und raschele mit dem Heft. Totenstille! Meine Gedanken fahren hin und her. Ob einer von den Gefangenen doch ausgerissen ist und sich hier versteckt hat, vielleicht mit dem Koch im Einvernehmen? Als wir zu dem Commissioner gegangen waren, hatten wir die Gefangenen bei ihrer Arbeit getroffen. Wir sind zur Zeit die einzigen Europäer hier außer dem Engländer, und alles, was wir tun, ist sofort bekannt.

Wieder das Geräusch, als ob ein Fuß auf Sand knirsche. Das Grauen wächst so, daß ich aufspringe und gegen den Schrank schlage. Wenn jemand mich sähe, würde er mich für toll halten.

Diese fürchterliche Stille! Jetzt ist es, als wenn ein Gegenstand gehoben wird und Fingernägel auf einer Tischplatte kragen. Und ich sehe niemand! Varrt mich denn Gespensterspuk? Ich reiße den zu nächst stehenden Schrank auf. Leer! -- Und der da drüben -- fällt mir ein -- hat Fächer und Schubladen. Aber auf einmal sehe ich etwas -- -- --!

Die Augen quellen mir förmlich aus dem Kopf. Dort -- -- auf dem Schrank im Bintergrunde, kaum noch im Lichtkreis der Lampe -- -- bewegt sich etwas! Mein Gott! Bin ich denu verrückt?

Nleine größte Muschel -- größer als eine Kokosnuß ist sie --, lachsfarbig und prachtvoll gezackt, mein Stolz und meine Freude -- ich erkenne sie auch in der Dämmerung --, sie ist es, die sich bewegt! Selbständig bewegt! Ich fasse an meine Stirn, und während ich, starr vor Staunen, meine Augen auf die Muschel hefte, sehe ich, wie sie ihren Marsch fortsett. Ich vermag nicht zu lachen, ich folge ihr wie gebannt. Jetzt hat sie die Kante erreicht. Ein harter, heller Klang, und sie liegt auf der Erde. Nicht etwa zerbrochen, 0 nein.

Für ein paar Minuten ist es wieder totenstill. Aber ich habe inzwischen meine Fassung zurükgewonnen. Allerdings, um die schwere Petroleumlampe zu halten, ist meine Hand noch nicht sicher genug. Ich rücke einen Stuhl weg, der im Licht steht. Nach einer Pause rührt es sich wieder. Lange, grüne, krebsartige Beine strecken sich aus dem Spalt hervor, auch zwei ungleich große Scheren, und nun, in dem sicheren Gefühl, sich auf ebenem Boden zu befinden, klappert das Ungeheuer schnell und emsig umher. Ein Streifen von Schleim und Seewasser zieht ihm auf dem hellen Zementboden nach. Ich öffne eilends die Tür und dirigiere den unheimlichen Gast mit einem Stock in den Garten. Gott sei Dank, er klappert über den Kiesweg dahin. Sein Element ist nahe. Ich bin unbesorgt, er wird es finden. Ich kann mir das Entzücken vorstellen, mit dem er sich von der Klippe in die rauschenden Wellen fallew-läßt. Im Zimmer drinnen zeigen die Neger wieder ihr gutmütiges Grinsen; nur die kleine Inderin sieht noch blaß und mitgenommen aus. Jetzt hat das Warten nichts Peinvolles mehr. Aber die Erlösung naht. Ich höre meinen Mann von der See zurückkommen. FSreudig begrüße ich ihn.

Ich erzähle ihm mein Abenteuer. Er erklärt mir, daß es sogenannte Einsiedlerkrebse gibt, die sich in fremde Muscheln hineinzwängen und bis zu ihrem Ende darin leben. Sogar ihr Wachstum paßt sich der Art ihrer Behausung an. Der in der Muschel verborgene Teil ihrer Körper bildet sich nicht aus,

sondern ist, wie ich später selbst zu sehen Gelegenheit hatte, ein schmaler shleimiger Muskel, der sich wie eine lange Zunge um die innere Windung schlingt.

Der Mond lächelt noch immer auf das Meer und die Erde herab, während ich zum zweiten Male die Treppe hinaufsteige. Das Zimmer scheint jetzt weniger heiß zu sein, auch die verhängten Betten haben nichts Beklemmendes mehr. Jedenfalls schlief ich bald ein und fand diesmal erquickenden Schlummer.

Die vier Dörfer

Ein Tropenidyll auf Sansibars Ostküste

Wir wollen für den Rest des Tages einmal Pinsel und Schreibmaschine ruhen lassen und uns auf Entdeckungsreisen begeben!“ sagte mein Mann zu mir, als wir gerade beim Nachmittagstee saßen.

„Ja!“ meinte ich, „es ist eigentlich eine unverzeihliche Sünde, daß wir schon über vier Wochen hier sind, ohne viel mehr als die nächste Umgebung unseres Häuschens und das Dorf zu kennen!“

So machten wir uns denn auf. Das Meer hatte sich schon etwas zurückgezogen; eine frische Brise kam daher. Die Sonne, deren stechende Hitze vorüber war, begann die Landschaft mit jenem herrlichen Gold zu erleuchten, wie man es öfters nach starken Gewittern auch bei uns in Deutschland sieht.

Wir gingen am Strande entlang und holten zu so schnellen Schritten aus, wie es der feuchte, weiche Sand nur erlaubte. Überall zeigte der Boden runde, kleine, aber tiefe Löcher, die Wohnungen der Sandkrebse, dieser hellfarbigen, flinken Tierchen, welche über einen nicht zu leugnenden, unfreiwilligen Humor verfügen. Wir sahen gerade einen großen Krebs, der in

ein zu kleines Loch geschlüpft und darin zur Hälfte stekengeblieben war. Weit davon entfernt, sich durch unser Näherkommen einschüchtern zu lassen, drehte er nur seine großen Stielaugen nach uns hin und ging sofort mit hocherhobenen Scheren zum Angriff über, als mein Mann ihn mit vorgestreckter tiefelspige zu necken begann. Bald wurde es ihm aber ungemütlich, da er in seinem Loch nicht verschwinden konnte, und er benutzte eine kleine Pause, um gänzlih herauszukommen. Schnell wollte er sich davonmachen, aber mein Mann schritt hinter ihm her, worauf er sich, noch immer die Scheren auf den Angreifer gerichtet, ängstlih und wütend zurückzog. Man konnte deutlich merken, wie er sich nach einem Schlupfwinkel umsah. --Schon lag die Fischhalle und das Haus des englischen Distriktschefs, in dem wir so manche fröhliche Stunde verlebt hatten, hinter uns. Wir kamen dem Sultansbungalow näher, der uns auf seinem buschbewachsenen Felsenvorsprung von der noch unbekannten Welt trennte.

Mir war genau wie einem Schulkind zumute, das am ersten Ferientag selig auf Entdeckungen aus-Endlich war die kleine Landspize umgangen. Vor unseren überraschten Blicken reihte sich Bucht an Bucht. Auf den Korallenriffen ragten, vom Wasser bedrohlich unterspült, die starren Grasbäume auf, mit ihren bleichen Wurzeln den unbarmherzigen Stein umklammernd. Hinter ihnen breitete sich eine undurchdringliche Dornenwildnis aus.

Wir waren wohl eine reichliche halbe Stunde gewandert, als wir ein paar leere Einbäume auf dem Ebbestrand gewahrten.

„Hier muß ein Dorf sein!“ rief mein Mann.

Richtig, die Korallenriffe hörten auf. Ein mächtiger Baum, viel breiter, als seine Höhe rechtfertigte, mit großen, lindenähnlichen Blättern und wunderbaren zitronenfarbigen Blüten, hatte sich schützend vor die Häuschen gebreitet. Seine vom Meerwasser

bloßgelegten Wurzeln bildeten einen natürlichen Zaun. Binter ihm ragten Palmen auf.

In diese dunkle, mollige, gemütliche Dämmerung hielten wir nun unseren Einzug. Fast war es, als sei man in ein Zelt getreten, oder, was eigentlich bezeichnender wäre, in eine Kapelle. Die riesigen Palmwedel bildeten ein Dach, das keinen Sonnenstrahl durchdringen ließ. Der kleine Plat war mit niedrigen Bütten umstanden, die in ein wahres Urwalddickicht hineingekrochen waren, um diese Lichtung zu ersparen. In Tausenden von Girlanden schlangen sich die Lianen von einem Ast zum andern, und die tiefstehende Sonne warf rotgoldene Lichter in dieses anmutvolle Geranke. Wie ein grünes Spinnengewebe, fein, aber dicht, verwandelte es das ganze Dörfchen in ein lauschiges Vest.

Unter dem vorspringenden Dad der größten Hütte bot sich uns ein liebliches Bild. Die ganze Familie war um ein loderndes Feuer versammelt, über dem eine große, schwarze Schüssel voll weißer Suppe brodelte; ein auf der Erde hockendes Weib rührte mit einem Holzlöffel in ihr herum. Dicht um die Schüssel gruppiert saßen die Kinder bis zum kleinsten; neben dem ältesten stand ein flacher Korb mit einer Menge bunter Tassen. Die Männer lehnten plaudernd umher, aber ihre Blicke waren genau so sehnsüchtig auf die Suppe gerichtet wie die der Kinder.

Die Sonne war noch immer nicht gesunken. Bläulich quoll der Rauch aus dem Vorraum des Hauses. HBungernd, doch artig warteten die Kleinen. YVorgestern hatte der Ramadan begonnen, der mohammedanische Fastenmonat, eine harte Zeit für die Arbeitenden und für die Kinder. Nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang darf kein Bissen und kein Tropfen Wasser über ihre Lippen kommen. Kann es da wundernehmen, wenn das Verlangen nach der einfachen Suppe zur Abendmahlzeit fast übermächtig wird?

Wir schlenderten weiter. Mit offenen Augen und offenen

Herzen nahmen wir diese im Rauch der Abendfeuer verschleierten Bilder in uns auf.

Der Pfad aus dem Dörfchen führte schnurstracks in das Dickicht, das hier und da eine Lücke nach der See hin aufwies. Zu meinem Glück drang von dorther das Licht ein, denn soeben erscholl ein dumpfes 2 De Haas, Urwaldhaus und Steppenzelt Ie „Muh“, und eine rote Ruh, hinter ihr ein weißes: Ralb, kamen uns auf dem engen Pfad entgegengetrottet. Sie war wohl ebenso erschrocken wie ich, denn sie brah mit mächtigem Sat aus; das Kalb entfloh in wilden Sprüngen nach der See zu, wo wir es noch lange mit erhobenem Schwanz am Strande galoppieren sahen.

Wir traten auf den Strand hinaus.

Ergriffen von der überwältigenden Schönheit, verharrten wir einige Minuten regungslos. Der Bimmel erglühte in unerhörter Pracht. Kein Wort vermag auszudrücken, was unsere Augen sahen. Vor uns lag das Dorf, winzig und zusammengedrückt unter den hohen, dräuend schwarzen Palmen. Das Abendrot schlug mit seinen Flammen zwischen den schlanken Stämmen hindurch, aber auf den sich senkenden Strand fiel kein verklärender Schimmer rosigen Lichtes. In Leichenblässe lag er da; nur dunkelgrüner, jetzt fahler Seetang bedekte seine Blöße.

In die klare Abendluft hinein starrten die nackten Arme der Meeresopfer, Skelette riesenhafter Kasuarinen, die, vom Wasser unterspült, am Strande hingestürzt waren, jammervolle Zeugen der Vergänglichkeit. Die Wellchen der blaßblauen Flut spielten liebkosend und besänftigend mit dem geisterhaften Astwerk.

Un der vorspringenden Landspitze behauptete allein noch eine einzige, prachtvolle Kasuarine den Platz. Am Dorf entlang stand hier und da am Meeresufer, kaum sichtbar in der Abendsilhouette, ein verkümmerter, dürftig gestüßter Baum, dessen sandentblößte Wurzeln zu bluten schienen. Die Melancholie dieses Bildes konnte durch nichts gesteigert werden.

„ZSaß uns umkehren, die Flut steigt schon bedenklich! Es wäre schade, könnten wir nicht am Strande entlang nach Hause gehen!“ --Ein kalter Wind fuhr uns entgegen, als wir um die schöne Rasuarine bogen.

„Ja, ja, die Hitze verweichliht! Wie wollen wir beide es später im rauhen Klima Deutschlands aushalten?“ fragte mein Mann, als er mich vor Rälte zittern sah.

„Das frage ich mich auch zuweilen,“ entgegnete ich. „Übrigens steht da schon der Mond am Himmel! Weißt du, wir wollen morgen früh in einem Einbanm in unser neuentdecktes Dörfchen fahren, und ich male da!“

Mir war zumute, als sei ich in dieser Stunde reich beschenkt worden, als hätte ich eine Robinsoninsel aufgefunden, als ob alles bisher Gesehene sich nicht im entferntesten mit diesem kleinen Idyll messen

Den ganzen Nachhauseweg über war ich unzugänglich für die Schönheit des Mondes über dem Ebbestrand; der Rückweg erschien mir ganz kurz, derartig war ich in Erinnerungen versunken.

Am Treppchen angelangt, das vom Strand in den auf dem Korallenriff gelegenen Garten führt, half mir mein Mann, da die oberste Stufe fehlte, den Fels zu erklimmen. Er ging voran, ich folgte hinterher. Plötzlich sah ich im Mondlicht einen breiten, schwarzen Streifen über den Weg laufen.

„Siafu, siafu!“ schrie ich und sprang in langen Sägen darüber hin in das Haus.

Bier stand schon mein Mann, tief gebückt, und schleuderte rechts und links das ekle Insektengewimmel von sich. Auch ich hatte, obwohl ich in richtiger Erkenntnis der Gefahr so schnell gelaufen war, einige von diesen großen wütigen Ameisen mit ihren enormen Kneifzangen an mir. * Am nächsten Morgen waren wir schon früh munter. Nach dem Tee packten wir alle

Sachen zusammen, die für diesen „unseren“ Dörfern gewidmeten Tag nötig waren.

Alles Malzeug, viele Konserven, Brot, Marmelade, eine Flasche Bier, Bananen und ein vom Frühstück übriggebliebenes Ei wurden zusammengestellt, um im Einbaum verstaut zu werden. Eine ganz stattliche Last für solch shmales Boot, wenn man die zwei mitzunehmenden Stühle und die vier Personen hinzurechnete!

Ein recht kräftiger Wind blies vom offenen Meer. Das Wasser war ziemlich bewegt, und das winzige Fahrzeug schwankte bedenklich hin und her, als es auf den Strand zugesteuert wurde, an dem wir mit unseren Siebensachen warteten.

Da lag es nun fest, und die Wellen, in die es sich wie ein schmaler, spitzer Keil hineinschob, rauschten etwas ungeduldig an seinen Seitenwänden entlang; dann und wann shwappte ein wenig Wasser

„Zibi kwanza!“ (Zuerst meine Frau!) rief mein Mann dem Fischer zu, der eiligst heransprang und mit Bilfe unseres Boy Jonathan-Abderrahmani mich auf seine Arme lud.

Nach manchen Schwierigkeiten fiel ich endlich wie eine Karawanenlast ungefähr dahin, wo ich sitzen sollte; allein der Sweck des Tragens war insofern vereitelt, als ich sogleich mit beiden Füßen auf den Boden gelangte, der bis zur Rnöchelhöhe voll Wasser stand. Das Naßwerden war jedoch unter diesen Wetterverhältnissen nicht aus dem Programm einer Bootfahrt auszuschließen, zumal der Rand des Einbaums nur um wenige Hentimeter den Meeresspiegel überragte.

Die Bank war so klein wie ein Babystuhl, und die beiden Bootsränder engten mich in den Hüften ganz erheblich ein, wie schlank ich auch bin. Die Wellenkämme strichen an meinem überstehenden Vock entlang; umsonst war alle Mühe, ihn zusammenzuraffen.

Ich freute mich schon auf das Experiment, meinen starken Mann unterzubringen. Es war mir sehr zweifelhaft, ob nicht unser Einbaum unter seinem Gewicht aus Verzweiflung seinen Schnabel gleich tief in den Sand bohren würde.

Vein, alles ging über Erwarten gut, wenngleich auch mein Mann wie auf einer Wippe saß.

Als auch sämtliche Sachen glücklich untergebracht waren, wurde nun zunächst das Segel gehißt. Mir war ängstlich zumute, denn ich dachte, der Wind sei zu stark, aber ich beruhigte mich schnell, als ich den Gegenstand meiner Angst erblickte, der nicht viel größer als eine Serviette war.

Abderrahmani half noch an den Auslegern, den Einbaum vom Sande zu schieben, und sprang dann auch hinein; ein Brettchen als Unterschlupf fand sich ebenfalls für ihn.

Mwalimu, unser Fischersmann, stand mitten in Glanz und Licht hinter mir, wie ein Gebilde der Bölle, denn auch sein Lendentuch war von schwarzer Farbe, und kein Turban oder Fes schmückte seinen kahlen Kopf.

Wir flogen dahin wie die Schwalben. Das Was- - ser war glasgrün, und die Wellen kamen von der Breitseite, denn wir fuhren an der Ostseite der Insel entlang. In der Höhe des Sultanbungalows verstärkte sich der Wind bedeutend, und eine Legion weißer Wellenkämme rückte munter und kriegsbereit gegen das Ufer heran.

O weh! dachte ich, und da kam auc schon ein Wasserschwall, der jeden noch trockenen Fleck am Kleide ertränkte.

Mwoalimu fürchtete für die Shwimmfähigkeit seines Fahrzeuges und schöpfte mit der ausgehöhlten Frucht eines Affenbrotbaumes das Wasser heraus. Ich bemerkte, als ich ihm zusah, wie recht er hatte, denn durch ein kleines Leck rieselte es fortwährend

Die ganze Situation machte mir trotzdem unbändigen Spaß.

Nässer als naß kann man nicht werden. Jonathan, wie ihn einst die Mission getauft hatte — den Namen wollte er übrigens nicht mehr hören, seit er ihr entlaufen und als „Abderrahmani“ den Islam wieder angenommen hatte --, sah mit dem hochmütigen Gesicht eines Sultans in das wirre Wellengekräusel, hielt sich aber trozdem krampfhaft am Nande fest, wie ich beobachtete. Mein Mann dreht? mir den Rücken zu. Er saß ganz vorn an der Spitze, wo er, ungerührt von aller Schönheit, in seine arabische Grammatik schaute.

Das Segel, das ganz primitiv mit Palmstroh an zwei Stangen befestigt war, bauschte sich wie eine große, weiße Blase.

Die schlimmste Strecke der Fahrt lag hinter uns, und die Wellen wurden sanfter. Wir fuhren näher am Ufer hin, wo eine Anzahl Weiber im Badekostüm, einem schwarzen, eng am Rörper befestigten Tuch, ihre selbstgefangenen Fische säuberten.

Mein Mann rief ihnen einige lustige Suaheliworte zu, worauf sie laut kreischend mit dem Cakewalk ähnlichen Bewegungen auseinander tanzten.

Weiter ging die Fahrt, bis wir den Baum mit den gelben Blüten entdeckten.

Heute sah das Dörfchen anders aus. Dur eine Lücke in den Palmen fiel die Sonne auf den kleinen Platz. Ein Zweig, beladen mit goldgelben Blüten, hing shwer und leuchtend über dem Dach des Häuschens, unter dem heute kein Feuer brannte. Nur ein kleiner, brauner Bube mit mächtigen Ohrringen stand da; in der Hand hielt er die Schnur eines zerbrochenen Wägelchens.

Ich brauchte nicht lange nach einem für Malzwecke geeigneten Platz zu suchen. Während ich mich unter einem Hausda zurechtsezte und alle mitgebrachten Sachen um mich aufstapeln ließ, benußzte mein Mann die Zeit, mit dem Boote weiterzufahren, um die beiden anderen Dörfer zu besuchen, die nach Aussage der Schwarzen in kurzer Zeit zu erreichen wären.

Die Sonne hatte ihre Höhe erreicht, und ich war mit meiner Skizze der Hauptsache nach fertig, als er von dem Ausfluge höchst befriedigt zurückkam. Er erzählte, die anderen Dörfer seien womöglich noch reizender; das dritte habe er noch nicht betreten, da er sein Geheimnis erst in Gemeinschaft mit mir lüften wolle. Das zweite Dorf, das wir gestern bei Abend gesehen hatten, sei bei Tage auch ganz entzückend. In weiterer Entfernung hatte er noch ein viertes Dorf am Strande entdeckt.

Er setzte sich auf einen am Boden liegenden Balken und plauderte mit den umherstehenden Schwarzen. Einer von ihnen kam und bot ein Ei an.

„Wenn du nicht mehr hast als eins, dann nimm es nur getrost wieder mit!“ versetzte mein Mann.

„Wie viele willst du haben, Herr?“

„Nun, mindestens sechs!“

Der Schwarze wiegte bedenklich den Kopf, kam aber nach Verlauf von wenigen Minuten mit sechs Eiern zurück.

Nun erhielt Jonathan-Abderrahmani die Weisung, Feuer zu machen und die Eier zu kochen. Er besorgte dies zwischen den Steinen, über welchen gestern die Suppe gebrodelt hatte, und die Bibi, die Frau des Hauses, war so freundlich, die große Schüssel zur Verfügung zu stellen.

Die Eier waren delikat, aber doch stillten sie noch nicht den Mittagshunger. Der Boy ging auf die Suche nach Fischen und hatte bald zwei große, schöne für je zehn RKupferstüke erhandelt.

Nach den geschmacklosen Konserven verspürten wir keinen besonderen Appetit; mit Vergnügen wollten wir dagegen einmal probieren, wie die auf Suaheliart zubereiteten Fische mundeten. Abderrahmani säuberte sie am Strande und 3og sie, jeden besonders, der Länge nach auf Stöcken auf, deren unteres Ende er anspißte; neben dem Feuer spießte er sie in die Erde.

Der Mann, der uns die Eier verkauft hatte, kam mit einem Korb voll prächtiger Muscheln und bot sie uns an.

„Wieviel kosten sie?“

„Alle zusammen zwei Rupien!“

„Ich gebe dir fünf Pesa“ (Rupferstücke).

Alle Umstehenden lachen. Der Schwarze versteht den Spaß und fängt an zu erklären.

„Abderrahmani,“ sagt mein Mann, „haben wir nicht in Tanga noch einmal soviel Muscheln für einen Sumni (Viertelrupie = 33 Pfennig) gekauft?“

„Ja, Herr!“

Der Schwarze schüttelt den Kopf.

„Aber nicht solche schönen!“ beharrt er und beginnt, seine Muscheln zu preisen.

„Wieviel kostet die eine da?“ fragt mein Mann.

„Sechs Pesa!“

„Hahaha!“

„Sehr billig, großer Herr!“

„Und die da?“

„Auch sechs!

„Du bist sehr klug, aber ich bin nicht so dumm, wie du denkst!“

„Billiger lasse ich sie nicht, großer Herr! Wenn du sie nicht kaufen willst, bringe ich sie wieder nach Bause!“

„Und wieviel kostet jene?“ fragt mein Mann und deutet auf die letzte zu sechs Pesa. „„Sagtest du nicht einen Pesa?“

„Nein, sechs Pesa!“

„Ach, du hast es nur vergessen, du sagtest einen

Der Mann lachte.

„Sagte er nicht einen Pesa?“

Die Umstehenden nickten zögernd. Sie wollten ihren Landsmann nicht im Stich lassen, aber auch nicht gegen den Europäer reden. So 3og sich das Gespräch wohl eine halbe Stunde hin. Schließlich hatten wir alle Muscheln und das halbe Dutzend Eier für eine Rupie, also 1 Mark 332/; Pfennig erhandelt.

Gerade war ich mit meiner Malerei fertig, zu der mir das lodernde Feuer mit den herumhockenden Schwarzen noch eine wirkungsvolle Beigabe gewesen war, als Abderrahmani mit einem der Fische antrat und meldete: „Tayari!“ (Fertig!)

Ich mußte mich erst ein wenig recken und strecken, ehe ich mich auch auf dem Balken niederließ. Ein Stuhl, auf dem zwei Teller standen, etwas shmuddeliges Suahelisalz und ein Bündel Bananen bildeten die Mittagstafel, und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.

Der Fisch war so ausgezeichnet zubereitet, so saftig und gar, so milde gesalzen, wie ich ihn noch nie in der Güte, selbst auf großen Diners nicht, gegessen hatte. Auch mein Mann war derselben Ansicht.

Ich fragte Abderrahmani, wie er es fertiggebracht habe, den Sisch so gleichmäßig zu salzen, und er zeigte mir einen Einschnitt am Rücken, in den er das Salz getan hatte.

Also gestärkt, waren wir für weitere Taten gerüstet. Ich konnte einige Bemerkungen über den abgeschiedenen Frieden, die Schönheit des Ortes und die Einfachheit der in dieser glücklichen Natur lebenden Menschen nicht zurückhalten. Da erblickte ich etwas, das mein Blut in den Adern gerinnen ließ.

In einem noch unfertigen Hause lag ein Hund, ein mittelgroßer, shwarz und braun gefleckter Hund, mager wie ein Gerippe. Das Entseßlichste an ihm war der Kopf. Wie ein Taucherhelm sah er aus, zu dem Hundeleib schien er unmöglich

gehören zu können. An Stelle der Augen traten faustgroße Geshwüre heraus; von den Augen selbst war nichts zu sehen. Dieses unglückliche Geschöpf fiel langsam dem Hungertode anheim, da die Hunde hier so gut wie wild sind und nicht gefüttert werden.

„Warum tötet man ein solches Tier nicht?“ fragt mein Mann.

„Sijui, Bwana!“' (Ich weiß nicht, Herr!) Und der Schwarze zuckt die Achseln.

Mit einem unendlichen Wehgefühl ging ich an den Strand hinunter und dachte, wie auch in diesem Paradiese das Leiden der Kreatur gen Himmel

Mwalimu, der geglaubt hatte, wir wollten nach Bause, war unangenehm überrascht, als mein Mann ihm eröffnete, er müsse uns erst noch zu den anderen Dörfern fahren. Er deutete kläglih auf seinen „TCumbo“, den Bauch, und meinte, er habe heute wegen des Ramadan noch nichts gegessen und sei darum der Strapaze nicht so gewachsen. Ohne sonderliche Schwierigkeit ließ er sich aber breitschlagen, und tatsächlich reichte der Rest seiner Kraft noch bequem für die Aufgabe aus.

Vor der Bootspitze sah ich zum erstenmal fliegende Fische auftauchen. Es sah reizend aus, wie die silbernen Leiber durch die Luft schnellten, zuweilen zwanzig bis fünfundzwanzig auf einmal. Sie flogen in einer Höhe von etwa anderthalb Metern über das Wasser dahin. Die Strecke, die sie im Fliegen zurüklegten, mochte etwa drei bis vier Meter betragen. Im klaren Wasser konnte man sie ganz deutlich unter der Oberfläche schwimmen sehen, und ich war sehr beschäftigt, sie zu beobachten, als ich plötzlich einen heftigen Stoß gegen die Brust bekam, dem im nächsten Augenblick lautes Planschen folgte. Es war ein Fisch, der wohl selbst nicht weniger erschreckt über das Hindernis gewesen sein mochte. -Bald hinter dem zweiten Dorf mit seinen Kasuarinen lag das dritte unter Palmen versteckt in

einer kleinen Bucht. Aber wir stiegen noch nicht aus, sondern fuhren ein gutes Stück weiter. Endlich winkte das vierte Dörfchen. Vereinzelte Palmen zeigten es an.

Auf einer Naturtreppe, die aus Korallen gebildet war, stiegen wir hier an Land. Die paar elenden, zerfallenen Büttchen verdienten kaum das Wort Dorf. Außer einem freien Platz enthielt es nichts Sehenswertes. Nur eine Riesenschildkröte von anderthalb Metern zeigte man uns; eben war sie gefangen worden. Wir wanderten noch eine Weile umher, ohne etwas zu gewahren, das so malerisch gewesen wäre wie die anderen Dörfer. Rurz entschlossen stiegen wir wieder in unser Boot.

Mein Mann gab die Weisung, nach dem dritten Dorf zurückzurudern.

„Wir werden nicht anlegen können, Herr, das Wasser ist schon zu weit zurückgetreten!“

„Die ganze Meeresbucht ist ja noch bedekt!“ meinte mein Mann. „Vorwärts!“

Mwoalimu zuckte die Achseln, aber auf seinem Gesicht zeigte sich ein teuflisches Lächeln. Er führte das Boot weit hinaus in die See. Wir nahmen wahr, daß er triftige Gründe dafür hatte, denn der runde Schiffsboden streifte von Zeit zu Zeit knirschend den Sand.

Es mochte etwa drei oder halb vier Uhr nachmittags sein. Die Sonne lag mit sengender Glut und flimmernder Blendung auf dem flachen Wasser, von dem kein frischer Hauch ausging. Ich mußte meine Augen mit dem Taschentuch bedecken, weil der starke Glanz ihnen Schmerzen verursachte. Das Boot nahm jetzt die Richtung auf das Dorf.

Da plötzlich ein dumpfes, stumpfes Schürfen und Knirschen! Wir saßen fest, gänzlich fest! Etwa dreiviertel Kilometer waren wir mindestens noch von den Häusern entfernt.

Mwoalimu lächelte triumphierend. Mein Mann begann sofort,

sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen und stieg, beladen mit meinem Malzeug, ins Wasser, das ihm knapp bis an die Knie reichte. Vorsichtig und langsam watete er dem entfernten Ufer zu.

Ich sollte getragen werden. Die beiden Schwarzen packten mich, allein ich hatte eine so unglückliche Lage erwischt, daß Abderrahmani die ganze Last trug und der shlaue Mwalimu nur mit einem meiner Urme beladen war.

Ich fühlte mit jedem Schritt, wie ich es nur noch wenige Augenblicke auszuhalten vermochte, denn Mwoalimu blieb mit oder ohne Absicht ein wenig zurück, so daß mein um seinen Hals gelegter Arm jede Minute ausgerenkt zu werden drohte.

Endlich war der Moment gekommen, daß ich Mwalimu loslassen mußte, selbst auf die Gefahr hin, ins Wasser zu fallen. Statt daß der törichte Fischer zugriff, ging er einfah zum Boot zurück. Leider wußte ich nicht genug Kisuaheli, um ihm die Situation deutlich zu machen.

Reuchend, schwißzend, stolpernd schleppte mich der arme Abderrahmani weiter. Obwohl er ein Minyamwesi war, ein Sohn des kräftigsten Stammes auf dem Festlande, merkte ich, daß er am Ende seiner Kraft angelangt war. Noch lagen zwei Drittel des Weges vor uns.

Mir drohte ja nicht die geringste Lebensgefahr, wenn ich ins Wasser fiel. Hätte ich diese Lage vorausgesehen, so wäre ich gewatet wie mein Mann; allein das Barfußlaufen hat hier einen großen

Ich deutete auf einige nicht allzu ferne Boote und sagte zu Abderrahmani, dort könne er mich absetzen. Das erfrischte seine Kraft ein wenig, aber noch war ein Hindernis zu überwinden, nämlich eine tiefe Wasserstelle.

Lange Zeit zum Überlegen blieb nicht. Abderrahmani schritt tapfer darauflos. Das Wasser reichte ihm bis an die Hüften.

Meine Füße hingen hinein, mein KleiderroX schwamm. Mit dem steigenden Wasser schienen aber Abderrahmanis Kräfte sich verdoppelt zu haben, und er erreichte glücklich den nächsten Einbaum. Beide waren wir froh, am vorläufigen Ziel angelangt zu sein.

Ich ruhte mich ein Weilchen aus und beschloß, diese Tortur nicht fortzusetzen, sondern ebenfalls zu waten. Ich hatte das schon früher einmal versucht, aber der scharfe Sand, die Muschelscherben und vor allen Dingen die Strandkrebse hatten mir das harmlose Vergnügen sehr verleidet.

Der Boden der Bucht ist fast durhweg aus Korallen gebildet, über denen eine ganz dünne Sandschicht gelagert ist. Er hat unzählige, halb überdeckte Löcher, die wie breite Fischmäuler aussehen und die Schlupfwinkel riesiger Taschenkrebse mit furchtbaren Scheren bilden.

Solange ich im klaren Wasser völlige Übersicht hatte, ging es ausgezeichnet, aber das letzte Drittel der Strecke bestand aus knöcheltiefem Schlamm mit unzähligem Kribbelkrabbel darin. Ich stolperte und strauchelte; es zwickte mich bald hier, bald da. Das letzte Stück war so glitschig, daß mir Abderrahmani zu Hilfe kommen mußte. Aufatmend sank ich am Ufer hin.

Eingeborenenhütte (Oſtafrika). Aquarell von Thea de Haas

Eingeborenenhütte (Ostafrika). Aquarell von Thea de Haas.

„Ehe ich jetzt auch nur einen Pinselstrich tue, esse ich erst ein ordentlihes Butterbrot!“ sagte ich zu meinem Manne. Er stimmte aus innerster Überzeugung bei und packte die Brote aus.

Die kleine Bucht, in der wir gelandet waren, erwies sich als ein gegebenes Malmotiv. Wir betraten daher das Dörfchen nicht, jondern ich entwarf sofort an Ort und Stelle eine Skizze. Ganz

wundervoll stand eine sonnenbeglänzte Palme gegen den tief, tief blauen Nachmittagshimmel, und mit frohem Eifer begab ich mich an die Ausführung des Bildes, dessen Vordergrund der Baum bildete.

Während ich die feinen Formen der Wedel, den Glanz und die leuchtenden runden Nüsse ganz naturgetreu wiederzugeben mich bemühte, kamen mir die Gedanken, was für einen unendlichen Segen nicht dieser Baum spendet.

Ganz abgesehen von allen auf chemishem Wege hergestellten Produkten, die die Kopra liefert, das. fleischige Innere der Kokosnuß, bewunderte ich vor allem, wie die einfahen Schwarzen die Palme auszunüßen verstanden.

Die meist drei bis vier Meter langen Wedel werden abgebrochen, geflochten, getrocknet und, übereinandergelegt, als Bausdach verwertet. Aus übrig- 5 De Haas, Urwaidhaus und Steppenzelt 33 gebliebenen kleinen Stücken verfertigt man feste, starke Körbe, in denen Apfelsinen oder Kokosnüsse transportiert werden. Aus den shilfartigen Blättern, welche die Wedel bilden, werden aber nicht die großen, weitmaschigen Fischfangkörbe hergestellt, die Reusen, wie manche glauben; diese werden vielmehr aus anderen Gerten verfertigt.

Weit mannigfaltiger ist die Verwendung der Kokosnuß. Die unreife Frucht, von den Suaheli „Dafu“ genannt, enthält den erfrischenden kühlen Saft, ein hochgeschätztes, bei Schwarzen und vielen Europäern außerordentlich beliebtes Getränk. Ich selber kenne nichts, was sich ihm vergleichen läßt.

Die harte Holzschale der Nuß selbst trägt die lange UKokosfaser. Diese wird abgeschabt, von den schwarzen Weibern entwirrt oder gezupft und dann zur Ebbezeit gewaschen, geklopft und getrocknet. Die Männer drehen sie dann zu schönen Seilen zusammen, die sie für Segelfahrt und Fischfang benutzen.

Das Fleisch der reifen Kokosnuß gilt natürlich als

Nahrungsmittel. Die sogenannte Milch, der Saft, ist bei der reifen Nuß, der „Nazi“, nicht mehr so wohlschmeckend wie bei der „Dafu“. Nicht nur die: Menschen genießen die Kokosnüsse; auch die Tiere, Bühner, Raßen und Hunde, fressen das Innere der Frucht, wenn sie es nur bekommen können.

Gerieben oder fein zerstückelt gibt das Fleisch feine Würze in Suppen, Soßen und Kuchen.

Aus der leeren, hölzernen Fruchtschale werden allerlei Gegenstände angefertigt, hauptsächlich aber eine Art Schöpf- und Trinkgefäß. Quer über die runde Öffnung der hohlen Holzkugel wird ein Stock eingetrieben, der den Griff darstellt. Aus diesen Schalen trinken alle Suaheli nah der Mahlzeit, auch die ganz kleinen Kinder. Vor jeder Moschee hängt ein Korb solcher Schöpfer für die religiösen. Waschungen.

Die bunten Matten, welche die Frauen flechten, sind nicht aus Palmstroh der Kokos angefertigt, sondern aus Phönirpalmen.

Boch oben in der Palme wird durch Unzapfen gewisser Stellen der Palmwein, der so berauschende „Cembo“', gcwonnen. Ich hörte einst erzählen, daß die Nachtaffen, kleine, dem Eichhörnchen ähnliche schwarze Tiere, sich oft so daran betrinken, daß sie vollständig berauscht aus den Kronen fallen und dann leicht gefangen werden.

Ich bin sicher, daß ich hier noch nicht alle Verwendungsmöglichkeiten der Palme angeführt habe. Es gibt ja noch hunderterlei kleine Dinge, welche besonders auch aus dem Stroh geflochten werden, Celler, Deckel, Mützen und so weiter; allein es * würde zu weit führen.

Als die Sonne hinter dem verschlungenen Uferdickicht versank, packten wir unsere Sachen zusammen und machten uns auf den Rückweg. Wir hatten Abderrahmani schon vorher nach Hause geschickt, ließen die Stühle im Dorf und nahmen nur das Malzeug mit.

Wie am Abend zuvor blies ein kalter Wind. Die Stimmung über dem Ebbestrand war überwältigend, bunt und doch großartig.

Überall, wohin das Auge wanderte, Tropenpracht und Farbenglut!.

Wir gingen schnell gegen den Wind an.

Das Abendrot verblaßte allmählich. Der Mond der wonnigen Südnacht stieg herauf und versilberte den weiten, mattleuchtenden Strand. Fast bis zum Horizont hatte sich das Meer zurückgezogen, und die weite Fläche glänzte wie eine ungeheure Eisbahn. Der kalte Wind verstärkt das winterliche Heimatsgefühl, das uns plötzlich überkommt.

Sehr müde, aber voll von neuen Eindrücken, von frischem Arbeitseifer und von verlockenden Plänen erklommen wir das Treppen, ließen uns von Abderrahmani über die Siafu hinwegleuchten und saßen bei der Petroleumlampe noch lange gemütlich einander gegenüber, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt und im Vorgefühl einer köstlichen Nacht-

Licht und Schatten in den Straßen Sansibars

Als glutroter Feuerball sinkt die Sonne ins Meer und läßt in dem goldenen Dunst, der sie umgibt, die zartvioletten Bergsilhouetten des Festlandes erkennen.

Auf dem weiten Meer tanzen die Lichtfünkchen in breitem Streifen. Wie eine ins Meer gesunkene Milchstraße, wie eine Million von kleinen Sternen, so glitzert und blitzt es.

Wir stehen auf unseres Daches Zinnen, wie jeden Abend um diese Zeit. Bald zeigt der Himmel nur noch goldumsäumte Rosenwölkchen. Da wandern wir auf der breiten Terrasse umher und gucken in die Nachbarhöfe und -häuser. Um diese Zeit wird es lebendig. Nicht nur die Menschen, auch die Ratten entströmen in Scharen ihren engen Wohnungen. Auf einer vorspringenden Mauerkante des gegenüberliegenden Gebäudes entsteigt Punkt sehs Uhr dem rostzerfressenen Abflußrohr, das an der Hauswand emporklettert, eine dike, dike Rattenmutter, die auf Naub ausgeht und in einem andern Rohr, welches wie eine offene Ader in das Innere des nächsten Hauses führt, verschwindet. Inzwischen spielen unten im Höfchen, wahrscheinlih unter der Obhut eines Vaters oder einer Muhme -- denn wir sehen auch

dort eine große Natte --, vier kleine Rättchen. Wenn man bedenkt, daß allmonatlich vier- bis fünftausend Ratten bei dem englischen Gesundheitsamt abgeliefert werden, so sind sehs Ratten in einem Haus gar nicht so erstaunlich viel.

Jeder kann ein Lied von dieser Plage singen, auch wir. Noch vor wenigen Tagen schlug mein Mann im Eßzimmer eine tot, die ganz kreuzfidel, während wir beim Abendessen saßen, zum Fenster hereingekrabbelt kam. Einmal hatte sich auch eine Ratte ins Schlafzimmer hineinverirrt, wo sie, nachdem sie sich an meinem besten Stikereikleide und unserer Seife gütlich getan hatte, zu seliger Ruhe auf meinem Moskitonetz niederließ. Ganz dicht neben mir kletterte sie hinauf, aber es war ihre letzte Nacht, denn das Morgenrot leuchtete auch ihr zum frühen Tod. Indessen, hoch vom Dache aus machen diese Beobachtungen Spaß.

Die Zeit, welche unmittelbar auf den Sonnenuntergang folgt, ist die schönste. Der Himmel über der Stadt mit ihren geradlinigen weißen Häusern hat eine intensiv grünblaue Färbung angenommen, manchmal durch einen Zug schleierhaft feiner Rosawolkenstreifen unterbrochen. Die Palmen haben das Barte und Scharfe verloren und ragen wie dunkelgrüne FSederbüsche in die abendliche Dämmerung.

Von den beiden Türmen der katholischen Kirche, die sich wie aus Gold modelliert von dem himmlischen blauen Bintergrund abheben, ertönt das Abondgeläut. Der Turm des Sultanspalastes wird zu einer Geistererscheinung; je mehr die Dunkelheit fortschreitet, desto märchenhafter wird er. Die elektrischen Lampen, welche das Zifferblatt seiner Uhr beleuchten, sind dem Auge verborgen, und so wirkt es, als sei er von Alabaster und das Licht durchscheine die zarte Hülle.

Boch über uns steht der silberweiße Mond, jetzt noch blaß, ohne rechte Leuchtfraft, aber wenn wir vor dem Schlafengehen

noch einmal hier heraufsteigen, dann hat er Macht gewonnen über die Landschaft und die stille weiße Stadt zu unseren Füßen, über das Meer und über unsere Herzen. Dann rücken wir die bequemen RKorbstühle um den kleinen Tisch und sien -- wenn das Glück uns günstig ist -- vielleicht mit einem guten Bekannten noch lange plaudernd zusammen. Dann wird von der Heimat gesprochen und von den Lieben, und durch den Zauberschleier einer tkopischen Mondnacht erscheint uns Deutschland so schön, ach so schön!

Jeden Morgen früh um vier erdröhnt ein Kanonenschuß; wer dadurch geweckt wird, hört bald darauf den Muezzin, den Diener der Moschee, in langgezogenen Tönen die Gläubigen zum Gebet rufen. Es mögen wohl nicht allzu viele sein, die diesem Ruf folgen, aber doch wird es bald darauf in den Gassen lebendig.

In der Hauptstraße natürlich, die wie alle orientalischen Straßen von wahrhaft beängstigender Enge ist, liegt das Hotel. Ein großes blaues Herz kennzeichnet es als solches, denn in dem blauen Felde liesi der des Lesens Kundige: „Afrika-Hotel“. Dort ist in der Frühe noch kein Betrieb. Die schöngeschnitzte arabische Tür mit den blanken Messingspitzen ist zwar schon lange gastlih geöffnet, aber nur, um die schwarzen Weiber mit ihren gefüllten Wasserkästen auf dem Kopf aus und ein gehen zu lassen.

Links vom Eingang liegt das Bureau, das den Salon ersetzt, denn obgleich ein unendlich schmales Gimmer mit einigen Korbsesseln und Marmortischchen für die Gäste zur Verfügung steht, verirren sich doch nur Neuankömmlinge dahin. Ich war auch einst fremd, aber ich flüchtete gleich wieder hinaus, denn der Staub war zu aufdringlich. Ein bekannter Herr, der, wie wir damals auch, dort logierte, sagte zu mir: „Ich kenne das Hotel schon seit zwanzig Jahren. Es hat etwas Heimatliches, immer alles so unverändert zu finden, allerdings auch den Staub, der,

wie ich glaube, noch seit Wissmanns Zeiten hier liegt, denn ich habe hier nie fegen gesehen.“

Wir hatten nachher das Glück, in einer Art Dependance zu wohnen. Der Wirt und Besitzer hatte noch einen alten Palast, nämlich den des bekannten Sktlavenhändlers Tippu Tip, der zur Zeit der Stanleyschen Afrikadurchquerung eine Rolle spielte, dazugemietet. Unser Zimmer lag in einem Aufbau über dem eigentlichen Dach und hatte neun Fenster. Ursprünglich hatte der nebenan liegende Raum noch dazugehört, so daß es ein großer Saal mit fünfzehn Fenstern gewesen war.

Der erste Morgen im Tippu Tip wird mir noch lange in der Erinnerung sein. Die Einrichtung unserer Stube erschien in diesem hohen, großen Raum vielleicht dürftiger, als sie war. Die Betten, wenigstens die Matratzen, waren bequem. Wir hatten gut geschlafen, aber plötzlich [sprang mein Mann aus dem Bett und sagte lachend: „Denke dir, als ich wach wurde, sah ich eine große, shwarzbraune Kugel zu meinen Füßen. Im ersten Augenblick glaubte ich nicht anders, als daß es ein Negerkopf sei, aber ich habe mich eben überzeugt, daß es nur ein Wust Seegras ist, der einem Loch in der Matratze entquillt!“

Der Speisesaal, oder sagen wir lieber die Speise- - terrasse, liegt auf einem flachen Dach zwischen zwei Höfen. Man verbindet unwillkürlich mit dieser Vorstellung einen luftigen Ort, aber leider ist dies hier nicht der Fall, da die Häuser der Umgebung höher sind und jeden Luftzug abschneiden. Infolgedessen herrscht zur Morgen- und Mittagszeit eine glühende Hißze, vermischt mit den Speisedünsten, welche aus einem der Höfe heraufsteigen. Miemals sollte ein Gast vor der Mahlzeit da hinuntersehen, das sonst sehr gute Essen würde ihm nicht mehr schmecken. Der Wirt des Hotels, ein rumänischer Jude, ist in jeder Weise entgegenkommend.

Natürlich wandert jeder Neuankömmling trotz der Sonnenglut

schon am Vormittag durch die Inderviertel, und wir machten keine Ausnahme. Eine schwüle, dumpfe, geruchshwere Hitze lagert in den engen, menschenwimmelnden Gäßchen. Anfangs ist es, als habe die „DVornehmheit“ der Hauptstraße noch etwas abgefärbt, denn wir sehen rehts und links prosaische Bureaus von Indern, Goanesenschneiderwerkstätten, in denen europäische Kleider angefertigt werden, Läden voll Porzellangescirr, Buchbindereien und Einrahmegeschäfte. Je weiter wir aber vordringen, desto bunter wird es. Vor allen Dingen sind es jetzt die Kinder, welche wie bunte Libellen durch das Dunkel und den Schmuß der Straße gaukeln.

Diese Inderkinder mit ihren Märchenaugen und Elfengliedern, von denen jedes und jedes ein reizendes Modell zum Malen abgäbe! Die ganz Kleinen sind meistens nackt oder doch nur mit einem schmutzigen Hemdchen bekleidet. Die größeren, die Mädchen, haben meistens auf dem bloßen Körper einen faltenreichen, grellbunten Kattunrock, der oft sehr fest um die Hüften zusammengezogen wird, und ein dürftiges, eng anliegendes Jäckchen mit kurzen Ärmeln. Die Haare sind in Zöpfen geflochten und baumeln auf dem Rücken. Auf dem Kopfe tragen sie oft schöngestickte, runde, flache Samtkäppchen. Die Jungen dagegen sind in nüchternes Weiß gekleidet, mit langen, eng anliegenden Hosen; dazu tragen sie einen Rok nach europäischem Schnitt. Auf dem Ropfe haben sie auch Samtkäppchen, meist von violetter Farbe, in der Regel aber ohne Stickerei.

Die Frauen beneide ich nicht, die tagaus, tagein auf den Ladenschwellen hocken, ihre kleinen Kinder um sich herum, dann und wann einem Käufer etwas abwiegend. Von dem schwarzen Hintergrund des Ladenraumes heben sich diese gelblichen, scharfen Gesichter mit den dunklen umschatteten Augen und schwarzen Haaren in der engen Umrahmung ihrer grellbunten Seidentücher fast unheimlih) ab. Der Schmug, in

dem sie steken und ihre Kinder aufwachsen lassen, ist fürchterlich.

Das Straßenbild wird nun immer bunter. FSruchthändler, offene Stände mit allerlei Olgebäk, wechseln mit Seidenbasaren, in denen die indischen Frauen als Käuferinnen sitzen und feilschen, Läden, in denen man alles haben kann, von der reichsten Auswahl der zur Schau an Stöcken aufgehängten Retten und Armbänder aus grellbunten, seltsam geformten Glasperlen, bis zu Hosenknöpfen und Zwiebeln und Stöcken des Zahnbürstenbaumes, deren sich die Suaheli zum Reinigen der Zähne bedienen.

Wir kommen nun in die Gasse der Tuchverkäufer. Dies ist eins der farbenglühendsten Bilder, welche der Orient hervorzaubern kann. Weit in das enge Gäßchen springen die hölzernen Stangen vor, an denen in buntester Reihe nebeneinander und auch übereinander blaue, grüne, rote, weiße, gelbe und gemusterte Seiden- und Baumwollstoffe hängen. Durch das schützende Wellblechdach entsteht ein scharfer, tiefshwarzer. Schatten, aber auf den Stoffen selbst spielen die Sonnenstrahlen und entlocken den glänzenden, mattblumigen Seidenflächen die herrlichsten Farbenspiele. Fast zu bunt, selbst für den Orient, wirkt die grellgekleidete, hin und her flutende Menschenmenge.

Es ist in der Tat aber auch ein Rassengewirr, das auseinanderzuhalten nicht einfach ist, selbst wenn man längere Zeit hier ist!

Die auffallendste Kleidung tragen natürlich in jedem Volk die Frauen und Mädchen. Unter den Indern selbst herrschen wieder soundso viele Sekten, die den Unterschied in der Religion auch in der Kleidung zum Ausdruck bringen. So gibt es Inderfrauen, auch Mädchen, die hemdartige Gewänder aus bunter Seide tragen, deren Säume mit blumenbestiktem schwarzen Samtband verziert sind, ebenso wie die weite Seidenhose, die bis auf die Füße

reicht.

Eine der charafkteristischsten Gestalten in diesem Getriebe ist die Suahelifrau, mag sie nun in einem einfachen Kanga oder in einem großen schwarzen Tuch, das sie ganz verhüllt, erscheinen. Neben der intelligenten, frauenhafteren, aber schmutzigen Inderin wirkt sie wie bei uns in Deutschland etwa ein frishes und adrettes Landmädchen neben einer shlumpigen Verkäuferin. Stets ist ihr Kanga von blendender Sauberkeit, die wolligen Haare sind in viele Scheitel geteilt und in glänzenden kleinen ZSöpfchen direkt an der Kopfhaut festgeflochten; am Halse laufen sie in kleinen Ringelshwänzchen aus. Über der schokoladefarbenen Haut liegen die Perlenketten in bunter Reihe, und auch die kräftigen Handgelenke zeigen solche Armbänder. Ich möchte sagen, daß diese schwarze Frau hier trotz ihrer tiefen Stellung im Grunde ihrem Manne ebenbürtiger ist als die Frau irgendeines anderen Volkes. Da durch Generationen hindurch, seit undenklichen Zeiten, alle Arbeit auf ihren Schultern gelastet hat, so verfügt sie über wahre Manneskräfte und weiß ihr Recht mit der Faust durchzuseßen.

Ihr nacktes, reizendes Kind im Tuch auf den Rücken gebunden, einen Korb oder flachen Teller, manchmal auch nur eine Tasse oder eine Flasche auf dem Kopfe tragend, schreitet sie mit dem Gang einer Königin unbekümmert durch das Gedränge.

Der Kanga, ihre Kleidung, besteht aus zwei großen Stücken buntbedruckten Baumwollstoffes, von dem das eine um den Körper geschlungen wird; das andere flattert schleierartig vom Kopf herunter und bedeckt die Schultern und den Nacken. In den meisten Fällen hat der Kanga einen bläulichen Untergrund, auf den mit shwarzer Farbe und einem schönen, satten Burgunderrot Gegenstände und Muster aller Art aufgedruckt sind. Sansibar ist das Paris der Schwarzen, und die Mode schwingt hier ihr Zepter.

Der Geschmack zeigt jedenfalls Teilnahme an den täglichen

Ereignissen. Uls ein hoher englischer Beamter gestorben war, wurde dessen Sarg auf den Kangas abgebildet und hundertfach in den Straßen spazierengetragen. So sieht man überall zum Beispiel ein Automobil, ein vollständiges Kaffeeservice, den Sultanspalast, eine Equipage mit feurigen Rossen, Berzen, Wasserkalebassen und so allerlei als Muster aufgedruckt.

Mit der Miene eines bummelnden Gigerls flaniert der „Boy“ durch die Straßen, der vornehmste Typ des Suahelinegers. Sein blendend weißes, formloses Bemd erinnert mich an einen Schneemann zu Bause. Auf dem Kopfe den unvermeidlichen Fes mit shwarzer Seidentroddel, in der Hand ein dünnes Spazierstökchen, schlendert er nachlässig durh die Menge und ruft hier oder da einen „Rafiki“ an, einen seiner Freunde.

Die indischen Verkäufer, welche in den offenen Cüren sitzen, sind unauffällig in Weiß gekleidet. Über der sehr engen Hose hängt das Hemd bis knapp an die Knie, während der Rok nach europäischem Schnitt, aber sehr eng und lang angefertigt ist. Sie tragen ein shwarzes Samtkäppchen auf dem Kopf. Durch die Art ihrer Turbane fallen dem Fremden besonders die Banianen ins Auge, die heidnischen Inder. Es sind lange, schlanke Menschen mit der Hautfarbe des Arabers. Sie tragen sehr fest gedrehte, mächtige Turbane von leuchtenden Farben, deren eines Ende lang über eine Schulter flattert. Über das Hemd wird eine ärmellose Weste, die vorn offen getragen wird, angezogen, während die Bekleidung der Beine durch ein Tuch hergestellt ist, das ähnlich der Art, in der unsere kleinen barfußlaufenden Mädchen am Strande ihre Kleidchen in Höshen umwandeln, angeordnet ist.

Ein Gerudy von Gewürznelken, Zimt und Weihrauch, von starken Parfümen und duftenden Blumen lastet zwischen den Häusern, dringt aus den offenen Türen und strömt aus den Seidengewändern. Selten nur verirrt sich ein vornehmer Araber

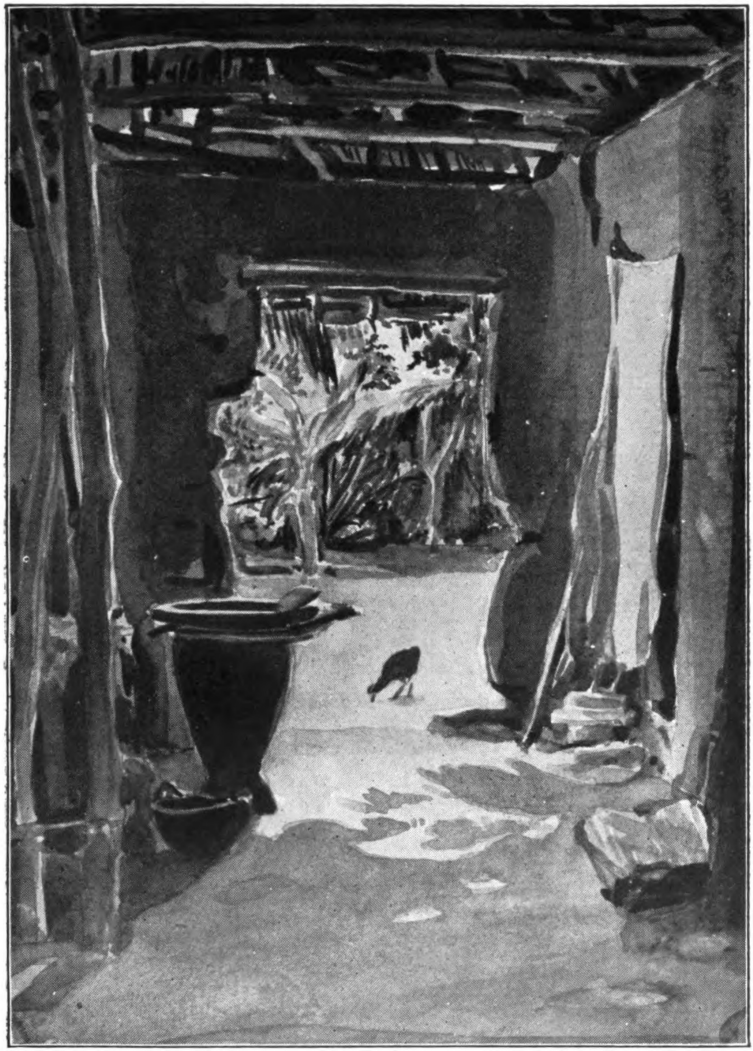
in dieses Gedränge. Seine Landsleute aus den untersten Ständen sieht man vereinzelt als Kaffeeverkäufer mit Messingkanne und einem in Drähten hängenden Becken voll glimmender Kohlen umherziehen. Wie sehr aber selbst diese Geringsten ihres Volkes um ihrer arabischen Abkunft willen von den Suaheli geachtet werden, zeigt das Benehmen unseres Boy. Ich hatte mir einmal einen ganz zerlumpten, einäugigen Kaffeeverkäufer, der hier eine charafkteristische Straßenfigur ist, zum Malen mit nach Bause genommen. Als ich ihn fertig skizziert und mit reichlichem Backschisch entlassen hatte, sprang unser Jonathan eilfertig hinzu, half ihm die Kaffeekanne tragen und begleitete ihn mit den höflihen Worten: „Kwa heri, kwa heri, Bwana kubwa!“ zur Tür hinaus. „Adieu, adieu, großer

Zuweilen sieht man dunkelfarbige Leute in ganz europäischer Tracht, die nur eine seltsame, häufig aus Lack angefertigte, sonst graue, zylinderartige Kopfbedeckung tragen. Geschäftig eilen sie mit einer Mappe unter dem Arm durch die Gassen. Es sind Parsis, von denen etwa achtzig hier in Sansibar wohnen, nicht mohammedanische Perser, die Jünger des Zoroaster sind und das Feuer verehren als treffendstes Symbol der Gottheit. Sie werden von den Engländern halb und halb als Europäer betrachtet; ein Parsi ist sogar Mitglied des Englischen Klubs. Zum Teil haben sie hervorragende Stellungen bei der Regierung inne.

Die Parsifrauen tragen eine sehr kleidsame Tracht. Sie besteht aus großen Stücken sehr feinen, durchsichtigen Musselins oder Batistes, auch Seide, mit schwarzem Samtband gesäumt, wodurch ein wunderschöner Faltenwurf erzielt wird. Um Brust und Arme schmiegt sich eine eng anliegende Seidentaille. Tritt eine Schar so gekleideter Frauen auf die Straße, so ist es, als wären es Feen, die sich zur Taufe eines Königskindes begeben.

Auch hier auf der Insel Sansibar haben die Parsis einen Feuertempel, zu dem aber kein Andersgläubiger Zutritt erhält.

Einen Turm des Schweigens besitzen sie aber hier nicht, begraben vielmehr ihre Toten entgegen der Sitte ihrer Religion. Bekanntlich ist Bombay der Hauptort ihres Kultus in unseren Tagen. Eine Beschreibung der Türme des Sdhweigens, in denen sie ihre Toten den Geiern zum FSraße überlassen, gibt Dosabhai Framji Karaka in seinem Buche, das er dem verstorbenen König Eduard VII. von England widmete. Die Plattform hoch oben senkt sich trichterförmig nach innen und ist in Plätze für die Leichen eingeteilt, so daß die ganze äußere Runde für die Leichen der Männer, die mittlere für die der Frauen und die innerste für die der Kinder ist. Es sind Vertiefungen im Boden angebracht, in welche die Körper gelegt werden; von ihnen führen schmale Abflußrinnen nah dem Innern in die Tiefe. Diese sind zur Aufnahme für die vom Körper ausgehenden Flüssigkeiten bestimmt. Kaum ist die Leiche des Verstorbenen oben niedergelegt, als auch schon die Geier sich sammeln; in der kurzen Zeit von einer Stunde etwa haben sie die Knochen vollständig bloßgelegt. Diese werden alsdann in die Tiefe des Turmes geworfen.



Durchblick in eine Suahelihütte. Zeichnung von Thea de Haas

Durchblick in eine Suahelihütte. Zeichnung von Thea de Haas.

Die vorher erwähnten Banianen, die Inder, die nicht dem Islam angehören, sind besonders auf die Schonung der Tierwelt infolge ihrer Religion bedacht. Sie erschlagen selbst keine Ratte, die ihnen im Schlaf über ihr Gesicht springt, und töten auch kein Ungeziefer. Niemals rühren sie Fleisch an, auch niemals eine Kost, die ein Andersgläubiger zubereitet hat. Die Leichen

verstorbener Angehöriger werden verbrannt. Bier in Sansibar ist die Verbrennungsstätte draußen am Strande.

Endlich gelangen wir auf den Markt. Moderne Markthallen erinnern uns ein wenig an die Heimat, nur liegen sie unter Palmen. Wir wandern an den appetitlichen Fisch- und Fleischständen vorüber und kommen dann zum Obstmarkt. Dort ist wieder ein unmenschliches Gedränge und scheinbar wütendes Geschrei.

Orangen, Sitronen, die Melonenfrüchte des Papayabaums, die zartrosa Retufa, die ganz unseren Weihnachtsäpfeln ähneln, die gelben Rosenäpfel, die wie ZSentifolien riechen, grüne, rote und gelbe Bananen, Sukerrohr, Gemüse aller Sorten, das vielfach von der Insel Pemba kommt, und Rokosnüsse, alles das liegt dort in Körben von Palmblättern aufgehäuft oder auf dem Boden ausgebreitet.

Neben dem Obstmarkt ist noch eine riesige Halle, in welcher die Althändler auf Fremde, Unerfahrene und Kenner warten. Sie verkaufen neben altem Gerümpel auch wertvolle Untiquitäten, die aus alten Araberpalästen herrühren. Schöngeschnitte Truhen, Messing-, Bronze- und Elfenbeingegenstände, Dolche und Säbel mit kunstvollen Griffen und -- was auch sehr gern gekauft wird -- Fußringe der indischen Frauen, die, rein Silber, oft bis fünfzig Mark im Preise stehen. Die wohlhabenden Inderinnen verfügen nämlich über wertvollen, reichen Schmuck, da es in Indien Sitte ist, einen Teil des Vermögens in den Schmucksachen der Frauen anzulegen.

Todmüde gelangen wir nach Hause, aber die Hitze ist so groß, daß wir nicht einmal zu einem gemütlichen Nachmittagsschläfchen kommen; da wir aber seinerzeit im Tippu-Tip-Hotel die einzigen Gäste waren, so machten wir es uns auf der überdeckten Dachterrasse bequem, wohin doch wenigstens ab und zu ein Lüftchen kam.

Wenn die Sonne sich dazu bequemt hat, langsam von ihrer Höhe herunterzusteigen, dann erst atmet der Mensch auf.

Ehe wir uns auf den Bummel begeben, treten wir noch einmal an die Brüstung, um auszuspähen, ob das sehnlichst erwartete Schiff von Europa, unser gigantischer Briefträger, dem wir mit zehnmal so großer Ungeduld entgegensehen als dem Postboten daheim, sich schon dem Hafen nähert. Nein, noch immer nicht --!

So wandern wir die Hauptstraße entlang, vorbei an dem Fruchtladen, der sich keX in dem Hausgang mit prächtig geschnizter Tür aus besseren Tagen Sansibars niedergelassen hat. Wir kommen an dem Laden der Singalesen vorüber, an dessen offenem Eingang ein Riesenelefant aus Ebenholz die Passanten in Erstaunen seßt.

Die Singalesen erregen nicht mit Unrecht die größte Derwunderung des Neulings. Ihre langen schwarzen, am KBinterkopf zu Knoten aufgesteckten Baare, der verkehrt eingesteckte Schildpattkamm, das wie ein Weiberrock drapierte, fassonlose Stück Tuch, welches unter der europäischen Jacke hervorkommt, das alles steht sehr in Gegensat zu dem starken, schwarzen Schnurrbart.

Nachdem wir die Bank of India, das deutsche Konsulat und das englische Gerichtsgebäude hinter uns gelassen haben, weitet sich die Straße plöklich und wird zu einer breiten Allee.

Rechts führt eine Einfahrt in den Palast des englischen Generalkonsuls, während links der öffentliche Diktoriapark liegt. Wir gehen am englischen Gefängnis vorüber, einem düsteren, von Witterungsunbill geshwärzten, trozigen Gebäude, an dem zahlreiche alte Kanonen aufgestellt sind. In seiner Nähe, aber abseits von der Straße in einem Garten, liegt das sehr luftige Krankenhaus der Eingeborenen.

Auf der breiten, asphaltierten Chaussee, zu deren beiden Seiten wundervolle RKasuarinen stehen, herrscht ein lebhaftes

Treiben. Fuhrwerke aller Art jagen oder rollen langsam vorbei; vom Auto bis zum Eselkarren ist alles vertreten. Den prächtigsten Anblick gewähren entschieden die von LackX blitzenden Landauer mit den schweren, großen, feurigen Rappen der Araber und Inder. Auf dem Bok und hinten auf einem Trittbrett stehen rotgekleidete Diener, während der Rutscher selbst häufig, wenigstens bei. den Sultanswagen und Regierungsfuhrwerken, ein Sikh ist, ein indischer Soldat in erbsgelbem Rhafki mit riesigem Turban, aus dem eine rote Fesspißte hervorlugt. In die weichen Polster des Wagens lehnen sich mit fabelhafter Pracht gekleidete Frauen, manche streng verschleiert, und viele Kinder in grellen Festkleidern drängen sich eng aneinander. Auch die Mietswagen sind übervoll von diesen bunten Dämchen, und die armen Pferde müssen es ent-Da die Wagen alle Gummiräder haben und die Glocken, welche die Rutscher mit dem Druck ihrer Zehen zum Klingeln bringen, durch einen sehr melodischen Ton auffallen, so ist es ein entzückendes Bild, das da vorübergleitet.

Suweilen rennt auch ein Vorläufer dem Wagen ein Stück voraus. So fuhren wir einmal im Auto durch eine enge Straße, als ein solcher Herold mit rotumschnürtem Stab um die Eckcke bog und schrie: „Simila, Sultani!“ worauf unser Chauffeur rücksichts5los zurückfuhr; und das war auch nötig, denn fast im selben Augenblick bog die Equipage des Sultans um die EXe. Er selbst saß in dem prächtigen Gefährt und grüßte mit der dem vornehmen Orientalen angeborenen Liebenswürdigkeit.

Swischen den Wagen fahren die Rickschas der Europäer, die zum Tennis hinaus wollen, denn rechts von der Straße bis zum Dünengürtel des Meeres dehnen sich die grünen Rasenpläße.

Mit der ihnen eigenen ruhigen Gelassenheit wandeln wie ernste, biblishe Gestalten hochgewachsene Araber durch die bunte Menge. Ihre langen, schwarzen Kaftane mit den Goldschnüren kleiden sie vortrefflich, und der im Gürtel

steckende schön ziselierte Dolch erinnert an die Gestalten der Märchen aus Tausendundeine Nacht. Immer noch imponieren die stolzen Gestalten des Stammes, der Sansibar das Gepräge seiner Kultur aufgedrückt hat.

Troß der erfrischenden Brise ermüdet man leicht, und nachdem wir noch einen Blick auf die Europäerfriedhöfe geworfen haben, ist der Wandertrieb befriedigt.

In unserem Tippu-Tip-Hotel haben wir einen Nachbarn erhalten, einen englischen Zahnarzt. In der ersten Nacht — es mochte etwa gegen ein Uhr sein -- fing er auf einmal an, die Türen auf und zu zu schlagen. Ich dachte: Was für ein roher Patron! Nac einiger Zeit gelang es mir aber, wieder einzuschlafen.

In der nächsten Nacht wiederholte sich dieselbe Geschichte, nur mit dem Unterschiede, daß er obendrein noch Stühle auf den Boden aufstieß und einen unheimlichen Lärm mit seinen Instrumenten vollführte. Ich konnte damals auch singen: Meine Ruh'

Der Mensch war entschieden mondsüchtig, aber was das Unangenehmste dabei war, wir konnten nicht einmal unsere Türen zuschließen, denn da gab es weder Schloß noch Schlüssel noch einen Haken. Man konnte sie nur einfach einklinken. Glüklicherweise konnten wir bald darauf in ein Privathaus übersiedeln, das wir nun schon seit Monaten bewohnen.

Sansibar haben wir inzwischen gründlich kennengelernt, und ich bin oft mit meiner Zeichenmappe unter dem Arm durch die Straßen geschlendert.

Da hatte ich neulich ein nettes kleines Erlebnis. Vor etwa acht Tagen machten wir einen Mondscheinspaziergang ins Ngambo, das Eingeborenenviertel, in welchem vornehmlich die Suaheli von der Festlandsküste sich niedergelassen haben; aber auch die ärmeren Araber und Inder finden sich hier.

Wir wanderten über die Brücke, die das Ngambo mit der Stadt verbindet. Sie vermittelt den DVerkehr über einen weit herumgreifenden Meeresarm, der aber zur Ebbezeit trocken liegt. Leider strömt dieses Bett, wenn die Flut zurückgegangen ist, infernalische Düfte aus; seinen Grund hat dieser Übelstand vornehmlich darin, daß drei Viertel der Einwohner Sansibars, wie ein früherer Reisender sich sehr sinnig ausdrückt, gewisse häusliche Einrichtungen nicht kennt.

Wir wanderten also über diese Brücke, zu deren beiden Seiten ständig Krüppel und Bettler sitzen, und mischten uns in das Gedränge. Ich hatte früher schon ein paarmal hier gemalt, war aber noch nie des Abends da gewesen. Die müden Kinder schliefen mitten im Lärm zwischen den Körben voller Erbsen und Bohnen. Hier und da wurde noch fleißig genäht und gearbeitet; im übrigen lag aber das Gefühl des Feierabends in der Luft.

Da kamen wir auch an dem Verkaufsstand vorbei, in dem ich das Töchterchen des Besitzers, eines Inders, gezeichnet hatte. Es erkannte uns sofort wieder und grüßte vertraulich. Mein Mann wollte ihr ein Geldstück in die Hand drücken; sie schüttelte aber den Kopf und versteckte die Hände. Da gingen wir weiter.

Als wir auf dem Rückweg wieder vorbeikamen, schien sie auf uns gewartet zu haben. Sie sprang auf die Straße, eilte auf mich zu und küßte mir die Band. In ihren Bewegungen lag eine Anmut, die für unsere Backfische vorbildlich hätte genannt werden können. Wir verabredeten dann mit ihrem Dater, daß ich am nächsten Tage kommen würde, um sie in Öl zu malen.

So hielten wir denn auch Wort und stiegen am folgenden Morgen über die verschiedenen Kornkörbe durch den Vorratsraum zuerst eine sehr finstere, darauf eine helle, saubere Treppe hinauf. Oben auf dem großen Dach war aus Holz ein weiter Saal erbaut, sehr luftig gelegen und mit einer prächtigen Aussicht.

Rurssum -- so hieß das niedliche kleine Mädchen -- vershwand nach unten, um gleich darauf mit ihren schönsten Kleidern wiederzukommen. Sie brachte zwei Unzüge, bei deren UAnblik mir wahrhaft die Augen übergingen. Beide waren aus feiner Damastseide, überreih mit Wachsperlen, Silberflitter, Gaze und Schleifchen benäht.

Ich wählte das blaue. Es war ein Hänger von drei Viertel Länge. Rurssum erschien wieder, strahlend und glitzernd. Rosaseidene breite Hosen, ebenfalls mit Silbersternen bestickt, ließen die zierlichen, nackten, mit Silberringen geschmückten Füße frei, die in flachen Lackschuhchen steckten. Auf dem Kopf trug sie ein prächtiges, graugrünes Samtkäppchen, reich mit Wachsperlen und Ornamenten verziert.

Ich gab mir die allergrößte Mühe, aber es war nicht möglich, eine ungezwungene Haltung zu erzielen. Hieß ich sie sich hinsetzen, so plusterte sich die faltenreiche, leichte Seide zu einer Kugel auf, denn Rurssum streckte die Arme wie ein Mantelständer von sich. Sie zupfte in kindlichem Stolz, der ihr reizend stand, hier ein Schleifchen und da ein Spißchen zurecht. Es kam mir geradezu wie eine Unhöflichkeit vor, ihr zu bedeuten, daß sie den Stoff des Unterärmels, den sie wie eine Schraube nach oben gewunden hatte, doch ruhig wieder nach unten hängen lassen sollte; sie glaubte nämlich, die Naht sähe zu unschön aus. Dann versuchte sie unablässig, die Seide des Kleides auseinanderzuhalten, wie die Damen der Biedermeierzeit beim Menuett.

Es wurde nun, wie es unter diesen Umständen nicht anders werden konnte, das Gesichtchen gut und lebendig, aber die Haltung ließ zu wünschen übrig. Ichy mußte ihr versprechen, auch ein Bild für sie selbst zu malen, und der Vater hätte gar zu gern schon dieses behalten.

Als ich nach Hause schlenderte, sah ich an den Dächern

entlang und fand, daß gar viele solche luftigen Speicher dort oben thronten. So waren also die Leute doch nicht, wie ich geglaubt hatte, auf die schwarzen, engen Ladenhöhlen allein zum Leben angewiesen. Wieviel Glanz und Pracht häufig selbst in den schmußzgsten indischen Spelunken verborgen steckt, haben wohl nur wenige europäische Durchreisende geahnt.

Auf der Gewürznelkenshamba

Koani -- Sansibar

Es ist Erntezeit. Nicht wie bei uns zu Hause begegnet man vollgeladenen Leiterwagen auf den Straßen, es grüßen uns keine freundlichen weißen Leute mit ihren Kiepen voller Trauben auf dem Rücken, wir sehen keine reichbehangenen Äpfelbäume, keine Obstverkäufer an den Excken, und doch ist es Erntezeit im vollsten Sinne des Wortes.

„Wollen Sie nicht ein paar Tage mit auf meine Shamba kommen, wir fangen jetzt mit den Nelken an. Meine Frau geht auch mit hinaus, wir haben dort einen Koch, und es wird ganz gemütlich werden, sagte der Besitzer des Afrika-Hotels zu uns, und wir nahmen die freundliche Aufforderung gern an.

Es ist ein mühseliges Unterfangen, mit Pferd und Wagen hier herauszukommen. Die Straßen, welche fast kreuz und quer die Insel durchziehen, sind geradezu erstklassig, richtige Automobilstraßen, aber der Boden ist von Rorallen gebildet und nützt den mangelhaften Hufbeschlag der Pferde sehr rasch ab. Dazu kommt, daß die armen Tiere unter dem Klima und der unzweckmäßigen Fütterung leiden, die hauptsächlich aus

Grünfutter und Süßkartoffeln besteht und nicht viel Kraft gibt. Das Schlimmste aber ist die rohe und brutale Behandlung durch die schwarzen Rutscher, welche keine blasse Uhnung vom Fahren haben und durch ständige sausende Peitschenschläge und heftiges Reißen an den Zügeln den Mangel an Verstand ersetzen wollen. Bei jeder noch so geringen Bodenwelle bleibt das gemarterte Tier stehen und wartet, ob die Gäste nicht aussteigen wollen.

So waren wir etwa zweiunddreiviertel Stunden in glühender Mittagssonne unterwegs, und niemand war froher als ich, als wir zwishen den Palmenwipfeln des vor uns liegenden Hügels ein Dach gewahrten. Gebettet in einen Palmenhain, so krönt das hohe weiße Haus den Hügel. Links von der Straße liegt es, und davor breitet sich ein sehr großer, asphaltierter Platz aus; dieser, sowie die untere Terrasse und gleichliegenden Räume im Hause sind der Arbeit und Aufbewahrung der Velken vorbehalten. Das obere Stockwerk enthält die Wohnräume. Das mittlere Zimmer nimmt die Tiefe des Hauses ein. Es erhält sein Licht durch die stets offene Balkontür und ist mit seiner wohnlichen Einrichtung, seinen bequemen Bombaystühlen und einem eleganten Empiresofa, dessen Beine seit sieben Jahren wackeln, so recht der Ort, um nach getaner Arbeit in froher Stimmung einen „night cap“ zu genehmigen. Rechts vom Eingang liegt das Eßzimmer, links ein Ankleideraum und dann auf jeder Seite je ein Schlafzimmer.

Jetzt steht das Leben auf der Shamba „absolutely“ im Zeichen der Nelke. Wenn noch der Mond am Bimmel ist, wird es lebendig im Hause. Mrs. Gerber (nicht Frau Gerber, denn sie ist eine Schottin), erscheint auf der Bildfläche in einem leichten weißen Morgenkleid, manchmal auch hausfraulich angetan mit blauer Schürze, und alle anderen Bewohner finden sich am wohlbesetzten Frühstückstisch ein. Nur ich nicht; mit Wonne drehe ich mich noch einmal um und schlafe noch ein Stündchen.

Heute aber war eine Ausnahme. Ich wollte einen Teich mit Wasserrosen malen, und die sind nur morgens erschlossen.

Die schwarzen Boys sind eifrig dabei, eine Unmenge kleiner, beinahe quadratisher Strohmatten auf dem großen Platz nebeneinander hinzulegen; dann füllen sie weiche Strohtaschen mit halbtrockenen Velken, um sie auf den Matten zum Trocknen auszubreiten. Reichen die Matten nicht aus, so werden riesige Segeltücher genommen.

Es gibt nichts Schöneres und grischeres als eine Nelkenplantage am frühen Morgen oder späten Nachmittag. Das sonnige Grün der glänzenden Blätter und der weiße Stamm erinnern sehr an unsere Birken daheim, aber die Nelkenbäume sind fast vom Boden auf belaubt, und die Art der Äste, die ganze Form des Baumes ist die einer kleinen vollbelaubten Pappel. Sie sind in Reihen gepflanzt, und man geht dazwischen hin wie in einem Park. Unmittelbar vor der Blütezeit werden die Bäume abgeerntet; denn was wir als Nelke kaufen, ist die getrocknete Blütenknospe mit ihrem Kelch. Das Pflücken ist sehr schwierig und erfordert geschickte Leute, aber trogdem leiden die Bäume sehr darunter, ja, manche können dadurch zugrunde gerichtet werden. Männer, Weiber, Kinder, alles klettert und pflückt und zieht dann um die Mittagszeit mit vollgefüllten Körben zur Shamba, d. hh). zum Hause, um dort, auf einer Strohmatte sizend, mit mehr oder weniger fleißigen Händen die Blüten von den Stengeln zu befreien. Viele Schwarze sind sehr geübt und bringen es oft fertig, an einem Nachmittag zwei Uörbe voll Nelken von den Stengeln zu befreien. Die Stengel werden auch getrocknet und verkauft, natürlich zu viel geringerem Preis; sie werden zur Herstellung von Nelkenöl verwendet. Die Arbeit ist ungeheuer groß; es dauert etwa zwei bis drei Tage, bis die Nelken vollständig trocken sind. Wenn die Sonne nicht sehr kräftig ist, auch noch länger. Ist es regnerisches Wetter -- was ein Schrecken ohnegleichen für den Plantagenbesitzer bedeutet --, so

müssen eine Anzahl Leute bereitstehen, um bei dem ersten fallenden- Tropfen mit Eilzugsgeschwindigkeit die Nelken ins Haus zu schaffen. Wird auch nur ein kleiner Teil naß, so schimmelt die Tagesernte. Jeden Abend werden alle Nelken unter Dach gebracht, die ganz frischen sowohl wie die halbtrokenen. Morgens in aller Frühe wird dann wieder alles gnädigst der Sonne zu Süßen gelegt. Es ist eine langwierige, mühselige, vom Wetter und den Leuten abhängige Arbeit, ehe die wohlgefüllten Säcke auf die schwerfälligen Ochsenkarren geladen und zur Stadt gebracht werden können.

Am ersten Tage hier ging ich nur ins Haus, um mein Malzeug auszupacken. Unter einem Schußdach, rechts von der Straße, stand ein prächtiger Ochse, groß, jung und stark, mit einem riesigen Fettbuckel auf dem Rücken. Das war ein auserlesenes Modell für mein orientalisches Kinderbilderbuch, das im Entstehen ist und mir unbegrenzte Freude und Arbeit macht. Auf der Jagd nach Motiven war es ganz erklärlich, daß ich mich gleich nach dem Essen unter den Nelkenpflückern niederließ, um nach Möglichkeit eine reichhaltige Skizze zu erringen. Sie blieben auch anfangs ganz schön sitzen, aber als ich mit den Personen gerade fertig war, waren plöklich die meisten weg und hatten sich auf den großen Platz hinunterbegeben. Ich hatte dies nicht bemerkt, weil zufällig gerade die Schwarzen sitzengeblieben waren, an denen ich arbeitete. In meinem Drange, möglichst viel Material zu sammeln, ging ich unter den Nelkenpflückern hin und her und entdeckte ein junges Mädchen, das aussah wie eine schwarze Madonna. Sobald ich mein Malzeug hatte, begann ich mein Werk; aber kaum waren die Umrisse des blumigen Kanga angegeben, als ein langweiliger, griesgrämig aussehender Kerl der Kleinen etwas sagte, worauf sie aufsprang und vershwand. Die Frauen rundherum lachten und sagten, sie würde bald wiederkommen, aber ich merkte, daß sie mih zum Narren haben wollten, stand daher auch auf und fand

ein anderes langgesuchtes Modell: ein junges Rind, das zur Abwechslung in eine Karre gespannt war. Leider hatte auch das Schwierigkeiten; denn das Tier, eben von der Weide gekommen, fand es uninteressant, am Baum zu stehen, und zerriß zweimal unter wilden Sprüngen den Strick, so daß ich mehrmals das Weite suchte. Als ich nach getaner Arbeit ins Haus gehen wollte, bot sich mir ein sonderbarer Anblick. Ulle Schwarzen, Männer, Weiber, Kinder, drehten mir mit Windezeile ihre werte Rückseite zu; die Köpfe neigten sie fast bis auf die Erde, und ihre Kangas waren so weit drüber gezogen, daß nur die emsigen Hände unter dem Rande hervorguckten. Wie lebendige Säcke lagen sie zwischen ihren Nelkenhaufen. Ich mußte lachen und fragte nachher Herrn Gerber, was denn der Schwarze zu dem kleinen Mädchen gesagt habe. „Er sagte, sie sollte sich erst eine Rupie geben lassen, ehe sie gemalt würde.“ Ich war sehr erstaunt; ich hatte geglaubt, die Religion wäre der Hinderungsgrund gewesen, da der Koran vorschreibt: „Du sollst dir kein Bildnis machen noch irgendein Gleichnis weder de9 das oben im Himmel noch des das unten auf Erden ist.“ Aber statt dessen diese Unverschämtheit! Abgesehen davon, daß sie tatsächlich nicht um die Rupie gebeten hatte, sondern sofort weggelaufen war, ist eine Rupie doch immerhin eine Summe, um die ein erwachsener Mann den ganzen Tag schwer arbeitet. Und hier hatte es sich nur um eine kleine Skizze gehandelt, von höchstens einer halben Stunde (denn es war schon am späten Nachmittag), und da ich sie gerade bei der Arbeit festhalten wollte, so hätte sie keine Zeit verloren und noch dazu einen netten Bakschisch gehabt. Nun, wer nicht will, der hat schon, dachte ich, ging hinauf und reinigte mich von den Spuren meines farbigen Handwerks. Hernach wollte ich noch einen kleinen Abendspaziergang machen und mußte zu diesem Zweck den Platz durchkreuzen. Da nahm ich eine große Aufregung wahr, alles schrie und brüllte durcheinander. Mrs. Gerber kniete zwischen den Leuten und half

den Nachzüglern; denn es dunkelte stark. Ich ging hin und fragte, was das bedeutete. Da sagte sie in trau- - riger, niedergedrückter Weise: „Die Leute sind „foolish', aber sie wollen wegen des Malens nicht mehr zur Arbeit kommen, und die Leutenot ist so groß, die geringste Urbeitskraft wird hochgeschäßt! Ich weiß gar nicht, wie das werden soll, wir hängen von ihnen ab.“ -- Ich stand da, peinlich berührt, von Forn und Erstaunen erfüllt. Man sagt, die Schwarzen seien wie Kinder, aber Kinder denken folgerichtiger (ich kann davon mehr als ein Beispiel anführen). Bier schien mir gar kein Schlüssel zur Denkungsweise der Schwarzen. Daß die ganze Menge aufgeregt war, lag daran, daß der griesgrämige Kerl der,,mzimamizi“ (Aufseher) war, und mit ihrem Führer nimmt die schwarze Herde Partei.

Herr Gerber schüttete Öl auf die Wogen, und am nächsten Morgen kamen doch alle wieder. Aber während der ganzen Zeit meiner Anwesenheit auf der Shamba bildete das Malen den Gesprächsstoff. Wenige Tage vor der Abreise sagte Mrs. Gerber: „Wissen Sie auch, was die Leute über Sie sprehen? Weshalb sie sich nicht malen lassen wollen? Ein ganz Kluger hat gesagt: ah, erst malt sie uns, und dann schickt sie uns nach Uleia (Europa), und da kriegt sie 300 oder 400 Rupien (etwa 400 bis 530 Mark) für jedes Bild!“ Ich konnte ein Seufzen nicht unterdrücken. Für jede kleine, rohe Aquarellstudie so viel! Dann könnte ich bald alle Luftschlösser zur Wirklichkeit machen! -- Aber da war mit Erklärungen nichts zu wollen: „Najua, najua.“ (Ich weiß, ich weiß.) Sie fürchteten, ich könnte sie schon ausnüßzen, wenn ich nur mit geschlossenem Stkizzenbuch durch ihre Reihen ging.

Da muß ich noch an Tatu (drei) denken, an die Frau eines Hausboys. „She is a little mad,“ sagte Mrs. Gerber, während ich die dike, junge Schwarze betrachtete, die mit kindlihen Gebärden und Tönen mir mein Sfkizzenblatt entreißen wollte. Sie war so übel nicht, und geradezu prächtig anzusehen war ihr Kanga, der, obgleich schmutzig, auf dem breiten Busen ein feuriges

Rappengespann mit rotausgeschlagener Equipage, dahinter ein Schloß mit Cürmen und Zinnen und drunter einen breiten Streifen arabischer Schrift aufwies. Nachdem ich dieses herrliche Bild als Skizze für mein Kinderbuch festgehalten hatte, wollte Tatu unter weinerlichen Lauten das Bild für sich haben. Sie war gleichgültig gegen den Bakschisch, weil es eine Silbermünze und kein Kupfer war. Um nächsten Tage kam ihre Mutter, die sie Mrs. Gerber mit den stolzen Worten vorstellte: „Dies ist meine Mutter, die mich geboren hat.“ Sie wünschte von ihrer Mutter dann Hühner, weil sie hier hungern müßte (wonach sie aber nicht aussah), und diese sagte, sie wollte sich nach einigen umsehen. Ich war verwundert, wie dieses einfältige Wesen dazu gekommen war, sich zu verheiraten. „Einfach deshalb,“ lautete die Untwort, „weil ihr Mann nicht so viel bei der Hochzeit für sie zu bezahlen brauchte; weil er sie mehr herumstoßen konnte, und weil sie doch noch vernünftig und kräftig genug war, Urbeit zu leisten. Sehen Sie die Narbe auf der Schulter, da hat er sie geschlagen!“

Die schwarzen Frauen werden gekauft. Es ist einfach ein Handel. Die jungen Frauen vom Lande stehen hoch im Preis. Im Durchschnitt kosten sie 100 Rupien, eine, die schon verheiratet war, 60 Rupien. In der Stadt dagegen, wo die meisten krank und verdorben sind, ist der Preis 60 Rupien, für eine Witwe etwa 30--40 Rupien.

Der Boy Amri, der bei Tisch bedient, ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt, hatte eine sehr hübsche Frau von etwa einundzwanzig Jahren, die er mir im schönsten Schmuck zum Malen anbrachte. Er steht aber außerdem in Unterhandlung mit den Eltern des kleinen, schon erwähnten Mädchens, um die der Kampf entbrannte. Dies Kind ist jedoch erst acht Jahre alt, etwa im dreizehnten heiratsfähig, und nun rechnet Amri: „Vach und nach kann ich das Heiratsgut bezahlen; es ist nicht so hoch, weil sie noch fo jung ist.“ Aber ich fürchte, Amri wird Enttäuschungen erleben. Seine Frau will ihm keine „ceuksa“

geben, d. h.. sie will ihm keine Freiheit lassen. Obgleich die Suahelifrauen nichts, aber auch gar nichts zu sagen haben, können sie doch den anderen Frauen das Leben so sauer machen, daß diese von selbst die Scheidung beantragen und zu ihren Eltern zurückgehen.

„Fächste Woche haben wir furchtbar viel zu tun," sagte Herr Gerber, „da beginnt auch die Kokosernte, und eben bekomme ich einen Zettel, daß mein Teilhaber am Fieber erkrankt ist. Ich weiß gar nicht, wie ich fertig werden soll." Allerdings, die Anzahl der Nelkenarbeiter hat die stattliche Höhe von 110 erreicht, und sie wollen beaufsichtigt werden. 3500 Bäume sollen abgeerntet werden. Herr Gerber ist schon lange vor Sonnenaufgang an der Arbeit und während des Tages ohne Ausruhen oder Nachmittagsschläfchen auf den Füßen. So bot mein Mann sich zur Aushilfe an, was dankbar angenommen

Nun begann am vergangenen Montag ein tüchtiges Arbeiten. 9000 Kokospalmen hatte die Shamba, 2000 Bäume trugen erst. Während Mrs. Gerber die Nelkenarbeiter beaufsichtigte und ich an einem stillen Plätzchen mein Atelier errichtet hatte, hörte man von Zeit zu Zeit das dumpfe Rrachen und Poltern der Nüsse. Ich bin denn auch einmal mitgegangen, um zu sehen, wie die Kerls mit raupenartigen Bewegungen nach oben klettern, in diese shwindelnden Höhen. Sie legen sich eine kreuzweise Schlinge um die Füße. Etwa in halber Böhe bleiben sie zusammengekauert siken, um einen improvisierten Gesang zum besten zu geben, dann klettern sie in die Krone und schneiden dort mit riesigem Messer die reifen Nüsse herunter, die unter donnerähnlichem Geräusch auf dem Boden aufschlagen und nochmals ho in die Höhe springen. Sind die Leute oben, so müssen sie ihren Namen ausrufen, den Herr Gerber in ein Notizbuch einträgt. Mein Mann beaufsichtigt das Aufsammeln und Aufstapeln der Nüsse, und ein Herr Blumenthal, Freund und Bekannter von Herrn Gerber, ist beim Aufladen "der Nüsse in die Ochsenkarren gegenwärtig. —

Auf jeder Palme sind vier Generationen von Nüssen, jedes Vierteljahr ist Ernte. Diese 2000 Palmen ergaben eine Ernte von 33000 Nüssen. -- Es ist gefährlich, zu dieser Zeit unter Palmen zu wandeln. Herr Gerber erzählte, daß ein Herr durch eine Kokosnuß getötet worden sei. Sein Tropenhelm sei ihm über das Gesicht gefahren. --Herrlich sind die Abende, wenn unter den hohen, dunklen Mangobäumen die Feuer der Schwarzen glühen, wenn am hellen tropischen Sternenhimmel der Mond aufgeht und die weiße Straße beleuchtet, wenn wir alle, befriedigt durch reihe Tagesarbeit, nah fröhlichem Abendessen die Friedenszigarette rauchen und unter Singen und Scherzen die Abendstunden vertreiben, um dann nach tiefem traumlosen Schlummer neugekräftigt der Urbeit und der Hikze entgegenzugehen.

Dieses zu erleben, wie wir es erlebt haben -- ich wünsche es allen meinen Freunden.

Vom Kilimandjaro herab

Etwa in Höhe der Meyerhöhle, rund 5000 m über dem Meere

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre…

Eine goldene Welle flutet über die weiche Wolkendecke dahin, die zur Nachtzeit über der Erde ausgebreitet liegt. Frostklare, selige Luft füllt den unendlichen Weltraum. Sie hat nichts gemein mit der shwülen Atmosphäre da unten. Aus der sinkenden Sonne schießen flammende Pfeile am grünlichen Firmament empor. Wenn sich einer zur Erde verirrt, leuchtet es von unten herauf, und die Steppe wirft sich dem Licht entgegen; sie wölbt sich förmlich hinauf, zerteilt die Wolkenschicht und bietet ihren grünen Atlasteppich zum Schemel der Füße Gottes dar.

Die Hänge, die vom Gipfel zur Tiefe aleiten, lösen ihre Härte auf. Blitzende Lichter umfließen die Steine. Sie leuchten wie Heiligenschein. Jeder von ihnen hat ein kleines, weißes Blumenkränzchen umgelegt. In einem Blutmeer badet sich tief unten die Welt. Die Wolkendecke fängt Feuer und brennt lichterloh.

Der Teppich zu Füßen des Berges versinkt in blaue Dämmerung, und die Nacht steigt herauf. Zu diesen freien Höhen

kommt sie aus der Tiefe.

Der Schneegipfel des Kibo, allein in unerhörter Einsamkeit, darf sich dem Licht noch hingeben. Von des Lebens rosigen Farben überhaucht, ragt er in den grüngoldenen Raum. Selbstsicher ruht er auf seinem breiten. Massiv, über sechstausend Meter hoch. Nun ergreifen die zerstörenden Schatten auch ihn mit ihren grauen Fingern, und langsam verbleicht das trügerische Rot. Scharf sind seine Züge geworden. Hart zeichnen sich die Umrisse vom kalten Himmel ab. Eine fremde, von Gott verlassene

Aber siehe da, nach wenigen Minuten erfüllt ein Purpurleuchten die Luft. Die Stunde des Bruderberges ist gekommen, des Mawensi, der Jahrtausende vor dem Kibo die Sonne sah. Uur durch einen schmalen Sattel ist er vom ewigen Schnee ge-Plötzlich beginnt er zu glühen. Zu gigantischen Zaden feuriger Cava aufgetürmt, ward er, scheint's, in jähem Wechsel der Utmosphäre in dem Augenblick erstarrt, als die Gewalten der Tiefe ihn aus dem Erdinnern hervorstießen. Eins „Abendburg“ flammt auf, wie der Sinai der Sage sie sah, als Gott selbst noch aus dem in Feuer lodernden Felsgestein heraus den zitternden Beduinen seine Geseze gab.

Binter dem Gebilde von Urkraft und Urtroß zerfließt jetzt die harte Luft in ein silberiges Licht. Ein weicher Schimmer umläuft die roten Felsenvorsprünge, und der glänzende Vollmond der Tropennacht schwebt lächelnd zum Himmel em-

Aufstieg zum Kilimandjaro

Im März 1913 weilte ich bei Dr. Förster in Alt- "moschi. Während mein Mann seine erste Löwenjagd in der Massaisteppe erlebte, malte ich trotz der erschlaffenden Tropenglut hoch oben am Berghang fast den ganzen Tag.

Leider setzte allmählich die Regenzeit ein, und ich fürchtete schon, daß unsere Absicht, den Berg zu besteigen, scheitern werde. Als aber mein Mann zurückkam und der zunehmende Mond noch einige trokene Tage brachte, da wußte ich bestimmt, daß wir bei Vollmond oben sein würden. Ich dachte an die Besteigung des Ätna in alten Tagen; sie war trotz Donner und Regen erfolgt und hatte uns einen der Höhepunkte des Lebens gebracht. Wir sind beide keine Menschen, die sich durch äußere Schwierigkeiten so leicht von ihren Plänen abbringen lassen.

Am 19. März brachen wir auf. Herr Dr. Förster, der Gründer und Besitzer der Schutzhütten auf dem Berge, begleitete uns liebenswürdigerweise. Nach Marangu, unserem ersten Aufenthalt, wurde ich auf sehr angenehme Art, nämlih im Tragstuhl, befördert.

Fünf Stunden Marsch lagen vor uns. Die Sonne stand schon ziemlih hoch und brannte tüchtig. Es ging bergauf, bergab, häufig an tiefen Schluchten entlang. Überall lachte das üppige Grün der Bananen und frisches, saftiges Gras, auf dem kräftige

SZiegen weideten. Zuweilen grüßte eine bienenkorbartige Djaggahütte, aus der bläulicher Rauch sich gen Himmel kräuselte. Nach einigen steilen Aufstiegen kamen wir in die Nangaschlucht, die einen überwältigend großartigen Eindruck macht. Der Weg, der sehr bequem angelegt ist, führt etwa in zwei Drittel Höhe der Schlucht entlang. Die grünbewachsenen Wände fallen fast senkrecht vom Wege in die Tiefe, etwa 125 m. Die Windungen, welche die Schlucht macht, sind unglaublich. Da, wo sie umbiegt, geht der Weg in die Tiefe, an einem Stückchen Urwald -- eigentlic) mehr ausgesprochenem Tropenwalde -- vorbei, der durch seine herrliche Frische und Üppiokeit, durch das Rieseln und Murmeln des Nangaflüßchens das Herz erquikt. Dann wandern wir wieder lange und mühsam bergauf. Immer sieht man gegenüber den Weg, den man schon zurückgelegt hat. Auf dem Hochsattel der Schlucht machten wir Rast. Mein Mann war schon weit voraus. Er wollte sich die katholische Mission in Kilema ansehen. Die Landschaft nahm einen fruchtbaren Charakter an. Bananenhaine, von wilden Ugavenhecken umgrenzt, wechselten mit herrlichen Waldstüken, von shäumenden Bächen durchströmt. Don Zeit zu Zeit gab es schöne Ausblicke in das freie Land, dem wir uns näherten. An der Mission machten wir halt und fanden meinen Mann nach den Strapazen des Marsches fröhlich bei einem guten Mahle im Refektorium der Mönche sien. Die freundlichen Paters setzten uns auch noch Essen vor, das wir nur zu gern annahmen. Danach wanderten wir durch die Mission. Überall war eine Üppiokeit, die das Herz erfreute. Lauter deutsches Gemüse, die Gartenwege eingehegt von Rosenbüschen, die in wahrhaft verschwenderischer Fülle blühten. Wir.besichtigten natürlich auch das alte Kirchlein, dessen Stunde bald geschlagen haben wird, da ein stattliches Gotteshaus im Bau begriffen ist.

No eine reichlihe Stunde Marsch durch Berg und Tal brachte uns nah Marangu. Vor der Ankunft war noch eine schlimme

Brücke zu passieren, die über den wildschäumenden Monju führt. Ein kleiner Erddamm springt ins Wasser vor, dann drei oder vier nebeneinanderliegende Baumstämme, von denen nur einer ganz ist, und zwar der an der äußersten Seite. Unser Boy mußte mich wie ein Kindlein hinübergeleiten.

In Marangu fanden wir zunächst einmal die Wirtschafterin, eine Frau Wolf, erkrankt. Jammernd lag sie zu Bett, und zwar gerade in dem, welches Dr. Förster für sich ausersehen hatte. Gegen Abend besuchten wir Mareale, einen alten, berühmten Häuptling, der eine große Rolle zur Zeit der Besitzergreifung des Landes gespielt hat. Er wußte von dem Erforscher des Kilimandjaro, Dr. Hans Meyer, zu erzählen. Auf der kahlen, baufälligen, rundumlaufenden Veranda seines im Verfall begriffenen Hauses saß er, ein kranker Mann, ernst und würdig in Ausdruck und Haltung, umgeben von seiner Familie und seinen Dienern. Er hatte übrigens eine ganz reizende junge Frau bei sich. -- Der Abend verlief - heiter und angenehm. In Erwartung der kommenden Strapazen begaben wir uns früh zu Bett.

So friedlich wie der erste Tag verlief der zweite, der Aufstieg nach der Bismarkhütte (2800 m), nicht, wenigstens nicht für mich. Ich sollte einen Maskatesel reiten, der im selben Moment, in dem ich ihn bestiegen hatte, mit mir davonsauste -- aber einen falschen Weg! Nach seinem Sinne war es allerdings der richtige, denn dorthin ging es nach Hause. Der Esel wußte, was ihm blühte: er war schon mehrmals auf dem Berge gewesen. Mit Müh' und Not und mit Herrn Dr. Försters BLilfe gelang es, das widerspenstige Tier zurückzubringen. Der Weg führte zuerst zwischen Heckenwänden hinauf; allmählich ging es in den Wald. Mächtiges, mannshohes Elefantengras überwucherte den schmalen Pfad. Ein Bächlein murmelte zur Seite. Immer üppiger wurde der Wald, bis er den Urwaldcharakter annahm, der sich hauptsächlich durch die vielen Moose und Flechten anzeigte. Wie

hellgrüne, fkörpergewordene Eisblumen, so feingliedrig und durchsichtig hängen die Moose von den filzig-grünen Ästen herab. Und nicht allein das: auf den Bäumen, die etwas zur Seite geneigt sind, haben sich die schönsten, zartesten Farnkräuter einen Standort ausgesucht, der beneidenswert erscheint.

Wohl eine reichliche Stunde wanderten wir durch diesen Wald, dann durchquerten wir eine Wiese, auf der wir vom geraden Weg abbogen, dem Waldrande zu. Wir stiegen ab. Kein Eingang war zu sehen. Wenn man die Zweige zurückbog, schaute man zuerst in ein finsteres Loch, aus dem mir aber Herr Dr. Förster freundlich helfend die Hand entgegenstreckte. Eins, zwei, drei, war ich unten, hineinverseßt in eine heimliche Nixenecke. Von grünbemoosten Felsen, die hufeisenförmig ein kleines, klares Bassin umschlossen, sprang ein strahlendweißer Wasserfall, dessen versprigende Tropfen in Regenbogenfarben erglänzten. Unbeschreiblich waren die goldigen Reflexe der Sonnenstrahlen auf sattgrünem Moos und bräunlichem Kieselgrunde, dazu die Bliklichter des blauen Bimmels auf den Kreisen des leise sich bewegenden Spiegels. Farnkräuter und Lianen, letztere wie schwingende Stricke, gaben dem Bilde den tropischen Charakter, ebenso ein Baum, der sich wie zum Abschluß dieses Märchens moos- und flehtenbehangen über das Wasser neigte. Wir saßen auf den großen, bemoosten Steinen, versunken in den Anblick, unaufhörlich entdeckten wir neue Reize. Der Aufbruch wurde uns schwer.

Wir zogen durch Wiesen weiter, immer bergauf. Hin und wieder mußten wir noch ein Stückchen Wald durchqueren, aber das dauerte nicht lange. Endlich, endlich standen wir plötzlich an der Bismarckhütte. Ein sorgfältig von Rasenstücken befreiter Weg führte zu einem unsagbar gemütlich aussehenden Häuschen, hingeschmiegt an den Urwald, der sich in mächtiger Böhe und Schönheit ausbreitete. Bald prasselte ein gemütliches Feuer im niedlichen weigen Emailleöfchen. Auf dem langen, breiten Tisch

hatten Isakis schwarze Hände eine einladende Tellerversammlung aufgestellt, und es dauerte nicht lange, so konnten wir uns stärken. Ein Mittagsschläfchen folgte.

Die Bismarckhütte enthält drei Zimmer, in denen sehs Betten aufgestellt sind. Die Aussicht ist herrlich, weit umfassend. Während des Tages ziehen meistens weite Wolkendecken über die Steppe, aber morgens und abends kann es wundervoll klar sein. Neben dem massiv gebauten Hause liegen noch einige kleine Grashäuser für die Schwarzen. Hier oben ist, wie Dr. Förster sagt, der echte Urwald. Die Bäume sind von fast übernatürlicher Größe, wenigstens erscheinen sie so. Von allen moosumkleideten Ästen hängen weißlihgrüne lange FSlechten herab.

Nach gut verbrachter Nacht, in der es wie mit Kannen gegossen hatte, brachen wir morgens in aller Herrgottsfrühe bei schönstem Wetter nach der Petershütte (4000 m) auf.

Jetzt passierten wir ein vorspringendes Stückchen Urwald, das ich nie vergessen werde. Es war, als ob man durch ein Stereoskop blicke. Die Baumstämme waren alle weißlichgrün wie die FSlechten, die in außerordentlicher Länge herabhingen. Jeder Stamm war ein kleiner Garten, so viel kleine, feine Blümchen, Rräuter, Farne und Moose wuchsen aus ihnen heraus. Kaum hatten wir die letzten Bäume hinter uns, als am Horizont überraschend in herrlicher Klarheit der Ribo und rechts von ihm der Mawensi auftauchten.

Der Weg zur Petershütte ist beschwerlich. Nachdem die Wiesen hinter uns lagen, kamen die steinigen, ansteigenden Halden, bewachsen mit Erika und Ginster. Tiefe Schluchten mit Wasserläufen mußten wir durchkreuzen. Sie waren mir eine Anfechtung, des wackligen Esels wegen. Links unten ließen wir den alten Kifinikakrater, der wie ein eingedrückter Hut aussah, liegen. Das Steigen wurde sehr mühsam. Die großen

Nebelschwaden kamen nur so angeflogen und hüllten uns ein. Endlich hieß es: die Petershütte ist zu sehen, ach, aber noch--wieweit! Berge und Schluchten, Schluchten und Berge -- endlich, endlih waren wir am Ziel. Die Tiere (außer dem Esel noch ein Maultier, das Herrn Dr. Förster gehörte) waren froh wie wir und fingen sogleich an zu grasen. Die Petershütte ist aus Wellblech hergestellt, innen mit Holz verschalt, und hat einen Raum, in dem vier Betten, je zwei übereinander, untergebracht sind. Ein Ofen war leider noch nicht darin. Die Hütte ist ganz neu und noch nicht vollständig eingerichtet. Sie steht inmitten einer großartig einsamen Natur, auf einem sanft abfallenden Lavastrom. Die Nebel umwallen und umfliegen dies kleine Hüttchen, als ob sie es störend in ihrem Reich empfänden.

Aus Konserven bereiteten wir uns ein Mittagessen und legten uns dann ein wenig hin. Ich fror entsetzlich, trotzdem ich viele Deen hatte. Gegen halb sehs Uhr standen wir auf, denn der Kibo begann frei zu werden. Welche Überraschung, ihn so nahe vor uns zu haben! Herr Dr. Förster führte uns nun noch eine halbe Stunde aufwärts, und dort hatten wir ein Schauspiel, das Herrlichste alles bisher Erlebten, den Ätna eingeschlossen! Kibo und Mawensi in leuchtender Klarheit über steiniger Balde, der Mawensi von hier aus fast noch majestätischer. Seine Zackenkrone hob sich rötlich und in harten Linien vom grünblauen Abendhimmel ab, während der Kibo mehr einem schneeweißen sanften Bügel glich. Rechts stand der Vollmond in märchenhaftem Glanze, und wenn der Blick auf die Steppe fiel, so kannte das Entzücken keine Grenzen. Eine von der Abendsonne in rötliches Gold getauchte, wild zerrissene Wolkendecke breitete sich zum Teil über die Steppe. Wo diese sihtbar wurde, leuchtete sie in Smaragdgrün und Dunkelultramarinblau. Ein mächtiges Wolkengebirge schwamm am Bimmel, vom zartesten Alabaster in Elfenbein und Rosafarbe bis zum dunklen Gewitterblau getönt.

Lange saßen wir, in stumme Andacht versunken; dann aber, als die Sonne hinter den langen, gespenstigen Wolken versank, machten wir uns auf den Beimweg. Das Gehen war hier mühsam und der Weg keine Promenade. Wir kochten uns Reissuppe; es gab Rotkohl mit irgendeinem Fleisch darin. Ich nahm zur Vorsicht Aspirin, und um der Kälte vorzubeugen, kroch ich in einen Schlafsack, der in mein Bett gelegt war. Eine Flasche mit heißem Wasser befand sich darin. Wir schliefen gut bis zum Morgengrauen; dann wurde rasch der Tee genommen, und weiter ging es, immer bergauf, mein Mann mit Herrn Dr. Förster voran. Ein Mtoto (Kind) führte meinen Esel. Wir blieben etwas zurück, weil der Esel nicht so schnell wie das Maultier vorwärts konnte. Plötzlich verschwand er vor mir in einem tiefen Loch. Seine hinteren Beine standen noch auf dem normalen Boden, aber seine Ohren wuchsen wie ein paar Grasbüschel aus dem Sumpf. Meine Füße standen ebenfalls auf dem Boden. Ich wollte dem Mtoto etwas zurufen, als das Kind ebenfalls laut aufplätschernd in den Sumpf fiel. Tagelang mußte ich noch laut lachen, wenn ich an das komische Bild dachte.

Die letzte Steigung war shwer zu überwinden. Der Esel atmete wie ein Ballon, wenn er aufgeblasen wird. Aber Herr Dr. Förster sagte mitleidlos: „Jetzt geht es durch bis zur Höhe, ohne Pause.“ Mit Ahh und Krach kamen wir auf dem Sattel an. Wir wurden reich belohnt.

Ein unendlih weites, ödes Plateau dehnte sich vor unseren Blicken, aus dem sich wie ein weißer verhangener Sarg der Kibo abhob. Im Rücken hatten wir den Mawensi, ganz nahe, denn wir standen an seinem Fuß. Eine Sandplatte verbindet beide Berge. Entsetzlich schroff starren die Zacken gen Bimmel, und es ist bis jetzt nur einzelnen wenigen Menschen gelungen, die eine oder andere Zacke zu ersteigen. Ich glaube, vier sind oben gewesen.

Wir machten nun hier Rast und stärkten uns, während der

Kibo sich zu verhüllen begann. Die. Meyerhöhle, unser besonderes Ziel, konnten wir am - Fuße des Ribo erkennen. Ich lief ein gutes Stück zu Fuß. Es war eisigkalt geworden, und nur beim Laufen konnte ich warm werden. Ein Versuch, auf dem Maultier zu reiten, mißglückte; es war zu unbequem. für mich. Das allerletzte Ende, die langsam bis zur Meyerhöhle ansteigende Sandplatte, bin ich, trotz der dünnen Luft bei 4800 m, wieder zu Fuß gegangen. Ullerdings langsam. Ich mußte öfters anhalten, kam aber frish und munter, ohne Übermüdung und Kopfschmerzen, ans Fiel. Welche Seligkeit, als ich von fern die Tiere erblickte! Welcher Stolz, als ich, mit Schneeballen empfangen, die letzten Felsblöcke zum Eingang der Höhle erkletterte und mich dann an einem Feuerchen wärmen konnte, das der Schwarze angemacht hatte!

„Sie haben als erste Frau die Kilimandjarohöhle erstiegen!“ sagte Dr. Förster, der mich beglückwünschte.

Nachdem wir uns mit einem Glas Kakao gestärkt und ausgeruht hatten, ging es zurück. Eingehüllt in fliehende, dampfende Wolken, erreihten wir nach vieler Mühsal gegen viereinhalb Uhr nachmittags die Petershütte. Wir konnten von Glück sagen, daß wir sie rechtzeitig gewannen, denn im selben Moment rückte eine dichte Nebelwand heran; leicht hätten wir. noch stundenlang umherirren können.

In der Nacht kam ein Gewitter, das unter uns war. Die Donnerwellen in der Luft ließen unsere Hütte erzittern. Mein Mann hatte einen Fieberanfall mit heftigem Schüttelfrost, aber Aspirin half auch hier.

Wundervoll klar stieg der Ostermorgen herauf. Ich malte eine kleine Skizze, hörte aber bald auf, denn es war zu kalt; ich fror arg. Als Herr Dr. Förster sein Maultier suchte, war es fort. Später stellte sich heraus, daß das schlaue Tier im selben Augenblick ausgerückt war, als Herr Dr. Förster beim Aufwachen dem Koch

zugerufen hatte, er solle Tee kochen. Wir trafen es bei der Bismarckhütte wieder. Der Rückmarsch ging ohne weitere Abenteuer vor sich. Herr Dr. Förster verließ uns in der Bismarckhütte, in der wir noch einen Tag bleiben wollten. Um folgenden Morgen malte ich vor dem Aufbruch eine kleine Urwaldstudie, Uquarell, und auf dem Wege die Quelle. Abends kamen wir total durchnäßt, ich obendrein mit tüchtiger Mandelentzündung, in Marangu an. Trotzdem malte ich am nächsten Tage den Häuptling Mareale. Dann ging es zurück nach Moschi.

Afrikanischer Wandervogel

Heia, Safari!“ klingt sein Lockruf über die taufrische Steppe. Er trägt statt der Laute mit bunten, gestickten Bändern ein Gewehr über der Schulter, denn sein Ohr verlangt nach anderer Musik. Mögen auc die YVöglein noch so lieblich den Auftakt zwitschern: er ersehnt den Knall der Büchse als Finale der Morgensymphonie.

Der afrikanische Wandervogel ist eine wildere, kräftigere Abart des deutschen, denn er ist ein Raubvogel. Er treibt sein Wesen in den dichten Urwäldern oder beschleicht seine Beute in der totgebrannten Steppe am schleimigen Wassertümpel. Nirgends hält er es lange aus; die Unrast im Blut treibt ihn vorwärts. Glühende Hißze dörrt seine Knochen, strömender Regen durchweicht ihn, Gefahren aller Art umlauern ihn Tag und Nacht; aber vom Wandern kann er nicht lassen.

Nur am Abend wird er still. Dann setzt sich manchmal ganz unvermerkt die Poesie zu dem rauhen Gesellen an das Lagerfeuer.

Und plöklich sieht er die Sterne am Himmel flimmern, geradeso wie in einer kalten Frostnacht daheim, dünkt's ihn. Wie nur heute die Flämmchen im Lagerfeuer tanzen! Wie es knistert

und knackt und auseinandersprüht! Eigentlich gehörte das alles in den großen Kachelofen, denkt er wieder. Noch es denn nicht nah Weihnachtsbaum? Fernes Löwengebrüll erschallt; aber unser Raubvogel ist tief in Heimat- und Ferienerinnerungen versunken.

Warum sollte man denn auch auf eine Kuh schießen, die brüllend von der Weide kommt?

Und nun webt die Poesie ein eigenes Gespinst. Sie verläßt den Träumenden am Feuer, während sie die Fäden seiner Sehnsucht mit denen seiner Artgenossen da oben im fernen Norden verknüpft.

Die lagern abends in fröhlicher Gemeinsamkeit um ein kleines Feuer im wohlaufgeforsteten Walde, haben eben abgekocht und ihre Lauten gestimmt. Jugendfrische Musik dringt durch die Kronen der Buchen zum Sternenhimmel empor. Scwillt sie auch zuerst von Glück und Übermut, bald dehnt eine unbewußte Sehnsucht den lebensfrohen Rhythmus. Ist es die Liebe oder das große Erleben da draußen in der Wildnis, nah dem der URnabe sich sehnt?

Werden die schlanken Buchenstämme nicht plötzlich zu Urwaldriesenck Scheint jetzt nicht der funkelnde Sternenhimmel die Lichtung auseinanderzudrängen, sie zu dunkler Steppe zu weiten, in der die Löwen sich das Wild an der Tränke entgegenjagen? Rönnte dieses Sternenbild nicht das Kreuz des Südens sein?

Versunken sind die Gefährten, während der nordische Wandervogel, träumend von Gefahren, die liebliche Laute mit festem Griff umklammernd, am verlöschenden Feuer hockt. Glaubt er, noch heute nacht einen Löwen vor die Mündung seiner Büchse zu bekommen?

Madschame

Die höchstgelegene Missionsstation am Kilimandjaro

Den ganzen Tag über hatte drückende Schwüle bei leicht verschleiertem Himmel geherrscht, und erst am Spätnachmittag, als wir die letzte Steigung unseres Weges erklommen, brach die Sonne durch. Zuweilen vernahmen wir das Rauschen des wild in seinem romantischen Felsental dahinschäumenden Kikafu. Der Gedanke an sein kristallklares Wasser und das kühle, schattige Ufer, so tief, tief da unten, ließ Groll gegen die stechende Sonnenglut auffommen; selbst hier in den schattigen Bananenhainen wußte sie sich bemerklih zu machen. Schwere Gewitterwolken wälzten sich von den Vorbergen des Kilimandjaro hernieder, verwischten die schönen, kobaltblauen Schluchten mit ihrem grauen Nebel und trieben uns zu großer Eile an. Aber siehe da: anstatt des erwarteten Weltuntergangs entstand nur ein wunderbarer Regenbogen; klar blieb die Luft und der Himmel über uns; die Sonne Hatte sich eines Besseren besonnen und ließ uns in Bölinschen Farben leben. Der heilige Hain trat in die Wirklichkeit -- dieses Mal in Abendbeleuchtung -- und erfüllte unsere Herzen mit Andacht. Der Weg führte an einem Berghang entlang, und über rasige Flächen senkte sich der

Blick zur Steppe.

Schon war die schnelle, tropische Dämmerung herabgesunken, als wir unser Ziel erreichten.

Von einer Zypressenart, die ganz und gar unseren schönen Tannen ähnelt und in diesem Lande besonders heimatlich anmutet, war das Gärtchen eingefaßt. Traulicher Lampenschein fiel durch die mit Passionsblumen berankte Veranda auf die üppigen Vosenbeete und den Weg.

Diesem ersten äußerlichen Eindruck entsprachen die Tage, welche wir unter dem gastlichen Dach verlebten. Am selben Abend allerdings begaben wir uns schnell zur Ruhe, aber der nächste Morgen fand uns schon beim ersten Sonnenstrahl auf den Füßen. An den dunkelroten Rosen im Gärtchen blitzte noch der Tau, als wir schon -- entdeckungsbegierig -- umherstreiften. Wir traten auf den breiten Weg hinaus und wandten uns nach links, wo die kleine Kirche

Und da stieg er vor uns auf, das ewige Ziel unserer Wünsche, der schneebedeckte, breite Gipfel des Kilimandjaro! Scheu warf die eben aufgehende Sonne einen zartgoldenen Streifen auf die starren grün-eisigen Schneeflächen, die so unnahbar stolz in die kalte, blaue Morgenluft ragten. Aber sie konnten sich nicht dagegen wehren; der rosige Schein breitete sich mehr und mehr über sie aus. Er täuschte Glut und Wärme vor, er belebte die Gletscher und Felsstürze, er löste die Starrheit des Eises. Er war dem Künstler vergleichbar, dessen Hand den Marmor ' zum Leben erweckt. Rein Wölkchen war weit und breit zu sehen. Majestätish erhob sich in sanfter Linie, zum Gipfel ansteigend, das Massiv des Berges. Die Schluchten lagen im zarten Morgenhauch, der ihre Furchtbarkeit und Schroffheit verhüllte. In reizvollem Farbenkontrast stand gegen den zartvioletten Ton des Berges im Vordergrund ein kräftig grüner Bananenhain, in dessen nächster Nähe sich das Kirchlein befand. Schlank hob sich

in scharfen schwarzen Linien das Kreuz auf dem Giebel gegen den hellen Himmel ab, und hier ward dem Beschauer das Gefühl: dies Kreuz hat dir etwas zu sagen!

Wie schmucklos ist der kleine Bau mit seinem Bananendach, den Lehmwänden und den mit weißem Baumwollstoff bespannten Fenstern! Inwendig ebenso einfach, aber im Mittelwege hing, von dunklen Zypressenzweigen gewunden, mit einer Kerze besteckt, das Adventskreuz!

Da erklingt plötzlich Glokengeläute zur Morgenandacht, die schwarze Gemeinde strömt herbei, voran mit frischem Schritt der junge Missionar. Und bald fluten aus der geöffneten Tür die feierlichen Töne des HBarmoniums, und es ist auch gerade eins meiner liebsten Lieder, das hier im Angesicht des Kilimandjaro zum Himmel steigt, das ich unzählige Male daheim im Thüringer Dorfkirchlein auf der Orgel spielte: „Die güldne Sonne, mit Freud' und Wonne…“

Dann geht es aber ins Haus zum Frühstück, das nach allem Stimmungszauber besonders gut mundet. Das frische Schwarzbrot und vor allem die feste, goldgelbe Butter, die man von der Küste her nur als zerfließende Creme kennt, sind seltene Genüsse, aber die Fröhlichkeit, die in unserem kleinen Kreise herrscht, ist das Beste. Es ist eine Freude, die junge Hausfrau mit mädchenhafter Anmut in ihrem kleinen blitzblanken Heim walten zu sehen. Dabei liegt kein Bauch von Spießbürgerlichkeit über diesen beiden Menschen! Je mehr wir einander kennenlernten, desto größer war meine Freude und das Gefühl, eine schöne Überraschung zu erleben. Besonders ist mir ein Abend im Gedächtnis, an dem sich Herr Missionar Mauer ans Klavier setzte und mit wundervoller Stimme, voll und stark wie der Ton einer Gloke, Volkslieder sang. Das war aber nur der Anfang einer herrlichen Zeit, in der wir Musik und immer wieder Musik genossen; ich kam mir vor wie ein Schmetterling, der von

Blume zu Blume flattert.

Den Tag über war der Kibo meist ganz bedeckt, aber gegen Abend enthüllte er wieder seine Schönheit. Da wanderten wir, am Kirchlein vorbei, den langen Weg, der scheinbar hügelab ins Unendliche führte. Über der schillernden Steppe hatte sich schweres Gewölk zusammengezogen, dumpfer Donner rollte zu uns herüber, und Blitz auf Blitz teilte in grellem Zickzack das dichte Dunkel, um nachher einförmige Regenwolken wie mattglühendes Eisen zu erhellen. Nach dem Paregebirge zu war es ab und zu ganz hell. Grünlicher Ubendhimmel mit schwimmenden rosigen Wolken stand über den ganz feinen, zarten Bergen, die ohne sichtbaren Übergang eins mit der Steppe wurden. Wolkenschatten flohen über die unendliche Weite; wie farbige Schleier gingen die Streifen ineinander über, bis die Sonne hinter der Wand versank und mit einemmal die Herrlichkeit der Steppe ausgelösht war. Über den schneeigen Gipfeln aber zogen langsam die Sterne herauf. Einer nach dem andern lugte herüber und funkelte lustig, bis der ganze Himmel so hell wie eine Milchstraße war.

Neben dem Hause des Missionars steht, durch eine Beke getrennt, unter hohen Eufkalypten, das kleine steinerne Häuschen der Schwester Elisabeth. Es ist ein rechtes Hänsel-und-Gretel-Häuschen, aber seiner Bewohnerin darf man sich ohne Furcht nähern. Hat man nur erst einmal in das rosige, frische Gesicht mit den grundgütigen himmelblauen Augen gesehen, da5 die schneeweiße Rüsche des Häubchens umrahmt, dann versteht man, wie alles Hilfsbedürftige sich zu ihr hindrängt und um seine Hoffnung auf Rat und Hilfe nie betrogen wird. Durch den schmalen Heckenweg, über die nach der Steppe zu abfallenden Wiesen, wo im Bananengebüsch das „Hospital“ liegt, sieht man ihre Gestalt im hellblauen Waschkleid tagsüber unzählige Male stets im Galoppschritt hin und her eilen.

Ich bat sie eines Tages, mich doch einmal mitzunehmen, wozu sie auch sofort bereit war.

Das „Hospital“, das nach europäischem Begriff diesen Namen kaum verdient, besteht aus einigen Bütten, nah Suaheliart gebaut. Die schwarzen Kranken, die hier untergebracht werden, sind das Zubettliegen ja nicht gewohnt und liegen oder hocken vor der Hütte. Jedoch sind für shwere Fälle auch Betten vorhanden. Unter einem verandaartigen Vorbau steht eine Badewanne und ein Tisch mit Glasschalen und Instrumenten, welche Gideon, der schwarze Krankenwärter, der auch im Hospital schläft, gerade reinigte.

„Zun müssen wir zuerst meine kleine Manka besuchen,“ sagte Schwester Elisabeth und führte mich in ein kleines, verhangenes Stübchen, in dem ein roh zusammengeschlagenes Gitterbetthen mit Gazegardinen stand. Darin lag ein winziges Kindchen, und ich mochte gar nicht glauben, daß es ein Negerkind war. Große, schwarze Augen richteten sich ernsthaft und langsam auf mich, und winzig kleine, sehr zierliche Händchen umklammerten meinen Zeigefinger. Es war ein außerordentlich niedliches Kind, wie ja überhaupt die kleinen Negerchen meistens sehr hübsch sind.

S4hwester Elisabeth erzählte mir auf meine Frage, ob das Kind krank wäre: „Nein, die Mutter ist gestorben, und wir ziehen es hier auf. Die Wadschagga (der Stamm, welcher den Berg bewohnt) betrachten ein kleines Kind, dessen Mutter tot ist, ebenfalls als verloren. Die kleinen Kinder sind hier viel mehr auf Muttermilch angewiesen als in Europa. Darum ist der Tod der Mutter das Todesurteil für ihr Kind. Eine kleine Waise mit Kuhmilch aufzuziehen -- auf diesen Gedanken kommen die Schwarzen nicht. Sie geben dem Kinde Bananenbrei, und den kann es natürlich nicht vertragen. Jetzt ist es schon anders. Sie lernen manches oder fragen wenigstens. Das Schlimmste ist“,

jagte Schwester Elisabeth, indem sie auf das Rindchen vor uns deutete, „der Mangel an Milch. Ich habe jetzt schon Schwierigkeiten, genug für dies kleine Wurm zu bekommen. Sie glauben nicht, wie zart und empfindlich so ein Kindchen ist. Einem weißen Baby könnte man im Alter von sieben Monaten längst Brei oder Kindermehl geben -- hier hat sjolher Wechsel gleich die schwersten Verdauungsstörungen zur Folge.“

Unter diesem Gespräch waren wir wieder hinausgetreten.

„20,“ sagte Schwester Elisabeth, „und jetzt muß ich zu meiner Poliklinik.“ = „Ich darf doch mit- - gehen,“ bat ich. Da der Missionsarzt. erst vor einigen Monaten seine Urlaubsreise angetreten hatte, lag auf Schwester Elisabeth alle Arbeit und Verantwortung. Wir wanderten wieder über die Wiesen bergauf, wo ein paar kleine Steinhäuschen mit Bananendach standen. Eins von ihnen war der Medizinraum, in welchem auch Sprechstunde gehalten wurde. Schon hatten sich viele Patienten eingefunden, und der brave Gideon hatte bereits verschiedene Mullbinden von den kranken Gliedern abgewicelt, an denen jetzt nur lose Wattebäuschchen klebten. Die der Cür gegenüberliegende Wand war von einem großen Regal eingenommen, auf welchem Flaschen und DVerbandzeug aufgestapelt lagen. In der Mitte stand ein mit Wachstuch bezogener Tisch, auf dem die Kranken mit Beinwunden Platz nahmen. Auf mehreren an der andern Wand stehenden Kisten saßen Patienten mit inneren Krankheiten. Schwester Elisabeth wandte sich zuerst an eine Frau mit einem etwa 7--8jährigen Rinde, das sie sofort auf die Erde stellte. Der kleine Körper war klapperdürr. Schwester Elisabeth untersuchte und sagte mit sorgenvollem Gesicht: „Schwere Lungenentzündung.“ Das Kind bekam einen Umschlag und Medizin. Die Mutter schob das Kind der Cür zu, wobei es hin und her taumelte und Schwester Elisabeth erst zuspringen mußte, um es vor dem Umfallen zu schüßen. „Diese schwarzen Weiber“, sagte sie, „lassen erst ein Kind dreimal fallen, ehe sie es halten.“

Dann kam ein anderes Kind an die Reihe, dessen kleiner Tumbo (Bauch) einer wenige Tage vorher eingegebenen reichlichen Kalomelportion siegreich widerstanden hatte. Schwester Elisabeth nahte mit Rizinusflasche und Speiselöffel. In schaudernder Bewunderung sah ich drei volle Löffel hintereinander verschwinden. „Wir wollen ihm noch etwas geben, was den öligen Geschmack nimmt," sagte Schwester Elisabeth, die ein möglicherweise kommendes Unglück verhüten wollte. Kaum aber näherte sie sich mit der Blechtasse voll süßen Inhalts, als das Unvermeidliche schon geschehen war. Ein Neger reinigte die Stelle mit einem Busch trockener Bananenrinde und polierte mit dem Rest der Nässe und seinen nackten Sohlen den Fleck derartig, daß der rohe, gestampfte Lehmboden wie Parkett aussah.

„Zun müssen wir es mit etwas anderem versuchen," meinte Schwester Elisabeth und gab ein Pulver. Das Kind starrte angstvoll zur Deke, während es schluckte, und alle Anwesenden blickten voll Teilnahme nach ihm hin. Als sich der kleine Brustkasten verdächtig schnell zu heben begann, war die ganze Medizinstube in ein Theater verwandelt, in dem nur Schwester Elisabeth und ich Zuschauer waren. Ein Mann trommelte dem Kinde auf dem Rücken herum, und alle Anwesenden trampelten mit den Füßen und schrien dazu. Als aber dies alles das Unglück nicht aufzuhalten vermochte, griff der Mann, der das Kind gebracht hatte, zu einem drastischen Mittel: er hob es in die Höhe und stieß es mit voller Gewalt dreimal auf die Erde, wie man es wohl mit einem Gebirgsstock tut. Es war wie ein Wunder Gottes, daß es nicht in die Knie brach. Schwester Elisabeth rief: „Baß baß"' (genug). Der Erfolg war nur teilweise befriedigend, und die Schwester gab noch ein Pülverchen mit nach Hause.

Währenddessen hatte Gideon die entsetzlichsten Wunden und Geschwüre bloßgelegt, deren Beschreibung mir nicht aus der Feder will. Ich lief am Medizinschrank auf und ab und sagte:

„Herrgott, wie kann es nur etwas so Schrekliches geben!“ -- „Ach, kommen Sie nur erst mal in der großen Regenzeit. Dies hier ist gar nichts. Da gibt es manches, wobei ich als alte erfahrene Schwester noch die Zähne zusammenbeißen muß. Erst versuchen die Leute ihre eigene Medizin und shmieren Kuhdung auf die Wunden; dann kommen die Fliegen, und bald ist alles voll Maden. Nein, in welchem Zustand von Schmuß sie mir die kleinen Kinder in der ersten Zeit manchmal brachten! Der ganze kleine Körper war mit einer dicken Schicht bedeckt, und das ließ sich nicht etwa abwaschen, sondern es mußte langsam mit Fett abgeweicht werden.“

Nun trat verschämt lächelnd ein alter Mann heran, der nicht mit der Sprache heraus wollte. Erst nach längerem Bin und Her sprach er seinen Wunsch nach einer Bandwurmmedizin aus.

„Die Männer sind den Weibern weit voraus; sie sind viel intelligenter,“ sagte die Schwester, „allerdings hat man mehr Mühe, aus ihnen herauszubekommen, was ihnen fehlt. Die Weiber schreien gleich alles heraus, auch was man nicht hören will. Nur die jungen Mädchen zieren sich oft unglaublich, aber weniger aus Schamhaftigkeit als aus Roketterie. Essen, Kleider, Heiraten sind ihre einzigen Interessen.“

Ich durfte auch kleine Wunden verbinden und bedauerte, nicht gleich einen praktischen Kursus bei Schwester Elisabeth nehmen zu können. -- Als die Kazi (Arbeit) beendet war, wanderte ich noch mit ins Schwesternstübchen, das einen unendlichen Frieden ausströmte. Ich fürchte, die Hilfsbereitschaft, welche die Kranken allezeit finden, wird fast zu sehr ausgebeutet, und Schwester Elisabeth gehört wohl zu denen, die ohne Zögern das letzte hergeben.

Burenhaus in Ufiome. Blick auf die Maſſaiſteppe
Aquarellſkizze von Thea de Haas

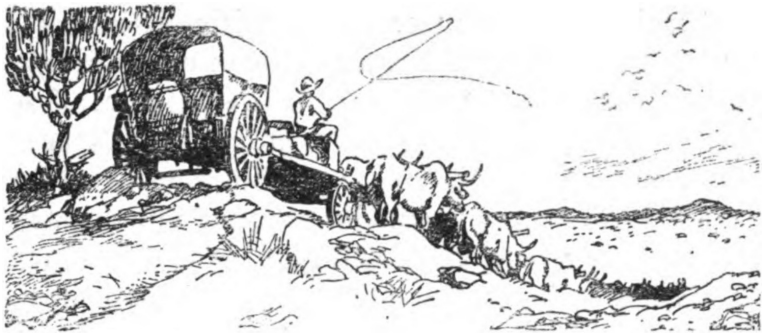
Burenhaus in Ufiome. Blick auf die Massaisteppe. Aquarellskizze von Thea de Haas.

Am Abend desselben Tages hatte Herr Mauer bei dem Besuch einer Außenschule einen großen Pavian geschossen, dessen Kopf er mitbrachte. Er erzählte, wie gefährlih diese Tiere wären. Sie fürchten sich nur vor dem Gewehr, erkennen aber ganz genau, ob vielleicht nur ein Stock auf sie angelegt wird. Frauen und Kindern werden sie besonders gefährlich. Einst seien drei Kinder, die zum Büten eines Maisfeldes aufgestellt waren, von Pavianen geraubt worden. Eine der Mütter sei zufälligerweise herbeigekommen, aber zu spät. Die Affen hatten den Kindern die Leiber aufgerissen und zerdrückten die noch zuckenden Herzen in ihren Händen.

Mauers besaßen einen reizenden kleinen BuschboX, der ganz zahm war und zuweilen auch ins Zimmer kam. Wir alle freuten uns über seine Zierlichkeit und über die schlanken feinen Füßchen. Einmal war eine Dame zu Besuch, und ich fragte sie: „Wie hat Ihnen das Böckchen gefallen?“ Darauf sah sie mich lange ganz erstaunt an und sagte: „Das war ein BuschboX? Und ich dachte, es wäre eine furchtbar verhungerte Raße.“

Nur zu bald ist der letzte Abend herangekommen; der Mond steht am Himmel, und die Schönheit von Berg und Steppe leuchtet uns zum Abschied. Morgen wollen wir hinabsteigen. Wird uns die Steppe halten, was sie aus der Ferne verspricht? Mag sie uns neue Reize enthüllen -- -- nie wird die Erinnerung an Madschame schwinden.

Streifzug durch Burenhäuser



Nach dem südafrikanischen Kriege, in dem die Engländer Transvaal eroberten, wanderten eine Anzahl Burenfamilien aus, und ein Teil siedelte sich im Norden unserer Kolonie an.

Die erste Bekanntschaft mit einer Burenfrau machte ich auf einer Farm in der Nähe des Kilimandjaro. Es war gelegentlich eines Spazierganges, der meine liebenswürdige Wirtin und mich an einem im Verfall befindlichen Hause vorüberführte. Inmitten einer Schar schneeweißer, wütend schnatternder Gänse, zwischen denen sich noch junge Entchen, Rüfkken und kleine Hündchen herumtrieben, saß auf einem Normalstuhl, der aber unter der FSleischmasse buchstäblich verschwand, die Herrin des Hauses. Ein kleiner, spizer Männerfilzhut von dunkelgrüner Farbe, beschmutzt, zerdrückt und voller Löcher saß auf dem durchaus nicht unschönen Kopf. Zwar mochte das Haar vor acht Tagen vielleicht einmal gekämmt worden sein, immerhin, es hattenoch seinetiefshwarze Farbe, die zu den dunkelblauen Augen mit schön gezeichneten Brauen noch immer sehr gut stand. Das Gesicht war schmal, aber der ganze andere Körper ging desto mehr in die Breite. Wenn man von dem Kinn bis zu den Fußspitzen eine gerade Linie gezogen hätte, so wäre keine Lücke gewesen. Frau Mathijsen blieb denn auch, als wir

ankamen, würdevoll sitzen, aber nicht nur ihrer Wohlbeleibtheit wegen, wie ich zuerst annahm, sondern weil ihr Stuhl im schlüpfrigen Schlamm stand und sie auch ihre Schuhe nach Möglichkeit versteken wollte, was ihr aber nicht gelang. Sämtliche Zehen schrien gen Himmel.

Auf einen Wink der ruhig Dasitenden brachte 'ein Negerkind noch mehrere fragwürdige Stühle, auf die wir uns niederließen.

„Wenn wir hier nur keinen Kaffee bekommen," flüsterte meine Begleiterin mir zu, und ich murmelte, im stillen erschauernd, ein Abwehrgebet, während meine Blicke in den Hausgang fielen, wo ein Negerjunge ein hübsches, aber sehr shmußiges Kind auf den Armen schaukelte.

Schüchtern kamen einige der zehn Kinder hervor, welche diese dike Frau in die Welt gesetzt hatte. Bübsch waren die Kleinen, das ließ sich nicht leugnen.

Glücklicherweise ging der Kelch, in diesem Falle das „Kopje Koffee", an uns vorüber, und wir verabschiedeten uns schnell, ohne den Herrn dieser bemerkenswerten Ehehälfte kennengelernt zu haben.

Ich war enttäuscht, denn ich hatte mir unter einem Volke, das holländischen Ursprungs war, doch etwas anderes vorgestellt. Natürlich konnte man dieses Baus nicht als einen Typus ansehen, aber ich hatte später, da ich viel unter Buren lebte und oft mit ihnen in engste Berührung kam, doch sehr viel ähnliche gesehen und auch in bezug auf Lebensgewohnheiten nichts von holländischer Sauberkeit gefunden, die doch in jenem Lande auch in den kleinsten Derhältnissen herrscht.

Die Buren sind meistens Farmer und durchweg vorzügliche Schüßen. Sie bevorzugen zur Siedelung frei und hoch gelegene Grassteppen, auf denen sie ihre Berden weiden. Deshalb genießt man meistens von ihren Häusern aus einen herrlichen, weiten Blick.

Innen sieht es weniger herrlich aus, und besonders ist es der Geruch, der dem Neuling Übelkeit erregt; denn die Fußböden der schmucklosen, unverputzten Lehmhäuser, zu denen man stets eine große Erdstufe emporsteigen muß, sind mit Kuhdung ausgeschmiert.

„Wegen des Ungeziefers," erklärte man mir.

Die Familie, die ich hier näher beschreiben will, ist ein Typus für die dort lebenden Buren. Der Blick von ihrem Hause am Meru war der schönste, den ich je gesehen zu haben mich erinnere. Die Steppe leuchtete des Abends in einer Skala von Lachsrosa bis Veilchenblau und wurde von einem fernen, charafkteristisch langgestreckten Gebirgszuge, dem Longido, eingerahmt. Dicht am Hause stand einsam, besenähnlich, wie eine Pappel, ein Eukalyptus. Der vertriebe die Moskiten, meinten sie, aber da man wenige Schritte davon einen künstlichen Teich mit stagnierendem Wasser zur Viehtränke eingerichtet hatte, war der Erfolg illusorisch.

Außer einem alten Bombaystuhl und einem Miniaturharmonium befanden sich nur die gewöhnlichsten Möbel, wie Bank und Tisch, Kommode und Nähmaschine, im Wohnzimmer. Die Schlafräume wurden, typisch für die herrschende Sitte (Uusnahmen zugegeben), von einer mächtigen breiten Sprungfedermatraße ausgefüllt, auf der zur Nacht die ganze Familie mehr oder weniger entkleidet Platz nahm. Diese Matratze wurde bei Reisen und Umzügen in den großen, shweren Planwagen gelegt, wodurch diese Leute weniger Bequemlichkeiten entbehren als wir in feuchten Hotelbetten.

Dater, Mutter und alle sehs bis sieben Kinder wuschen und kämmten sich gelegentlich während des Tages oder auch nicht. Wie diese Kinder zu gesunden, kräftigen Menschen heranwachsen, spricht jeder Hygiene Hohn, und man empfindet Ehrfurcht vor der Kraft der Natur, die schon vom ersten Anfang

an siegreich einen Wall von verstaubten Gewohnheiten zu durchbrechen hat. Eine gefährliche Vorliebe haben die Buren für Medizin, und zwar für die Quantität. Painexpeller wird flaschenweise innerlich und äußerlich verbraucht, Petroleum mit Pfeffer ist ein beliebtes Hausmittel für Tier und Mensch, und wenn kleine Kinder die englische Kranfheit haben, so gibt man ihnen pulverisierten Dung von Byänen, der allerdings weiß von Knochenmehl ist, da diese Tiere das Aas mit allem, was drin und dran ist, verzehren.

Die Eheleute waren gute Menschen, aber ihre äußeren Erscheinungen standen in einem grotesken Derhältnis zueinander. Die Frau war groß und fast so dik wie die erste Burenfrau, die ich gesehen hatte; er war ein dünner, kleiner Mann, ein Nichts neben dieser Maschine. Wer ihn jedoch einmal böse gesehen hatte, der wußte, daß er trogdem das Heft in der Hand hielt.

In allen Burenfamilien herrscht ein patriarchalisches Verhältnis. Wie es die große Einsamkeit des Farmlebens mit sich bringt, ist der Vater nicht nur der unbedingte Herr, sondern auch der Freund und Vorarbeiter seiner heranwachsenden Söhne. Er stellt zugleich den Vertreter der geistlichen Gewalt dar und erzwingt kraft dieser Stellung einen an Ehrfurcht grenzenden Respekt. Selbst die erwachsenen Söhne, sofern sie nicht verheiratet sind, beugen sich dem Vater bedingungslos und werden von ihm wie Kinder behandelt und bestraft.

Un religiösen Gebräuchen hängen die Buren mit bäuerlicher Zähigkeit. Lange Gebete vor und nach Tisch, Undachten, abends und morgens und besonders des Sonntags, sind überall Sitte. Es wird dann nach und nach die ganze Bibel vorgelesen. Ich wohnte einmal solcher Andacht bei, die mir viel Eindruck machte. Die sehr zahlreiche Familie saß auf Stühlen an der Wand entlang. Alle Gesichter, auch die der Kleinsten, trugen einen feierlich

gesammelten Ausdruck, obgleich sie wohl nichts verstehen konnten; denn der „Baas“ (Familienvater, Herr) las mit einförmiger oder besser gesagt gar keiner Betonung eine ganze Stunde lang aus der Offenbarung Johannis vor.

Ich hatte das Gefühl, daß sie alle wie eine Mauer um ihre Bibel standen, ein lebendiger Wall gegen jeden, der auch nur mit einem Hauch die Heiligkeit eines Buchstabens anzutasten wagte. Sie glaubten das shwergeprüfte Volk Gottes zu sein, und dieser Glaube, verbunden mit einer naiven Frömmigkeit, - ist oft der Grund zu den Heldentaten gewesen, die uns im Burenkriege so hohe Bewunderung abrangen. -Da mein Mann früher Geistlicher gewesen und auch der holländischen Sprache mächtig war, erbot er sich, einen Gottesdienst abzuhalten. Es wurde dazu ein Haus erwählt, das etwa fünfzehn Minuten von dem entfernt lag, in dem wir zur Zeit wohnten. Darin lebte eine alte sehsundneunzigjährige Mutter, die nicht mehr imstande gewesen wäre, einen Weg zu machen.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen wurde für diese kurze Strecke der kleine Ochsenwagen nüt sechs Ochsen angespannt.

„Ons kan die Pastoor ni door die modder laat lopp ni!“ meinten sie. Aber ich glaube, daß es auch im Interesse der diken Hausfrau geschah, die ihrer Schwerfälligkeit wegen sogar alle Hausarbeit, wie Waschen und Rochen, im Sißen verrichtete.

Der Tag war kühl und windig, der Meruschiefer blau und drohend, die Steppe von Regenböen verhüllt, die Wege erbärmlich, voller Steine. Die Ochsen liefen lustig im frischen Winde. Mehr als einmal kippte der Wagen bedenklich; was mit uns geschah, war ihnen gleichgültig, da wir aber auf losen Brettern saßen, war die Fahrt nicht angenehm.

Die Landschaft mit ihren saftig grünen Kopjes (runde Hügel) leuchtete warm und lebensfrisch, trotz des eisernen Himmels. Bunte Punkte und kleine bewegliche Gebilde, in der staubfreien

Steppe weithin sichtbar, entpuppten sich beim Näherkommen als Gespanne voller „Godsdienstbesucher“.

Während der zwei Stunden dauernden Feier (je länger, desto besser, sagen die Buren) hatte ich Muße, die festtäglich gekleidete Gemeinde zu betrachten. Sie war mit Leib und Seele bei der Sache. Unter den Gestalten der Männer gab es Prachteremplare, scharfgeschnittene, klare Gesichter mit klugem Ausdruck, aber auch verschwommene Züge, von großen Bärten verdeckt, unsympathish und Mißtrauen erwekend. Ihre Kleidung hatte, abgesehen von den großen Schlapphüten, die sie nur draußen trugen, nichts Charakteristisches. Die Frauen dagegen stellten einen eigenen Typ dar, doch kann ich nicht sagen, daß er anziehend wirkte. Sie haben alle etwas Schlumpiges an sich, mit einem Stich ins Nordische. (Auch hier gibt's natürlich UAusnahmen.) Junge Frauen und Mädchen schnüren sich Wespentaillen. Die Röcke, vorn fußfrei, enden bei den Frauen gern in einer kleinen Schleppe, die schnell ausfranst und schmußzig wird. Überhaupt ist Ober- und Unterkleidung meist in Girlanden abgerundet. Was den Sig der Blusen oder Taillen anlangt, so ist er vorsintflutlih, mit Schlipsen um kragenlose Halsausschnitte oder irgendwelchen scheußlichen Rüschen und Frisuren. Schuhe und Strümpfe sind kaum zu beschreiben. So sah ich ein violettes Netz mit einigen festen Inseln darin. Seidene Strümpfe! Die Schuhe schienen beim Einkauf meist gut gewesen zu sein, waren nun aber ausgetreten, schlecht gehalten und zerrissen.

Über all diesen, von der Ordnung abweichenden Eigentümlichkeiten lag noch ein Hauch von Farbenfreudigkeit, der die Negerweiber in den Schatten stellt. Ein schwarzes Gesicht kann in dieser Beziehung schadlos mehr vertragen als ein weißes. In meinem Tagebuche finde ich bei Beschreibung des Gottesdienstes auch folgende Notiz: „Ein hübsches, blondes, starkes Mädchen. Sehr bunt angezogen. Note Bluse mit

schwarzen Punkten, weißer Spißeneinsatz mit Hellblau eingefaßt, lila Schürze, wollene Balbhandschuhe ein kreischend Rosa, Blaugrün mit schwarzen Käntchen und gelben Troddeln, Blumenstroßhut mit Feldblumen und Ähren.“ Zum Schuß gegen die Sonne tragen Frauen und Kinder meist Belgoländer aus RKattun mit dickem Rüschenbesat an beiden Rändern. Ist der Himmel aber bedeckt, so setzen sie sich die abgelegten Männerfilzhüte auf, die ihnen scheußlich stehen.

Der Gottesdienst verlief würdig und war wirklich für alle eine wahre Erbauung, das konnte man ihnen ansehen. Wie lange hatten sie keinen Geistlichen gehört! Um sich selbst einen Pfarrer aus Südafrika kommen zu lassen, dazu war die Gemeinde zu arm oder zu sparsam.

Wir wurden von unseren Hauswirten zum Mittagessen eingeladen. Ein breiter, hoher Curm von gebratenem Schaffleish nebst einer großen Schüssel Maisbrei dampfte auf der Tafel. Danach kam das Kopje Kaffee, wie üblich, schon mit Milch und Zuker zubereitet.

Einer unappetitlichhen Gepflogenheit muß ich gedenken, die mir hier und später noch in manchen Häusern auffiel: das war die allseitige Rolle, welche ein schmuddlig grauer, eingerissener Lappen spielte. Er diente als Geschirr- und Abwaschlappen, zum Abpußen des Tisches nach dem Essen, zum Reinigen der Kindergesichter und -nasen, sowie zum Abreiben der Hände von Erwachsenen.

Es wurde viel und dankbar von der Predigt gesprochen und meines Mannes Sprachkenntnis bewundert. Später kamen noch andere Familien, die aber nicht lange blieben, und als wir dann tatenlos in der Dämmerung saßen, kam mir der Gedanke, alle diese Rädchen, die sich da einzeln und gelangweilt herumdrehten, zu einer Maschine zu vereinigen und ein allgemeines Spiel zu inszenieren. Der Erfolg war verblüffend,

besonders als wir bei bescheidenem Lampenlicht ein Zettelspiel begannen. Es bestand darin, eine allgemein bekannte Person (in diesem Fall den Schullehrer) darzustellen, und zwar in der Weise, daß jeder einen Kopf zeichnete und ihn so umknikte, daß nur die beiden Halslinien zu sehen waren. Der Nachbar mußte dann den Rumpf daran zeichnen usw. So viel Heiterkeit und Lachausbrüche, so viel naive Freude und Hingabe an das einfache Spiel habe ich selten erlebt. Auch die Erwachsenen verloren alle Reserve. Ein dankbares Publikum!

Nach dem Abendbrot sagte der Familienvater zu seiner elfjährigen Tochter: „Ue kont ons nü eene Psalm speele," worauf Juliana an dem Puppenharmonium zwei Lichte anzündete und ganz nett und richtig eine Melodie spielte. Die ganze Familie sang mehr innig als melodisch, aber es lag doch eine große Stimmung in dieser Andachtsstunde. Das kerzenbeleuchtete Kind mit seiner unbeabsichtigten, etwas wirren Pagenfrisur hatte in dieser Umgebung einen fremdartigen Hauch. Es war auch sonst ein verschlossenes kleines Wesen, das sein Leben für sich führte, und interessierte mich lebhaft. Ich sah sie nach Jahren wieder und fand, daß sie auf ihrem Wege geblieben war. Mina, die älteste Schwester, war ebenfalls ein hübsches, schlankes Mädchen mit lockigem, braunem Haar, die Seele des Hauses, die rechte Hand der Mutter, dazu eine treuliche Pflegerin des jüngsten Schwesterchens, das noch ein Säugling war.

Wie das einsame Farmerleben Sitten und Gebräuche hervorbringt, die von den unseren abweichen, lernen wir auch solche kennen, die in irgendeiner Form nachahmungswert sind. Dahin gehört das Kapitel: Besuch. Zu einem Fest in der Umgegend wird der große Wagen angespannt, auf und unter dem die ganze Familie Platz hat. Natürlich wird vorher gebacken und gebraten, und riesige Vorräte werden darin verstaut. So haben die Wirte nur die Freude von ihren Gästen.

Das Essen spielt eine große Rolle. In einem wohlhabenden Hause, in dem wir kurz vorher einen Tag Rast gemacht hatten, gab es folgende Mahlzeiten: morgens sehs Uhr Kaffee, an dem wir aber nicht teilnahmen, da wir tags zuvor einen neunstündigen Marsch gemacht hatten. Um acht Uhr kam ein „„Kaffertje“ (südafrikanischer Zuluknabe) mit einem Kaffeetablett ins Zimmer. Um neun Uhr erstes Frühstück. Die Tafel war so besetzt, daß es mich förmlich beänogstigte: warmes Hammelfleisch in unglaublich großer Quantität, Bratkartoffeln, Nälchreis mit brauner Butter und Tomaten, vor jedem Plaßz ein gekochtes Ei, Marmelade, Brot, Butter, viel Milch, Tee und Kaffee. Man hätte sich wirklich totessen können, ohne eine nennenswerte Bresche in die Mauer dieses Schlaraffenlandes zu schlagen. Dabei war alles so schmackhaft zubereitet - und sauber angerichtet, daß der Magen tatsächlich der Gefahr einer Überladung ausgesetßzt war. Doch ein großer Übelstand beeinträchtigte meinen Appetit außerordentlich: das waren die Fliegen, die in schwarzer Schicht sich auf dem Tische niederließen und kaum zu verjagen waren. Sie kamen infolge der Nähe des Viehkrals und waren ein unvermeidbares Übel, in das die Familie sich mit Ergebung schickte. Ein Gnuschwanz mit einer Handhabe ging als FSliegenwedel reihum, aber nichtsdestoweniger war man stets in Gefahr, ein paar Fliegen mitzuessen.

Um elf Uhr erschien wieder ein großes Tablett mit Tee und eingemachten Melonen. „Afrikansse Tee,“ sagte die Hausfrau mit grimmigem Lächeln. „Ons will niets met de Engelse te doen hebben.“ Der Haß gegen die Engländer schien in dieser Familie besonders tief zu wurzeln. Kriegserlebnisse aus Transvaal, entrüstete Schilderungen über englische Grausamkeiten füllten die Stunde bis zum Mittagessen aus, das Punkt zwölf Uhr in derselben Fülle und Schmackhaftigkeit wie das Frühstück erschien. Dann wurde dem armen Magen bis um drei Uhr Ruhe

gegönnt, aber viermal noch wurde bis zum Abendbrot frischer Kaffee gekocht, der in Beoleitung großer Ruchenteller erschien.

Alle Burenkinder können reiten. Sie fangen früh damit an; denn die Schulwege sind zum Gehen meist zu weit. Die jungen Mädchen und Frauen reiten später im Damensitz, aber im Herrensattel. Sie werfen den rechten Steigbügel auf die linke Seite und legen das Knie über die Erhöhung des Sattels. Es sieht sehr unbequem aus, aber sie sind diese Reitart gewöhnt, und auch voller Galopp macht ihnen nichts aus.

Die deutschen Regierungsschulen, die von den Burenkindern besucht wurden, lagen möglichst in der Nähe solcher Ansiedlungen. Vor allen Dingen wird den Kindern Hochdeutsch beigebracht, was ihnen nicht immer ganz leicht wird. Im Diktatheft Alettas fand ich folgenden netten Satz: „Der Zäuge let ein Zäugniß ap!“

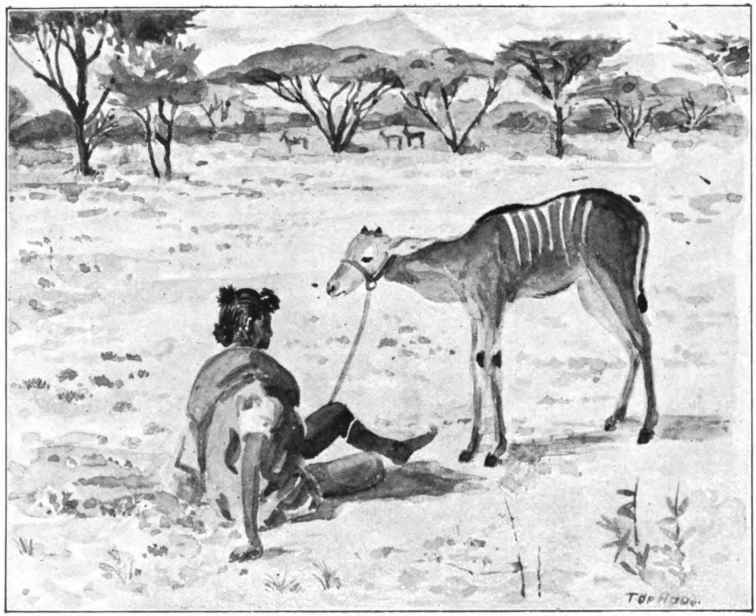
Die Buren sind leidenschaftliche Jäger und haben den Wildreichtum unserer Kolonie sehr geschwächt. Als strengere Jagdbestimmungen durchgeführt wurden, zog manch einer nach dem Kongo, wo die Jagd auf Elefanten noch frei war. Wenn das Glück diese Abenteurer begünstigte, kamen sie mit reicher Beute zurück, manch einer ließ aber auch sein Leben dabei.

Etwas Gutes haben uns die Buren auf jeden Fall gezeigt: das ist die Transportfahrerei. Bei ihrem langjährigen Nomadenleben in Südafrika haben sie in unwegsamem Gelände Erfahrungen gesammelt, die auch uns zugute kamen. Mit ihren schwerbeladenen massiven Wagen fahren sie durch Schluchten, über schwanke Brücken, durch zerrissenes Gelände und tiefe Sümpfe, die uns unpassierbar scheinen. Aber diese Schwierigkeiten lassen sich nicht durch gute Worte überwinden. Die großen Burenwagen sind aus dem denkbar schwersten Material hergestellt, ungefähr wie die Proviant- oder Pulverwagen unserer Artillerie, und können schon etwas

vertragen, erfordern aber auch, wenn sie mit sechzig oder siebzig Zentnern beladen sind, eine gehörige Zugkraft. Sie sind außerordentlich praktisch eingerichtet, da sie ja im ursprünglichen Sinne das Schneckenhaus bedeuten, das der Bur überallhin mit sich nimmt.

Die FSlußtäler, welche die Steppe durchschneiden, bilden immer den Prüfstein für die Fahrkunst des Lenkers und die Kraft der Tiere. Wenn man durch die Ebene fährt, glaubt man zunächst, der Weg gehe so fort bis zum Horizont. Auf einmal sieht man einen dunklen Streifen, wundert sich beim Näherkommen über das frische Gebüsch, bis man entdeckt, daß es Baumkronen sind, die über einen steilen Rand emporragen. Dann geht es hinunter, oft im Gefälle von 45 Grad. Und auf was für Wegen! Abschüssiger, harter Boden, Steingeröll und vorspringende Felsenshwellen von einem halben Meter Böhe, die den ganzenWeg derBreite nach einnehmen. Ich bin einmal einen Berg hinaufgefahren, der so steil war, daß die Ochsen die letzten zehn Meter nur noch auf den Knien lagen. Steinblöcke und Felsenrinnen spielen überhaupt keine Rolle. Wie oft dachte ich schon: Nun muß er kippen, der Wagen! Später dachte ich gar nichts mehr. Schluchten bin ich hinabgefahren, angeklammert in Todesangst, weil ich glaubte, der Wagen würde kopfüber auf die Ochsen stürzen, deren vorderstes Joch unten im strudelnden Fluß angefommen war. Aber nichts geschah! Gleichmütig behielt der Bur seine Pfeife im Munde.

Leider haben die Buren im Verlaufe des Krieges gezeigt, daß sie als Gemeinschaft nicht verläßlich sind. Sie bildeten bei der Kriegführung ein erschwerendes, unsicheres Element, wenn auch eine kleine Auslese unserer Truppe treue und vorzügliche Dienste erwiesen hat.

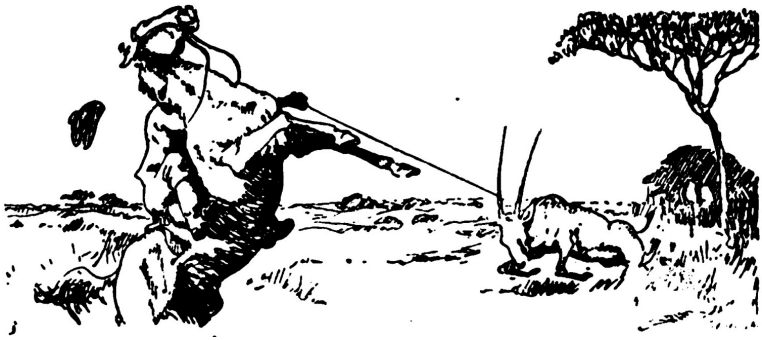


Jung eingefangene Elenantilope. Zeichnung von Thea de Haas

Jung eingefangene Elenantilope. Zeichnung von Thea de Haas.

Ich gedenke aber gern der einzelnen Menschen und vor allen Dingen einer Frau de Beer, die mir in Stunden bitterster Not eine treue Helferin, eine mütterliche Freundin war, und der ich später mein Leben verdanken sollte. 8 De Haas, Urwaldhaus und Steppenzelt

Tierfang am Longido mit Hagenbeck



Unter der rundgebogenen Plane des Burenwagens herrschte eine erstikende Hitze. Die sandige, mit Steinen übersäte Steppe atmete die Glut der unbarmherzigen Sonne in zitternden Luftwellen aus. Den staubbedeckten Ochsen hingen die trockenen Zungen seitwärts aus den Mäulern, und das seltene Unallen der langen Peitsche, mit dem das „Kaffertje“ Albajan sein zeitweises Munterwerden bekundete, machte wenig Eindruck auf sie. Ich saß zwischen Burenfrauen und Kindern auf einer mit Federbetten belegten Wollmatratßze. Noch heute wundere ich mich, daß ich nicht einem Hißkschlag erlag. Das schwerfällige Rumpeln des Wagens, das gelegentliche Überfahren der großen Steinblöcke machte schläfrig und wieder munter. Um Ende war ich doch erstaunt, als wir uns einem sehr lichten Mimosenwalde näherten, in dem wir unschwer die Gestalten der vorangerittenen Buren neben ihren Pferden erkannten.

Mittagsrast. Die ausgedursteten Tiere standen freßunlustig in zusammengedrängten Haufen beieinander. Es gab kein Wasser in der Umgegend. Für die Menschen war besser gesorgt worden; denn kaum war der letzte Ochse abgesträngt, so prasselte ein lustiges Feuer, und bald war das „Kopje Roffee“ klar. Es wollte

aber nicht munden; denn das sehnsjuchtsvolle Brüllen der Tiere ringsumher verdarb uns den Genuß.

Es war zwischen zwölf und ein Uhr. Die junge, gestern gefangene Elenantilope wurde sorgsam von zwei Schwarzen herangeführt und ihr etwas lauwarmer Tee statt des fehlenden Wassers mit einem Löffel eingefüllt. Ihre schönen großen schwarzen Augen blickten ängstlich und traurig.

„Run," meinte Herr Schulz, der Vertreter Hagenbeckcks, dessen Freundlichkeit wir diese interessante kleine Expedition verdanken, „wir müssen jetzt in den heißen Stunden aufbrechen; da sind die Tiere träger und leichter zu fangen. Wir haben hier ganz in der Mähe eine Herde Oryx aufgespürt, da möchte ich einmal versuchen, einen größeren Bock zu fangen."

Es folgten einige Verhaltungsmaßregeln, dann wurde ausgemacht, daß mein Mann und ich in einem kleinen, mit zwei Ochsen bespannten Wagen, der zum Rücktransport des gefangenen Tieres bestimmt war, in die Nähe der bezeichneten Stelle fahren sollten, während Herr Schulz selbst mit den beiden Buren auf einem Umweg heranreiten wollte.

Unsere Fahrt dauerte kaum eine Viertelstunde, und schon hatten wir eine wellige Grassteppe vor uns, die gegen den Horizont von blauen Bergen begrenzt wurde. Um besser sehen zu können, schlichen wir in gebückter Haltung vor.

Welch ein Bild überwältigender Großartigkeit bot sich uns dar! Eine unabsehbare Herde von Oryxantilopen weidete friedlich auf dem grünen Boden. Einige warfen die Köpfe zurück, so daß ihre schöngedrehten Spieße sich vom blauen Himmel abzeichneten; andere hatten die Köpfe tiefgesenkt, eifrig äsend dem Genusse hingegeben. Violette und rötliche Berge mit phantastischen Formen und glißernde, himmelblaue Seen umrahmten das unvergleichliche Bild.

Wir betrachteten es lange, in Bewunderung ver- „Wie

sonderbar," meinte ich, „daß es hier in der Nähe solche großen Seen gibt, die trotz der Hißze noch so viel Wasser haben." Aber kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als wir eine maßlose Überraschung erlebten. Wir bemerkten nämlich, daß die Linien der Berge wie zerrissene Tuchkanten auszufransen begannen und die Seen in den Himmel liefen, daß zwischen dem grünen Rasen und der dichtgedrängten Herde ein hellblauer, schmaler Streifen entstand, der sich langsam verbreiterte, während die Herde immer undeutlicher wurde und flimmernd zerfloß.

Eine Fata Morgana!

Fest umrissen, im Vergleich zu der Zartheit des Luftgebildes, standen in Wirklichkeit etwa dreißig Antilopen vor uns. Plöklich aber verwandelten sich alle träumerischen Gedanken, die dem vergangenen Wunderbilde nachtrauerten, in die gespannteste Aufmerksamkeit; denn dicht in der Nähe gewahrten wir die drei Reiter, die behutsam herankamen. Das scharfe Auge des kleinen Buren Adrian de Beer, der einen prachtvollen Schimmel ritt, hatte sich schnell einen Bock ausgesondert, und auf ein gegebenes Zeichen preschten die Reiter heran. Die Herde stob blitgleich auseinander, während ein schönes großes Tier vor dem Schimmel herjagte. Wir beobachteten es lange, dann entshwand es unseren Augen, um bald wieder hervorzubrechen. Der Schimmel war die ganze Zeit in wirbelnde Sandwolken gehüllt. Schließlich endete die Jagd in einem kleinen Gehölz.

Wir erhoben uns und gingen der Richtung nach. „Ob er ihn wohl hat?"

Er Hatte ihn. Von vielen schwarzen Fäusten gehalten und niedergedrüt, mit dik en Wolldecken unförmig gemacht, lag das keuchende Tier auf dem Boden. Die scharfen flüchtigen Hufe waren mit Gamaschen zusammengewicdelt, und zwar kreuzweis, so daß ein Vorderfuß mit einem Binterfuß verbunden war. Auch die Augen waren mit Wollbinden zugedeckt und nur die heftig

sich blähenden Nasenlöcher sichtbar. Es zuckte, streckkte die Beine von sich und versuchte in jammervollem Ringen, die Bande abzustreifen, die Augen zu befreien.

Mit der größten Aufmerksamkeit und Gewandtheit wurde die kostbare Last auf den kleinen Wagen geladen, aber alle verfügbaren Kräfte waren notwendig, das Tier niederzuhalten. In langsamem Tempo ging es dem Lager zu. Wie der Bock hineingelegt worden war, so wurde er mit der größten Vorsicht herausgehoben, aber Augen und Füße blieben verhüllt.

Am Spätnachmittag, als die Sonne mit rotgoldenem Licht die blauen Berge und die frühlingszarten Mimosen umfloß, setzte ich mich in der Nähe des Wagens nieder, um eine Skizze zu machen. Vor mir hielt ein Schwarzer die junge Elenantilope am Halfter. Das Tierchen paßte entzückend in die Landschaft mit seinem rötlihbraunen Fell und den kurzen, weißen Streifen, die zebraartig vom Rücken herabliefen. Nicht weit von mir bemühte sich Herr Schulz um seine stolze Beute und versuchte mit Geduld und gutem Zureden dem Tier etwas Cee einzuflößen.

Da geschah etwas Rührendes. Ein kleiner Trupp von Oryx erschien ganz in der Nähe. Man sah es den Tieren an, daß ein dringender Zweck sie hergeführt und ihnen den Mut gegeben hatte, sich mit Todesverachtung ihren Feinden zu nähern. Sie standen nicht dicht beisammen, sondern, wie auf Wachtposten verteilt, in einigem Abstand voneinander und äugten zu uns herüber. Augenscheinlich witterten sie ihren Gefährten und suchten ihn an sich zu locken, aber als sie sich nach einer Weile überzeugt hatten, daß ihre Boffnung vergebens war, zogen sie sich alle langsam zurück.

Unter dem schönsten afrikanischen Sternenhimmel, der durch das zierliche Laubdach gliterte und funkelte, saßen wir am verglimmenden Lagerfeuer, und die Männer berichteten noch einmal ausführlich von dem Ereignis dieses Tages. Der kleine de

Beer, der gar nicht mehr jung war, sondern erwachsene Rinder hatte, war die Hauptperson dabei gewesen. Sein leichtes Gewicht, seine Kraft und Behendigkeit, sein scharfes Auge und seine Geschicklichkeit im Lassowerfen machten ihn ganz besonders geeignet dazu. Er erzählte, daß dieser Bock, der jetzt mit Vorder- und Binterfüßen an den Boden gefesselt dastand, ihn heute beinahe seinen schönen Schimmel gekostet hätte. Als nämlich die Antilope im Lasso gefangen war, hatte sie sich wie rasend gewehrt und dem Gaul mit ihren Spießen den Bauch aufreißen wollen. Es war ein harter Kampf gewesen; und war nur dadurch, daß die anderen Reiter rechtzeitig zu Hilfe gekommen waren, glücklich beendet.

Unwillkürlich glitten unsere Blike zu dem Tier hinüber. Es stand wie ein Denkmal aus Bronze, gespannteste Aufmerksamkeit durch die stolze Haltung des Kopfes verratend. Unstete Lichter des zerfallenden Feuers spielten auf seinem braunen Fell.

Urmes, bemitleidenswertes Geschöpf der freien Steppe!

Upepo

Eine unheimliche Gewitternacht sinkt schnell herab. Wir befinden uns weit im Inneren, fern von allen menschlichen Behausungen, in dem großen Kraterkessel von Bulbul.

Tagelang wanderten wir durch blühende Hochsteppen, deren Farbenpracht mein allzeit durstiges Auge entzückt in sich aufnahm. Nun kommt mir diese kahle Ebene mit ihrem kurzen Graswuchs ungemein öde vor, zumal es nirgendwo Wasser gibt.

Unser Zelt steht in einer Nische der steilen Kraterwand, auf einem kleinen Grasrücken, einigermaßen geschützt vor dem scharfen Winde, der ungehindert über die weiten Flächen fegt.

Der Tag war übermäßig heiß, und eine drückende Schwüle lagerte auf dem vulkanischen Hochgelände. Auch der Wind brachte keine Erfrischung, nur warnte er uns vor einem Sturm an dieser Stelle. Er fuhr wie der Besen einer tüchtigen Hausfrau in alle Een und lüftete unser Zelt so stark, daß es anfing, sich wie ein Fesselballon zu gebärden. Fortwährend mußten die Pflöcke neu eingeklopft, die Stricke fester angezogen werden.

Finster und fast senkrecht ragt die Kraterwand hinter dem Lager auf. Sie trotzt dem Winde, der sich in einen Orkan verwandelt hat, bietet uns aber doch den erwarteten Schutz nicht in vollem Maße. Heulend fährt der Sturm im Wirbel von der

Felsenbrust zurück und reißt wütend mit sich, was nicht niet- und nagelfest ist.

Ich sitze in der denkbar ungemütlichsten Stimmung vor dem Zelt. Weil die schwarzen Wolken den Himmel überzogen haben, ist es vorzeitig Nacht geworden. Ich ängstige mich um meinen Mann, der längst von der Jagd hätte zurückkommen sollen. Die Beute, die er vor Stunden ins Lager geschickt hat, shmort lustig am Spieße, aber von ihm selbst ist noch nichts zu sehen. Ich habe ihm einen Boy mit einer Laterne entgegengesandt, aber so sehr ich meine Augen anstrenge, ich kann in der Steppe da unten zu meinen Füßen kein flimmerndes Pünktchen entdefen. Für gewöhnlich konnten die hoch auflodernden Lagerfeuer dem shweifenden Jäger auf weite Entfernung hin als Wahrzeichen dienen; heute sind sie unglücklicherweise winzig klein, ohne daß ich etwas daran ändern kann, denn in dem waldlosen Kessel ist kein Holz aufzutreiben.

In meiner Nähe hockt die Frau meines Boy am Feuer. Sie scheint ebenfalls keine heitere Laune zu haben, denn der unstete Flackerschein beleuchtet ein verdrossenes Gesicht. Malingazi — der wohlklingende Name paßt im Augenblick so wenig zu dem unwirschen Ausdruck ihres Antlizes -- hält die Bände lässig um die hochgezogenen Knie gefaltet. Sie ist ein junges, hübsches, wenn auch nicht sehr liebenswürdiges Suaheliweib mit feinen Gesichtszügen. Ihr wunderschöner, königlicher Gang ist frei von der Geziertheit der meisten Negerweiber und bringt ihre ebenmäßige Gestalt hervorragend gut zur Geltung. Ich ließ sie auf der Expedition gern vor mir hergehen, so daß ich die stolze Haltung des Kopfes, auf dem meist ein Streichholzschächtelchen thronte, die elegant aufgebogene Hand mit der brennenden Sigarette und die wehenden, bläulichen Baumwolltücher, bedruckt mit Fischen und arabischen Sprüchen, in Muße beobachten konnte.

Der anstrengende Marsch in der prallen Sonne hat mir starke Kopfschmerzen verursacht, die ich heute gar nicht mehr loswerde. Da ich infolgedessen nichts vorzunehmen vermag, wende ich mich an die Negerin und wechsle einige Worte mit ihr.

„Unasikitika, Malingazi! Matata gani?“' (Du bist so traurig, Malingazi! Was hast du denn nurd)

„Die Reise dauert mir zu lange, Herrin!“ antwortet sie. „Ich möchte zu den Sykomoren Makuyunis zurückkehren und mein Kind wiedersehen!“

„Die Löwen werden dic fressen, wenn du allein umkehrst, Malingazi; du wolltest Abderrahmani auf der Reise begleiten, jetzt mußt du auch aushalten!“

„Der Herr könnte mir Träger mitgeben, dann ' würde ich die Reise wagen!“

„Die Löwen werden dich und die Träger fressen, Malingazi! Nur die Bunduki schützt gegen den Simba, die Feuerwaffe des Herrn! Der Herr ist gut, wie du weißt, Malingazi, aber er kann nicht die Reise unterbrechen, weil du Heimweh hast. Das hättest du dir vorher überlegen müssen! Außerdem würdest du Abderrahmanis, deines Mannes, Berz betrüben, wenn du ihn jetzt verließest! Habe Geduld, Malin-Während des Gesprächs lasse ich die Steppe nicht aus meinem Auge. Plötzlich fällt mir ein kleines Glühwürmchen unten in der Tiefe auf, das sich, scheinbar vernunftbegabt, in der Richtung auf uns zu bewegt. Freudig springe ich auf und beobachte seinen Flug. Es ist die Laterne meines Mannes, die langsam näher kommt. Eine halbe Stunde später tritt er in den Lichtkreis des Lagerfeuers, todmüde von der Jagd.

Da fallen klatschend die ersten schweren Tropfen, und ein mächtiger Windhauch bläst das Lagerfeuer wie einen Aschenhaufen auseinander.

Wir flüchten ins Zelt und erörtern, auf dem Bettrand sitzend, die Tagesereignisse. Nach einer Weile wird die Unterhaltung einsilbig; jeder sucht seine Lagerstätte auf.

Ich hatte Aspirintabletten eingenommen, um mir eine erträgliche Nacht zu verschaffen. Mein Mann hatte das nicht nötig und schlief schon halb, als Jonathan Abderrahmani hereintrat. Er fragte, ob es ihm gestattet sei, mit seiner Frau unter unserem Sonnensegel zu kampieren, und ob die Träger, wenn das Wetter schlechter würde, auf der andern Seite unterkriechen dürften. Beides wurde bejaht.

Ich lag in schwerem Halbschlummer, hörte das Vollen des Donners und das Klatschen des Regens und vernahm auch, wie die Träger flüsternd unter das Zeltdach krochen. Der Sturm riß an der Leinwand und drückte auf das Dach, so daß ich glaubte, es müßte plagen. Wenn der Wind unser Sonnensegel hob, war das Zelt hell von den Blitzen, die in ununterbrochener Folge am Himmel aufflammten. Das Toben der Elemente schien kein Ende nehmen zu wollen, und der Lärm war entsetzlich.

Plötzlich durchschnitt hell und grell der Schrei eines Wahnsinnigen die Luft.

Ich fahre entsetzt in die Höhe. Noch einmal zerreißt der Laut mein Trommelfell und noch ein drittes Mal. Ich rufe meinen Mann, aber er schläft wie ein Toter. Ich kann nicht einmal ergründen, aus welcher Richtung dieser furhtbare Schrei kommt, nur, daß jemand ganz dicht unter dem Zelt ihn ausgestoßen haben muß. Wenn nur wenigstens der Lärm draußen in der Natur aufhören wollte.

Wieder erklingt der wahnsinnige Laut. Ein Tier der Urwelt muß ihn ausgestoßen haben.

Ich fühle eine Bewegung unter den Trägern, die sich an die Zeltwand gedrängt haben.

Und nun folgt Schrei auf Schrei. Er durchdringt den Aufruhr

der Elemente da draußen und verfolgt mich unter die Decke, die ich mir über die Ohren

Ich krieche aus meinem Schlafsack und rüttle meinen Mann wach. Ganz allmählich wird er aufnahmefähig für die Ereignisse der Nacht. Es stellt sich heraus, daß Malingazi, Abderrahmanis Frau, die Schreie ausgestoßen hat.

Ihr Mann wird geweckt, da das Schreien kein Ende nimmt. Es kostet unendliche Mühe, ihn hochzubekommen, da er nach Negerart den Kopf in seine Dede mit hineingewikelt hat. Zum Glük flaut der. Sturm eine Weile ab, so daß man sich wenigstens durch Gebrüll verständigen kann.

Abderrahmani ist noch ganz verschlafen. Über den Ernst der Lage ist er sich nicht klar. Er befiehlt seinem Weibe, stille zu sein, und kriecht einfach in seine Bülle zurück.

Seine Worte haben nicht den geringsten Erfolg. Das Toben geht weiter. Worte aus der Risuahelisprache fließen in das Geschrei ein. „Wazimu!“ brüllt Malingazi, „Wazimu! -- Ndio! Wazimu! --Wazimu!“ (Verrückt — Verrückt! — Ja -- Verrückt!)

Der Lärm nimmt kein Ende. Schließlich verliert auch mein Mann die Geduld und stellt den Boy ganz energisch zur Rede.

„Ist deiner Frau etwas zugestoßen, Abderrahmani“ schreit er.

„Nein, Herr!“

„Dann bringe sie sofort zur Ruhe!“

„Apepo, Bwana!“

„Apepo niniD“' (Was heißt Upepo?)

„Apepo tu, Bwana!" (Upepo bloß, Herr!)

„Apepo hin, Upepo her, wenn du dein Weib nicht sofort zum Schweigen bringst, bearbeite ich dich höchst persönlich mit der Flußpferdpeitshe, mein Junge!“

Das hilft. Er läßt seine Frau hart an, bedroht sie streng und verlangt auf der Stelle Ruhe.

Kaum hat er sich wieder eingemummt, als der Höllenspektakel von neuem anhebt.

Nun packt auch Abderrahmani die Wut. Zischend fährt er aus seiner Decke, wie eine Schlange aus ihrem Loch, stürzt sich auf Malingazi, packt sie an der Gurgel und schleudert sie mit solcher Kraft hin und her, daß wir schon fürchten, er mache ihr den Garaus, und eilends dazwischenfahren.

Es ist nicht mehr nötig. Der Mann hat das Weib wie ein giftiges Gewürm von sich geschleudert und kümmert sich nicht mehr um sein Opfer.

Malingazi röchelt und gurgelt so entsetzlich, daß mir ein Schauer nach dem andern über den Rücken läuft. Den spärlichen Rest der Nacht liege ich größtenteils wach. Ich finde den Schlaf erst wieder, als ich deutlich höre, daß Malingazis Gegurgel in Schnarchen übergeht.

Strahlend steht am nächsten Morgen die Sonne am Bimmel. Eine erquickende Kühle dringt durch das Zelt. Funkelnd von Tau und Regen, liegt der Kraterkessel in glorreiher Pracht vor uns. Seine Wände leuchten in tiefem Smaragdgrün. Vergißmeinnichtblau ragen die gezackten Gipfel der Nachbarvulkane über seine Ränder. Wildherden ohne Zahl äsen ruhig auf dem weiten Grasteppich.

Mit unbewegtem Antlitz, wie alle Tage, bringt uns Abderrahmani das Frühstück, das wir auf den Koffern vor unserem Zelt einnehmen.

„Was war denn nun eigentlich in der Nacht los, Abderrahmani?“

Der Boy scheint ungern zu antworten.

„Hapana kitu, Bwana!“ (Gar nichts, Herr!)

Mein Mann dringt in ihn.

„Apepo tu, Bwana!“' erwidert er zögernd.

„Was heißt Upepo?“

„Dasturi ya Wasuaheli! Dasturi ya wanawafe!“ (Eine Sitte der Suaheli! Eine Sitte der Frauen!)

Die lakonische Antwort genügt uns nicht. Er windet sich hin und her, merkt aber, daß er nicht entwischen kann. So bequemt er sich denn endlich zu einer ausreichenden Erklärung.

„Wenn die Frauen der Wasuaheli einen Wunsch haben, den der Mann nicht erfüllen will, so kommt der Upepo Über sie, der „Geist“. Sie wissen, daß der Upepo ihnen meist hilft, damit sie erhalten, was sie wünschen. Es ist nicht gut, wenn der Mann den Upepo austreibt. Ich habe Malingazi den Upepo ausgetrieben, weil du es befohlen hast, Herr!“

KRöniginnenhafter denn je schritt Malingazi durch den funkelnden Morgen im Zuge einher. Die Träger fürchteten sich vor der vom „Geist“ Besessenen und ließen vor und hinter ihr respektvolle Lücken in der Karawane. Auch drängte sich niemand an ihr vorbei; jeder machte lieber einen weiten Bogen durch das regenschwere Gras um sie herum.

Die leichten, hellblauen Baumwolltücher wehten im frishen Morgenwinde. Zarte Wölkchen stiegen aus der Sigarette in die Luft. Nur heftig zuckende Bewegungen der Schultern und Arme erinnerten an die nächtlichen Ereignisse.

Malingazi hat noch lange bei uns aushalten müssen, aber niemals hat der Geist wieder einen YVersuch gemacht, sie zu erlösen. UAbderrahmani hatte einen Schwur getan, er würde den „Upepo“' heraustreten oder herausprügeln, wie es manche Männer seines Stammes in solchen Fällen taten, und darauf wollte es der „Upepo“ lieber doch nicht ankommen

Auf Nashornsuche

Erster Tag

Durch das zarte, osterhafte Grün funkelte die Sonne und warf ihr brennendes Licht auf die goldgleißenden Stämme der Gelbrindenakazien, unter denen wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Trotzdem die erste Morgenstunde noch nicht überschritten war, fehlte der Luft jede Spur von Frische.

„Es ist schon so schwül, daß wir im Laufe des Vormittags sicher auf Regen rechnen können!“ meinte unser Führer und fügte hinzu: „Das schadet aber nichts. Es ist sogar günstig, denn bei bedecktem Himmel und fühlem Wetter sind die Nashörner meist den ganzen Tag über rege!“

Nach dem Tee, der, wie immer, abscheulich schmeckte, brachen wir auf. Im Gänsemarsch zogen wir dahin, immer quer durch Buschsteppe, bis wir einen Nashornwechsel erreichten, den wir behutsam verfolgten. Er führte uns an Wasserlöchern vorbei, in denen aller Wahrscheinlichkeit nach die Dickhäuter erst am frühen Morgen ihr Bad genommen und den Durst gelöscht hatten.

Plötzlich blieb unser Begleiter stehen und wies auf eine Stelle,

an der das Gras niedergedrückt war.

„Bier hat ein Muttertier mit seinem Jungen heute nacht gerastet. Sehen Sie, dort liegt noch frische Losung!“

Wir betrachteten uns die Stelle genau, besonders die mächtigen Eindrücke der Läufe in den Boden; sie glichen einem dreiblättrigen Kleeblatt. Dann ging es weiter.

Immer höher stieg die Sonne. Keine barmherzige Regenwolke kam, um die Glut zu dämpfen.

Der Weg wurde ständig beschwerlicher. Er führte bergauf durch schulterhohes Gras, das mit dem kleinen Dorngebüsch der Flötenakazien durchwachsen war, die jeder kennt und fürchtet; meines leichten Sdhuhbzeugs wegen verursachten sie mir beim Gehen große Qual.

Je mehr wir uns der Höhe näherten, um so heftiger fuhr uns ein scharfer Wind entgegen. Er warf das hohe Gras durcheinander, daß es wie ein wildbewegtes Meer hin und her schaukelte, und dieser Eindruckk wurde so stark, daß ich Mühe hatte, mich hindurchzukämpfen.

Dier oder fünf Stunden mochten wir schon unterwegs sein. Gerade hatten wir beschlossen, auf einem andern Wege langsam umzukehren, als unser Führer, der ein wenig voraus war, uns plöklich erregt zuwinkte und leise pfiff. Als wir ihn atemlos erreichten, war jedoch das Nashorn, das er auf achtzig Meter gesehen haben wollte, vershwunden.

Müde und enttäuscht langten wir nach einem üblen Rückmarsch wieder an den Zelten an.

Zweiter Tag

Die Regenzeit hat eingesetzt. Große, tiefe Wolken nehmen zuweilen den formvollendet schönen Sackenfamm des Elmagrut in sich auf und lassen nur, düster und nah, die urwaldbestandenen Schluchten frei, in denen die großen

Wassermassen zu Tal stürzen.

Die feuchte Luft hängt undurchsichtig und grau zwischen den Gelbrindenakazien, die all ihres Zaubers entkleidet zu sein scheinen. Fahlgelb und bleich, an einigen Stellen fast krankhaft ins Grünliche schimmernd, ragen ihre Stämme in die lautlose Stille. Die Zweige und Äste, die sich wie klagend gen Himmel strecken, sind kahl und öde, denn die zartfingrigen Blättchen, welche der Sonnenschein in einen grünen Schleier verwandelt, sind fest geschlossen und zittern leise vor Kälte.

Ab und zu glitzert es in den niederen Büschen und Bäumchen der Flötenakazien, und wie Tränen laufen die Regentropfen an den langen Dornen herunter, um ins hohe Gras herabzustäuben. In dem wiesenartigen Boden sammelt sich das Wasser und quillt auf Schritt und Tritt empor.

Unsere Zelttüren sind weit zurückgeschlagen. Es ist eine sternklare Nacht, trozdem aber erstickend schwül. Die ganze Natur ist wach. Das breite Gras, beinahe so hoch wie Getreide, das in der Nähe des Zeltes von den Trägern niedergetreten war, hebt sich, vom heißen Atem der Erde berührt, wieder empor. Dampfende Feuchtigkeit strömt der Boden aus. Ich liege wach und nehme mit ganzer Seele die seltsame Stimmung der shweigenden Landschaft in mich auf. Ein später Mond beleuchtet, grausam in seiner Helle, die atemlose Spannung der Natur. Drohend rückt der starre, zackige Gipfel des Elmagrut heran über die Wipfel der schimmernden Gelbrindenakazien, deren zartes Laub unwirklich hell und gespenstisch wirkt. Mein Mann, heute besonders ermüdet durch lange Jagd, schläft fest, ebenso die Träger. Ich habe viel Zeit zum Nachdenken und betrachte sinnend den schönen Berg mit der dreizackigen Krone. In seinen Schluchten sollen die Nashörner stehen, die ich malen will. Der Farmer Hartung, der einzige Weiße, der im Begriff ist, sich in dieser Wildnis niederzulassen und nicht allzu fern von

unserem Lagerplaß in seinem Zelte haust, hat uns in Aruscha Wunderdinge erzählt, die uns zu dieser Reise veranlaßten. Ständig weideten die „Kifarus“, wie die Dickhäuter auf Kisuaheli heißen, zwischen seinen Viehherden, und es würde daher ein leichtes für mich sein, sie zu skizzieren. Ja, sogar seinem Zelte hätten sie mehr als einen unliebsamen Besuch abgestattet! Leider hatte dann die Wirklichkeit durchaus nicht unseren Erwartungen entsprochen, und der Farmer hat deshalb einen Aufstieg zum Berge geplant, der morgen stattfinden soll.

Während allerlei Vorstellungen und Bilder meine Gedanken in Unspruch nehmen, hängt sich ein kleines, weißes Wölkchen an die zakige Krone. Es wächst zusehends, und während der Mond noc frei am Himmel steht und die Sterne in unveränderter Pracht funkeln, fährt ein blendender Blitz herunter! In fahlem Rosenlicht flammt die Erde dem Himmel entgegen; ein schmetternder Donner folgt fast zu gleicher Zeit. Dann Totenstille. Kein Tropfen fällt. Ich bin entsetzt aufgefahren und sehe nun, daß hinter dem Zelt eine schwere Wolkenwand steht, daß von einer andern Seite ein grauer Schleier sich über die Sterne gelegt hat und daß das Wölkchen am Elmagrut zu einer majestätischen Burg angewachsen ist! Sie ruht auf einem unheimlichen Massiv, das langsam über den Gipfel emporgestiegen ist und diesen zum winzigen Spielzeug hat einschrumpfen lassen. Dann bricht der Aufruhr der Elemente los. Ohne Pause, ohne einen einzigen Regentropfen, ohne einen Windhauch glüht die Landschaft in rosa und bläulichem Licht, das so grell und stechend ist, wie ich's noch nie erlebt habe. Es schmerzt durch die geschlossenen Augenlider. Mehrere Donner knallen zu gleicher Zeit, und ein furhtbares Echo kommt von den Felswänden. Angsterfüllt denke ich daran, daß über dreißig blanke Haen und mehrere Gewehre am Zelt zusammengestellt sind. Von den Trägern rührt sich keiner, auch mein Mann schläft wie ein Toter. Eine Ewigkeit dünkt mich die Zeit, bis der erste

Windstoß sausend durch die Bäume fährt und vereinzelte dike Tropfen mit gewichtigem Geräusch auf das Zeltdach fallen. Aber die drei Gewitter, die sich an der Wasserscheide trafen, können nicht voneinander los. Weder Sturm noch Wolkenbruch mindern ihre Heftigkeit, und das Getöse der herabstürzenden Wassermassen wird überknattert von dreifachem Donner, wird eingehüllt und fortgeführt von dem Sturm, der von den Bergen zur Steppe

Ich kann nicht aufstehen, um das Zelt zu schließen. Im hellen Licht der Blitze sehe ich Wasser im Zelt blinken, und als einziges Zeichen lebendiger Wesen kriechen winselnd unsere beiden Hunde herein, um sich ein trockenes Plätzchen zu suchen. Der eine legt sich auf einen Koffer, der andere auf eine Kiste. Der ganze Boden scheint eine große Pfüke zu sein. In dieses Wasser, denk' ich, wird ganz gewiß auch unsere Nashornsuche fallen!

Als ich meinem Mann, der sehr erstaunt erwacht, von den Ereignissen der Nacht berichte und meine Befürchtungen äußere, meint er aber ganz zuversichtlih: „Morgen wird von dem durstigen Boden schon alles aufgesogen sein, und nach solchem Wetter haben wir wenigstens Aussicht auf ein paar gute Tage!“

Er hatte recht prophezeit.

Mühsam kämpfte die Sonne am Morgen des 6. März mit den dicken Nebeln, als unsere kleine Karawane sich schon lange auf dem Wege befand. Herr Hartung ritt, eines schlimmen Fußes wegen, auf seinem Maultier, und wir Nachfolgenden hatten alle Mühe, dauernd einen guten Schritt innezuhalten. Nachdem wir uns an mehrere Wasser- und Suhllöcher ohne Erfolg herangeschlichen hatten, meinte unser Führer, wir stiegen nun am besten eine der Felsschluchten hinauf. Da wir alle den festen Vorsatz gefaßt hatten, nicht die Flinte ins Korn zu werfen, zogen wir trotz der großen Strapazen munter plaudernd dem schweifwedelnden Maultier nach. Die wenigen Augenblicke aber,

während derer es der Sonne gelungen war, in die regennasse Welt zu blicken, hatten genügt, die Atmosphäre bis zur Cemperatur eines Dampffkessels zu erhitzen, und so verstummte allmählich jede Unterhaltung. Schilfartiges, hohes Elefantengras, das über dem breitgetretenen Wechsel zusammenschlug und mit den Ranken der Quexe kreuz und quer durchwachsen war, hinderte jedes schnellere Ausschreiten. Je höher wir stiegen, desto enger traten die Wände der Schlucht zusammen; die Lagerplätze der Nashörner am Wege mehrten sich, und endlich sprang der Führer von seinem Tier.

„Sehen Sie, hier hat ein Kifaru vor kurzer Zeit gelegen. Ich schäße, es ist kaum eine Stunde vergangen; denn die Zweige, die das Tier beim Wälzen abgebrochen hat, sind noch nicht verwelkt. Ich bitte nun, sich nicht mehr laut zu unterhalten und möglichst sacht aufzutreten!“ Seitdem das Maultier nicht mehr den Schritt angab, ging es in angenehmerem Tempo vorwärts. Obgleich wir nun mit geschärfter Aufmerksamkeit um uns blikten, konnten wir nichts Verdächtiges bemerken. Wir gelangten an eine idyllishe Quelle, zu welcher wir durch mannshohe Brennesseln, die uns trotz der dien Rhakikleider den Körper verbrannten, den Weg bahnen mußten. In der Nähe gähnte eine Felsenhöhle, in der zerbrochene Massaigeräte verstreut umherlagen. Dort verzehrten wir in höchstem Frieden, ohne durch irgendein Raubtier gestört zu werden, unseren Imbiß. Auf dem Rückwege malte ich noch eine Studie von Schirmakazien, unter denen sich der Nashornwechsel hinaufzog. Meine Hoffnung, ein Nashorn in der Wildnis malen zu können, gab ich endgültig auf.

Dritter Tag

Die Sonne lacht vom strahlendblauen Himmel herab, und die Erde gibt ihr Lächeln zurück. Millionen und aber Millionen von gelben Blumen sind über sie ausgestreut, und ob wir tagelang wanderten -- der Blumenteppich nimmt kein Ende. Der goldene

Glanz, der von ihm ausgeht, blendet die Augen fast ebenso wie der der Sonne, und oft muß ich sie schließen ob der Überfülle des Lichtes. Tiefviolette Blüten schwanken an senkrecht aufstrebenden Stengeln wie märchenhafte Riesenfalter über den leuchtenden Sternblumen leise hin und her. Ein Rudel Zebras taucht plötzlich auf, verhofft einen Augenblick und wendet sich zur Flucht. Anmutige Gazellen springen erschreckt in wundervollen Säßen davon, und hoch in den Lüften kreist, auf Beute lauernd, ein Aasgeier.

Das ist das Bild der Seringetisteppe, der gefährlichen Zauberin, die mit ihrem Wildreichtum schon mehr als einen leidenschaftlichen Jäger zu seinem Verderben in ihre wasserlose Einöde gelockt hat. Uns hat sie nur ihre Schönheit und ihre Schätze gezeigt, und mit wehmütigem Gefühl nehmen wir Abschied von ihr, um einen sanft ansteigenden Gebirgszug zu erklimmen, auf dessen Kamm wir entlang ziehen, um einen Abstieg nah dem Nyarasasee zu suchen.

Auch über diese Hänge ist der Frühling geschritten und hat Leben ausgestreut mit vollen Händen! Die gedrängt gewundenen, krummen Dornbäumchen strecken in unbändiger Daseinslust ihre Zweige wie Spieße von sich, die mit dicken, saftiggrünen Blattrüschen bewachsen sind. Blaue Wässerlein lächeln ruhevoll zwischen Blumen, umrandet von weißgebleichten Steinen, inmitten dieser Pracht. Und immer wieder klingt mir ein Lied durch den Sinn:

Frühling, Frühling, ich grüße dich!

Frühling, Frühling, umschließe mich

Mit deinem jungen, aufkeimenden Leben!

Mit deinem Boffen und deinem Streben!

Frühling, Frühling, ich grüße dich!

Dierzehn Tage später lagern wir an den Hängen des Nyarasarandgebirges.

Es ist Mittag, und schon haben wir unser Zelt aufgeschlagen. Wir sind allerdings vom frühen Morgen an unterwegs gewesen. Der Weg führte über breite, flache Bodenwellen, die mit wuchtigen Massen gigantischer Stein- und Felsenblöcke bedeckt waren, aus denen, wie Tannen in den Trümmern alter Ritterburgen, dunkle Kandelabereuphorbien hervorwuchsen. Diese Felsen mochten einst in grauer Vorzeit durch einen gewaltigen vulkanischen Ausbruch hierhergeschleudert sein, so wenig passen sie in die sanfte Blumennatur.

Am Fuße einer solchen Steinburg haben wir, hoch oben auf einem Bergeskamm, inmitten strahlender Wiesen, unser Lager errichtet. Drunten im Grunde, an den schilfumstandenen Weihern, hatte mein Mann unzählige frische Nashornspuren entdeckt, und von neuem erwachte die Hoffnung, am Ende doch den langgehegten Plan ausführen zu können. Wir sprachen mit unserem Safariführer darüber, und mein Mann sagte: „Wenn meine Frau das Nashorn malen will, bestehe ich darauf, daß wir irgendeinen gesicherten Platz für sie aussuchen oder herrichten.“

„Aber Herr de Haas,' entgegnete der Führer, „damit verscheuchen wir jedes Wild und ganz besonders das Nashorn. Wenn wir beide mit geladenem Gewehr danebenstehen, ist Ihre Frau ebenso sicher aufgehoben.“

Mein Mann war nicht ganz derselben Meinung, da die Nashörner zu dem gefährlichsten Großwild zählen. Wohl haben sie shlechte Augen, doch ist ihr Geruchsinn in höchstem Maße entwickelt, und wenn sie sich irgendwie beunruhigt fühlen, sausen sie mit der Schnelligkeit einer Lokomotive durhs Dicicht und zertrampeln alles. Sie sind auch die einzigen Tiere, die das Feuer nicht fürchten, sondern direkt hineinlaufen.

Ohne daß man für den möglicherweise eintretenden Fall, die Nashörner zu Gesicht zu bekommen, sich geeinigt hätte, kam der nächste Tag heran. Während wir vor dem Zelt saßen, sichtete

mein Mann auf einem entfernteren Hügel mit dem Glas eine große Elenherde mit einem kapitalen Bullen. Er rief in seinem Jagdeifer sofort nach der Büchse und zog mit Boys und Hunden fröhlich summend ab.

„Über Mittag wird's ganz sicher nichts mit den Nashörnern, und zum Abend bin ich wieder da," rief er mir noch zu.

Ich packe also behaglich mein Malzeug aus, von Herzen froh über die ungestörte Ruhe und das herrliche Motiv. Kaum habe ich die ersten Farben aufgesetzt, als ein Boy herangestürzt kommt.

Die Botschaft, die er bringt, lautet: „Es stehen zwei Nashörner auf dem nächsten Hügel!"

Ich lasse alles im Stich und laufe zu den Leuten, die interessiert hinüberstarren. Man gibt mir das Glas, und ich muß erst eine Weile suchen, obgleich die Tiere ganz nahe und mit bloßem Auge zu erkennen sind.

„Es ist ganz selbstverständlich," erkläre ich dem Führer, „daß ich die Gelegenheit sofort benutze, um die Tiere zu malen. Wir kommen unter gutem Wind heran, nicht wahr? Ic bin sofort fertig."

Er gibt eine zustimmende Untwort und lädt sein Gewehr mit Vollmantelpatronen, während ich mein Malzeug zusammenpacke. Dann brechen wir auf.

Den Hang hinunter geht's im Sturmscritt, aber auf der andern Seite hinauf desto langsamer und vorsichtiger. Wir haben nur einen Schwarzen bei uns, aber einen „„Fundi", der in solchen Fällen schon erprobt ist. In gebückter Haltung schleichen wir vorwärts. Ich wundere mich selbst, daß ich keine Angst empfinde. Aber ein Sprichwort beherrscht alle meine Gedanken: Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!

Ich gebe mir alle Mühe, leise aufzutreten, aber nicht immer gelingt es. Die Palette, auf der alle nötigen Farben bereit liegen,

halte ich offen in der Band und muß mich vorsehen, damit keine Zweige darüberstreifen und die Farben durcheinanderrühren. Endlich bleibt mein Begleiter wartend stehen und flüstert: „Sehen Sie dort? Da kommt es heraus! Das zweite ist noch hinter dem Busch. Machen Sie schnell die Zeichnung. Es fühlt sich ohne Zweifel etwas beunruhigt, weiß aber nicht, warum.“

Ja, dort schiebt sich der Koloß langsam aus dem Schatten des Busches vor, gleichwie auf der Bühne ein Kahn im Bintergrunde vorbeishwimmt. Man hört nicht den geringsten Laut, obgleich wir nur knapp dreißig Meter von dem Tiere entfernt sind. Wie ein großer grauer Stein wölbt sich der mächtige Rücken über dem hohen Grase, und die beiden Börner ragen wie abgebrochene Äste daraus hervor. Einige Male wendet es aufmerksam den Kopf in unsere Richtung und stellt die tütenartigen Ohren in die Höhe. Während ich mit möglichster Geschwindigkeit arbeite, kommt mir doch der Gedanke: wie ganz anders es ist als im zoologischen Garten, ohne Eisengitter einem solchen Ungetüm gegenüberzustehen!

Fast ist es mir gelungen, die Skizze zu Ende zu bringen, als das Nashorn wieder verschwindet. Es gilt nun, noch einmal heranzukommen. Wiederum geht mein Begleiter voraus. Er bleibt lange lauschend vornübergebeugt stehen, ehe er mir zu folgen winkt. Ich trete auf eine trockene Ugave, die krachend zusammenbricht. Wir horchen angestrengt. Totenstille. Endlih wagen wir uns aufzurichten. Mir scheint, als seien wir noch näher herangekommen. Deutlich sehe ich die dummen, tückischen, kleinen Augen, die dicken Beine und den emsig hin und her pendelnden häßlichen Schwanz. Ich kann eben noch die Malerei vollenden und auch das zweite Tier mit einfachen Strichen festhalten -- da spüre ich einen Druck auf meinem Arm.

„Sie kommen alle beide gerade auf uns zu,“ flüstert der Führer. „Nun aber los!“ Er nimmt sein Gewehr und springt mir

eilends voran, während ich noch so vertieft in meine Arbeit bin, daß ich ihn zunächst gar nicht begreife. Erst ein Blick auf meine Modelle klärt mich über den Ernst der Lage auf. Dann springe ich aber wie eine Heuschrecke durch alle Dornen und Kakteen dem bereits in der Schlucht vershwundenen Führer nach und überlasse es dem Schwarzen, die Malsachen aufszulesen. Nur mein Bild nehme ich mit. Erst auf unserem Hügel gönnten wir uns ein wenig Rast.

Als wir zu den Zelten kamen, hörten wir, daß mein Mann seinen Elenbullen geschossen und nach Leuten geschickt habe, um das Sleisch ins Lager schleppen zu lassen. Diese haben ihm natürlich sofort die Nachricht überbracht, daß ich ausgegangen sei, um zwei Nashörner zu malen. Ich bin betrübt, daß die Überraschung nun vereitelt ist.

Während wir, über das Erlebnis plaudernd, die Zeit verbringen, legt mein Mann, von Angst und Ungewißheit gepeinigt, einen Weg von anderthalb Stunden in weniger als der Hälfte zurück. Uls er endlich in Sehweite ist, gehe ich ihm sehr stolz und glücklich entgegen, aber er kann mich zunächst nur in die Arme schließen und bewegt sagen: „Ich gratuliere! Gott sei Dank, daß du gesund bist!“

Nach und nach jedoch kommt die rechte freudige Stimmung auf, die auch dann keine Einbuße erleidet, als die mit dem Elenbullen zurückkehrenden Leute von einem Löwenüberfall berichten, bei dem mehr als die Hälfte des Fleisches verlorengegangen ist.

Lange siken wir noch am Lagerfeuer, und erst als das südliche Kreuz schon hoch am Himmel steht, begeben wir uns zur wohlverdienten Ruhe.

Der Löwe

Es war in der Serengetisteppe; wir hatten das Lager „am Baum“ bezogen. Es trug seinen Namen mit Recht; denn die Grassteppe reichte bis zum Horizont, ohne sonst dem Auge irgendeinen Unhaltspunkt zu bieten. Dieser einzige Baum war denn auch vom obersten bis zum untersten Zweiglein besiedelt, und die zahllosen Webervogelnester, die wie große, leichte Holzbirnen daran schwankten, verliehen ihm ein seltsames Aussehen. Es war ein lustiges, lautes Volk, das darin hauste; sein Gezwitscher hörte sich an, als ob der ganze Baum gen Himmel schrie.

Diese Steppe schien noch ein Stückchen Paradies zu sein, das Gott eigens der unschuldigen Tiere wegen übriggelassen hatte. Unzählige, außerordentlich starke Wildherden ästen, wohin das Auge blickte. Unfern vom Zelt hatte sich eine weiße Wolke niedergelassen, die sich ständig vergrößerte. Störche waren es, wie ich deutlich durhs Glas erkannte. Leider aber lebte auch der Erdboden, denn wir hatten schon einen Hundertfuß, eines der giftigsten Gewürme, und rote Ameisen gefunden.

Ich saß an einem trüben Tage im Zelt und malte an einer seltsamen Blume. Mein Mann war seit dem frühen Morgen auf Jagd und hatte schon zweimal gute Beute nach Hause geschickt.

Da wurde mir ein Europäer gemeldet. Welch ein Ereignis! Waren wir doch schon gute vierzehn Tage von Aruscha entfernt und hatten nur eine einzige Farm berührt!

Leutnant Bergmann, auf Jagdurlaub, wie er erzählte, kam denselben Weg wie wir gezogen. Da es am Vormittag einen tüchtigen Regensturm gegeben hatte, war er durchfroren und hungrig und nahm vergnügt mit dem vorlieb, was ich ihm gerade vorsetzen konnte.

Mein Mann ließ am Abend dieses Tages so lange auf sich warten, daß ich schon in rechte Sorge geriet. Herr Bergmann, der ein interessantes Jagdabenteuer hinter dieser Verspätung vermutete, wartete mit mir, und gerade, als wir dem bedrückenden Gedanken an Verirrung nachgegeben und helle Lagerfeuer hatten entfachen lassen, erklang der mir so vertraute Ruf des australischen Lachvogels, und wenige Minuten darauf trat mein Mann ans FZelt.

Auch er war nicht wenig erstaunt, einen Gast vorzufinden, aber zugleich erfreut, einem sachverständigen Zuhörer von den Tagesereignissen berichten zu können. Eine Nachricht, die alles in den Schatten stellte und mit der er bis zuletzt zurükhielt, war die, daß er in ganz geringer Entfernung des Lagers drei Löwen hatte brüllen hören und daß die Schwarzen am Tage überall frishe Spuren gefunden hatten. Herr Bergmann war von dieser Kunde sehr bewegt, und beide Herren entwarfen sofort den Schlachtplan. Wir würden morgen nach einem zwei Stunden entfernten Flötenakazienwäldchen ziehen, in dem die meisten Spuren gesehen worden waren; dort würde man sicher Gelegenheit haben, dem König der Tiere aufzulauern.

Rastplatz am Longido Aquarell von Thea de Haas

Rastplatz am Longido. Aquarell von Thea de Haas.

Der Tag war heiß, voll glänzender Sonne, und wir in fröhlih erwartungsvoller Stimmung. Die Cräger schritten lautlos über das schwellende kurze Gras, das sattgrün die weiten Flächen bedeckte. Ich hörte meinen Mann, der eifrig die Gegend mit dem Glase absuchte, noch einige Erlebnisse des gestrigen Tages erzählen, unter anderm, daß er auf einem Dornbäumchen eine halbe Grantgazelle verstaut habe, welche die Träger, der überraschend einbrechenden Dunkelheit wegen, nicht mehr hätten abhäuten können. Es schien äußerst fraglich, ob wir in einer Gegend, die so bar aller Orientierungsmale war, das Bäumchen finden würden, aber, glükverheißend für den Unfang der Löwenjagd, war es wirklich der Fall.

Als wir uns in seiner Nähe befanden, hielt mein Mann die Träger der Hängematten auf und veranlaßte mich, auszusteigen, um einen Anblick zu genießen, der auch erfahrenen Jägern selten zuteil

Drei große, shwere, plumpe Körper standen auf den Binterläufen, am Bäumchen aufgerichtet. Wie braune Bären

sahen die Hyänen aus. Die Tiere zerrten mit solcher Gier an dem Fleisch, daß sie unser Näherkommen nicht bemerkten. Sie waren scheußlich anzusehen, aber ich war mir nicht klar darüber, worin eigentlich das Ekelerregende lag. Als ich am nächsten Tage eine von Herrn Bergmann geschossene Hyäne vor mir sah und sie mit Muße betrachten konnte, stieg mir ein Gefühl der Übelkeit zum Halse. Das getüpfelte Fell war gar nicht häßlich, aber der gedrungene, doggenartig geteilte breite Kopf mit dem geifernden Rachen, den schmutziggelben Zähnen, der dicken fleishigen Zunge wirkten grauenhaft.

Als die Hyänen unserer ansichtig wurden, ließen sie ab von ihrem Mahl, und shwerfällig gedukten Laufes kehrten sie dem Schauplatz ihrer Tätigkeit den Rücken.

Die Mittagsstunde fand uns in dem dünnen Wäldchen, das kaum diesen Namen verdiente, in dessen Nähe, noch heute deutlich sichtbar, die Prankenabdrücke der Löwen sich kreuzten. Der Nachmittag verging ohne nennenswertes Ereignis, nur gegen Abend sahen wir Marabus über dem Lager kreisen, die ihrer zarten Schwanzfedern wegen stark begehrt sind.

Bevor man sich zur Nacht trennte, verabredeten beide Herren, nicht ohne gute Beute heimkehren zu wollen, und sollte es auch dunkel darüber werden.

Aber auch der nächste Tag verlief bis zum späten Nacmittag, ohne die hochgespannten Erwartungen zu erfüllen, trotzdem es nicht an interessanten Beutestüken fehlte, denn Herr Bergmann schoß außer anderen eine der shwer erlegbaren reizenden Swergantilopen, deren Gehörn und Dede eine begehrenswerte Jagdtrophäe bilden, während mein Mann einen schönen Grantbock ins Lager sandte, mit der Nachricht, daß er außerdem noch einen Elenbullen erlegt habe.

Da erschien plötzlich gegen fünf Uhr der schweißtriefende Hasseni im Lager: mein Mann ließe „Bwana Lötenant“' bitten,

sofort zu kommen und reichlich Patronen mitzubringen. Er habe zwei große Mähnenlöwen aufgespürt, die schlafend in einer Mulde lägen. Große Eile täte not, da er selbst nur noch eine Patrone habe.

Wie Herr Bergmann da aufsprang! In einem Mindestmaß von Zeit war er wohl mit Munition versorgt und stürmte davon, während ich in fieberhafter Erwartung im Lager zurückblieb.

Unter den erziehlichen Werten des afrikanischen Lebens steht die Geduld obenan. Nachdem ich mich um den Braten am Spieß und die Marksuppe aus Elenfleisch gekümmert hatte, malte ich den erlegten Grantbock in einer interessant verkürzten Lage, die zeichnerisch manche Schwierigkeit bot und mich bis zum Sonnenuntergang vollauf beschäftigte.

Im Lichte des schwindenden Tages rüstete ich den Tisch, aber eine kleine Neigung zum Aberglauben verhinderte mich, ihn schon wie für Sieger zu schmücken. Ich pflückte gelbe Sternblumen, die in Massen hinter dem Lager blühten, ließ sie aber noch abseits in einer Schale stehen. Jedoch was ich Gutes in Konservenbüchsen fand und als passend erachtete, wurde geöffnet; denn mit einem großen Bunger der beiden Jäger wollte ich auf jeden Fall rechnen; alle beunruhigenden Gedanken drängte ich möglichst zurück.

Es war längst vollkommen dunkel und sternklar, dabei warm und windstill.

Ob Herr Bergmann noch zur Zeit gekommen war? Ich zürnte meinem Manne im stillen ob der Tollkühnheit, mit einer einzigen Patrone bei zwei Löwen Wache zu halten. Jede Minute wurde unter dem angestrengten Lauschen in die finstere Weite zu einer Ewigkeit. Ob sie sich am Ende auch noch verirrt hatten? Ob etwas passiert war? Ich versuchte, mich mit dem Gedanken zu trösten, daß eine Unalücksbotschaft sicher schon den Weg zu mir gefunden hätte!

Da meldete mir der Boy: „Ganz in der Ferne kommt ein Mann!“ Was für ein feines Gehör die Schwarzen doch haben! Minuten darauf tritt er schweißtriefend in den Lichtkreis des Feuers, und aus dem sich überstürzenden, von Dialektsägen unterbrochenen Wortschwall in Kisuaheli höre ich mit Entsetzen: „Annevunjikan.“ (Er ist verwundet.)

Das Herz will mir stillstehen; ich winke den Boy näher heran, damit er mir den Vorgang deutlicher erkläre.

„Anasema simba kaputi, simba yote mbili kaputi, bwana mzima“ (die Löwen sind „kaputt', beide Löwen sind kaputt [tot], der Herr ist gesund), so übersetzte er in seinem europäisierten Kauderwelsch zu meiner größten Erleichterung die Erzählung des Trägers. „„Jeder der Herren hat einen geschossen,“ fügt er hinzu. Und nun sollen alle verfügbaren Schwarzen aus beiden Zeltlagern zur Jagtdstelle eilen, um die beiden Löwen herzuschaffen.

Welch ein herrliches, gut ausklingendes Abenteuer! Dankbare Freude im Herzen, holte ich nun meine Blumen herbei und schmückte den kleinen Cisch, so gut es gehen wollte. Dann wandte ich mich der Rüche zu. Die Zwergantilope duftete wundervoll nach Speck, auch Suppe und Gemüse schienen nach Wunsch. Die letzte Büchse kalifornischer Früchte mußte daran glauben, und die besten Flaschen wurden zum Kaltwerden mit nassen Tüchern umwickelt.

An den Lagerfeuern häuften die Schwarzen große Holzstöße zum Vorrat auf, um dem König der Steppe die letzte Ehre zu erweisen; denn voraussichtlich würden wir alle ihm wohl heute nacht die Totenwache

Die Zeiger meiner Taschenuhr standen eben auf Mitternacht, als sich ganz entfernt ein unbestimmtes Geräusch vernehmen ließ.

„Wanakuja“ (sie kommen), flüsterten die Leute und erhoben sich schnell.

Da kam mir eine glänzende Idee. Ich sah die Strohhülsen der ausgepackten Flaschen und ließ sie auf Stöcken befestigen. Näüt glimmenden Holzscheiten versehen, wanderten wir den Siegern entgegen, und als wir die breite, dunkle Welle nahen fühlten, die sich mit dumpfem „Ho, ho-ho, ho, ho“ heranwälzte, da loderten unsere Fackeln in den Nachthimmel auf.

Die gebückten Träger keuchten unter der Last. Alle Augenblicke wechselten sie mit den nebenher laufenden Gefährten die Stangen, auf denen der Löwe ruhte. Eine unheimliche Menge schwarzer Körper und gebeugter Köpfe, die wie ein Schlangengewimmel in fortwährender Bewegung sich durcheinanderschob, wogte unter den mächtig und lässig ausgestreckten, furchtbaren Pranken hin und her.

Sechzig Mann trugen die beiden Löwen, hinter denen frohgemut die Helden des Tages einhergeschritten kamen und, geehrt durch den Fackelzug, meine Glückwünsche entgegennahmen.

Wahrhaftig, eine stolze Beute hatte dieser Cag gebracht! Die mähnenumwallten Häupter lagen vornübergesunken im Grase, die sehnigen Körper kraftlos gestreckt, die Tatzen wie in „Photographierpose“ gekreuzt!

Beim heitersten Mahle wurden dann die Einzelheiten berichtet. Mein Mann hatte in der leichtgewellten Steppe etwas Gelbes gesehen, das er und seine Leute zuerst für geschlagenes Wild gehalten, dem sie sich aber doch mit Vorsicht angepirscht hatten. Die Hunde wollten durchaus nicht heran, und auf einmal habe, zum blassen Entsezen der Träger, das Gelbe sich als zwei Löwen entpuppt, von denen der eine, sich wälzend, alle vier Pfoten in die Luft streckte. Mein Mann mit seiner einzigen Patrone 3og sich nun auch zurück, um so mehr als die Schwarzen das eine der Tiere für eine Löwin hielten, welche, nach der Haltung zu schließen, ihre Jungen säugte. Zwei Träger wurden

nun ins Lager gesandt, während mein Mann die beiden Stunden lang das Löwenpaar „bewachte“. Endlich kam Herr Bergmann dann mit Munition. Auf den ersten Schuß seien beide Löwen wie Raketen in die Luft gefahren und auf ihre Angreifer losgestürzt. Mitten im Lauf stockten sie, durch irgend etwas abgelenkt, und erhielten dann aber dicht hintereinander die tödlichen Rugeln.

Ein großer rotgoldener Mond stieg über die leise im ersten Morgenwinde pfeifenden Flötenakazien und beleuchtete verwundert die regungslos hingestreckten Tierleiber, die von fröhlih schwatzenden Menschen umgeben waren. Erst als der Morgen dämmerte, legten wir uns zu kurzer Ruhe nieder.

Ich malte die Löwen, so schnell es gehen wollte, damit sie rasch abgezogen werden konnten. Die Körper sind unter dem Fell schneeweiß, nicht angenehm anzusehen. Das Löwenfett wird von den Schwarzen heiß begehrt, weil sie es für ein Stärke verleihendes Saubermittel halten, ebenso wie die Krallen, die sie herzlich gern stehlen und die schönste Beute dadurch minderwertig machen.

Mein Mann nahm sich eine Flasche voll Löwenfett mit, um einst, wie er scherzweise sagte, daheim seine Söhne damit zu salben. Leider fiel es den Engländern in die Hände, denen es gewiß als gute Küchenzutat erschien.

Das Löwenfell schleppte ich später im Kriege kreuz und quer durch die Kolonie und brachte es, trotz Gefangenschaft und Zensur, mit nach Hause. Heute hängt es zur Freude unserer Buben über ihrem Indianerwigwam, und oft, oft denke ich bei seinem Anblick des verflossenen und nun verschlossenen Paradieses.

An den Wänden des Nyarasa-Sees

Wo das goldene Tuch der Serengetisteppe mit seinem Muster von blauen Blumen und Schmetterlingen ein Ende hat, beginnt der steile Abfall zum See. Wie eine zarte Rose mit bläulichem Kelch liegt er tief, tief unten in seinem Becken. Die gebogenen schneeweißen Salzränder auf dem rosafarbenen Sand haben die Sorm stilisierter Rosenblätter. Die Wand zu unseren Füßen fällt fast senkrecht ab, so weit auch das Auge rechts und links nach einer Milderung der steilen Linien sucht. Nur Kugeleuphorbien, diese anspruchslosen ernsten Bäume, zieren die Felszwände. Wie unregelmäßige Retten laufen sie in die Tiefe hinab, denn wo die Wurzel der einen aus dem Gestein hervortritt, wird sie schon von dem Wipfel der unter ihr stehenden beschattet.

Mein Herz klopfte heftig, als ich begriff, daß wir da hinunter sollten, hinunter mußten, und zwar so schnell als möglich, denn der Proviant war fast verbraucht und die Kraft der Träger erschöpft.

Herr Gugaglhuber, unser Reiseführer, der dieses Gelände ebensowenig kannte wie wir, shlug einen Umweg vor, auf dem wir vielleicht in drei bis vier Tagen auf die andere Seite des Sees kämen, dahin, wo — in zarter blauer Ferne — der Rand sich zu

senken schien. Im Gegensatz dazu war mein Mann der Ansicht, daß wir auf beschwerlicherem, aber weit kürzerem Abstieg in das Seebecken gelangen würden, wenn wir einen der tief eingeschnittenen Wasserläufe verfolgten, die jetzt mehr oder weniger ausgetrocknet waren. Die verschiedenen Meinungen, deren jede ihre Berechtigung hatte, zeitigten in der Folge manche unangenehmen Erscheinungen, da Herr Gugglhuber seine mit unserem Gepäck beladenen Esel nicht auf Kletterpartien riskieren wollte, so daß wir zeitweise von unseren Sachen und Nahrungsmitteln getrennt wurden.

Zunächst verloren wir uns in einem Gewirr von hohen, runden, kahlen Grasbergen. „KRKopjes“ würden die Buren sie bezeichnenderweise nennen. Wir konnten sie kaum mit Händen und Füßen erklimmen und mußten auf der andern Seite wieder hinabrutschen. Kleine Zwergantilopen sahen erstaunt unserem Treiben zu.

Da entdeckte mein Mann endlich, was er suchte: einen Korongo, ein tief eingeschnittenes Flußbett. Wie mit einem Spaten abgestochen, fielen die Wände steil hinab. Man sah jedoch nicht viel von der Tiefe, weil Gestrüpp und Kugeleuphorbien daraus hervorquollen. Aber wo ein Wille ist, da findet sich ein Weg, und während wir oben wartend lagerten, stieg mein Mann mit einigen Schwarzen hinab. Ein Schuß sollte uns Signal zum Nachkommen sein. Da dieser nicht lange auf sich warten ließ, so stiegen, kletterten und glitten wir erst den Hang hinab und dann im Bachbett weiter. So viel war klar: hier konnte kein beladener Esel sich durhzwängen.

Wir trafen meinen Mann vor einer Höhle, in der er nicht übel Lust hatte zu übernachten. Auf unseren Protest hin verzichtete er. Es hatte sich ein großes Unwetter am Himmel gesammelt, und mit der Deftigkeit tropischer Güsse wären wir am Ende schneller, als uns lieb gewesen, in den See geschwemmt worden.

Der Entdecker dieses „Seewegs“' wollte nun nicht wieder auf demselben Pfad umkehren, und das drohende Gewitter leistete seiner Vorliebe „abzuschneiden“ Vorschub. So wurde beschlossen, die Euphorbienwand hinaufzuklettern. Ich habe nur dunkel eine Erinnerung daran, daß ich, zwischen zwei Schwarzen hängend, in einer wahren Todesangst hinaufgekrabbelt bin, daß ich meterlang keinen festen Fuß fassen konnte, sondern nur auf Grasbüschel trat, die der Felswand entsprossen, und dann schließlich von Stamm zu Stamm emporgeschoben und -gezogen wurde. Ganz ershöpft kamen wir oben an.

Der Himmel war düster. Wilde Wolkenballen, denen man die Überfülle von Regen ansah, die bei jedem Windstoß bersten mußten, hingen shwer über den gewölbten, dunkelgrünen Bergesgipfeln, die wie ein erstarrtes Meer auf Erlösung zu warten schienen. Hier und da zerriß der Himmel und zeigte ein blendendes Weiß; nach dem Horizont hin wurde er shwefelgelb.

Unser Zelt, das hastig aufgeschlagen wurde, mußte auf einer solchen kahlen Bergkuppe stehen. Dergebens suchten die Träger nah einem ebenen Platz, ringsum tiefe Abgründe oder steil abfallender Boden. So klebte das Zelt windschief an einem steilen Hang, aber in steter Erwartung des kommenden Wetters waren wir froh, daß es überhaupt stand.

Ein kalter Wind fuhr in langen Stößen über die Bergwellen dahin. Die Zeltleinwand knatterte, die Stangen zitterten und ächzten, die Stricke knirschten. Wir ließen noch einmal alle Pflöcke nachsehen, damit es uns nicht ginge wie Robert mit dem Regenschirm im Struwwelpeter, doch der Abend sank herab, ohne daß ein Wolkenbruch niedergegangen wäre. Der Himmel schien in dieser Gegend immer so wild auszusehen.

Todmüde krochen wir bald auf unsere Lagerstätten, aber das Einschlafen war nicht so leicht. Die Vorstellung, daß man bei

einem tüchtigen Sturm wirklich in die Tiefe hinabrutschen könne, war nicht angenehm. Ich hörte auch meinen Mann verschiedene Male seufzen und knurren und sich auf seinem Lager von frishem Gras (sein Bettgestell war unterwegs zerbrochen) hin und her wälzen.

„Meine Füße sind so kalt," meinte er, richtete sich auf und suchte im Finstern vergebens nach seinen Decken. Da entfuhr ihm ein unwilliger Ausruf; er zündete das Licht an, welches, hin und her wehend, groteske Schatten an die windbewegten Zeltwände

„Da hätte ich lange nah meinen Deen suchen können, die Füße steken ja draußen!"

Auch meine Lage entsprach der schiefen Ebene; da ich aber auf einer Kitanda (Bettstelle) schlief, bohrten sich meine Füße nur in die Zeltwand.

Die Morgendämmerung mit eisiger Kälte und wolkenzerfetztem Himmel fand uns bereits unterwegs. Gigantische Steinblöke, wie Burgruinen von Schlingpflanzen überzogen, zeugten von gewaltigen Ausbrüchen der Vorzeit, und wieder tauchten wir in die Tiefe eines Korongos hinab, der sich anfangs lieblich zeigte: weißer Sand mit blankem Kiesel, dazwischen ein murmelndes Bächlein, das Ganze von großblättrigem Gebüsch überschattet, durchflattert von bunten Schmetterlingen. Inzwischen war die Sonne durchgebrochen und vergoldete alles mit ihrem belebenden Licht.

Swei Stunden mochten wir ohne besondere Schwierigkeiten dahingewandert sein, aber ich traute dem Frieden nicht und sah mit Mißbehagen, wie sich die Berge zu Wänden aufrichteten. Wieder erschien die Kugeleuphorbie, die nur an steilen Hängen wächst, und zierte mit ihren dunklen Pompons das grünseidene Felsenkleid.

Von Zeit zu Zeit fiel der Bach in Terrassen ab, die ständig an

Tiefe zunahmen. Wie versteinerte Wasserfälle erschienen die Riesenstufen, die wir anfänglic) mit Vergnügen hinunterrutschten, deren Überwindung aber bald bedeutende Schwierigkeiten bot. Der Bak rieselte wie ein dünner Faden seitlich unter dem schattenspendenden Gesträuch herab und sammelte sich in einem Beden, das der Regen ausgewaschen haben mochte, dann setzte er auf dieselbe Weise seinen Weg bis zum nächsten Bassin fort.

Einer ungeheueren Treppe schien so der Korongo zu gleichen. Wie aber, wenn der Bach sich über die letzte Stufe als Wasserfall in die Tiefe stürzte? Dann waren wir wie in einer Falle gefangen.

Herr Gugalhuber hatte sich mit seinen Eseln natürlich längst von uns getrennt.

Natlos standen wir bald vor einem neuen Abfall. Gewölbte Steinplatten senkten sich trichterförmig in ein tiefes Wasserloch, das dunkel und trübe zu uns aufschaute! Lotte, die bissige Hündin, ein bulldoggartiger Fixköter von großer Kraft, lief in blindem Vertrauen hinunter, fiel hinein und schwamm hindurch. Ihr Junges folgte unter ängstlichem Kläffen den Spuren der Mutter. Für uns war das Binüberkommen nicht so einfach.

Mit bewundernswerter Gewandtheit glitten die Schwarzen wie Schlangen hinab und standen bald bis an die Hüfte in dem shlammigen Wasser. Sie fingen mich auf, trugen mich mit großer Vorsicht hindurch und stellten mich wie einen Säulenheiligen auf eine winzige Felsenkante, auf der ich aber auch nicht Fuß fassen konnte, sondern, von zwei Schwarzen an die Wand gedrückt, gehalten wurde. Dann kam ein dritter und setzte einen meiner Füße auf den nächsten kleinen Vorsprung. Da dieser aber nur Platz für einen Fuß hatte, wurde ein vierter Schwarzer zu Hilfe gerufen, und nun erst gelang es, immer an die Wand gepreßt, den andern Fuß nachzuziehen und den ersten auf den nächsten Vorsprung zu setzen. Die armen Kerle hatten es auf dem

alitschrigen Boden schwer. Wie mein Mann, der im Gegensatz zu mir groß und kräftig ist, herüberkam, habe ich leider nicht gesehen, da eine Felsenecke ihn meinen Blicken entzog.

Eine Weile ging es wieder bequem weiter, jedoch die zunehmende Steilheit der Berge, die Unsicherheit des Ausgangs unserer Expedition, die brennende Mittagssonne, die unerhört in diesen Schacht hineinprallte und Wände und Boden durchglühte, ohne daß ein Lüftchen sich in solche Tiefe verlor, verursachten mir ein Gefühl von Beklemmung und Übelkeit. Mein Mann dagegen war ganz in seinem Element. Sich in eine solche wilde Natur hineinzustürzen, mit Kraft und Gewalt gegen Bemmnisse und Gefahren zu stemmen, entsprach seinem innersten Wesen. Auch ich hätte mich schließlich mit größerer FSreude den eigenartigen Bildern hingegeben, hätte mich nicht ein Vorgefühl beherrscht, daß wir doch noch eine dieser Wände erklettern müßten! Da ich an Schwindel leide, jagte mir dieser Gedanke einen Schauer nach dem andern über den Rücken.

Wieder fiel der Korongo in einer tiefen Stufe ab. Diesmal war das Wasserbecken ganz flach, die Felsen freilich höher. Drei Träger stellten sich wie eine Leiter empor, einer auf den Schultern des andern, und so rutschten wir von Arm zu Urm hinab. Wider Erwarten ging es nun eine halbe Stunde bequem fort. Da standen wir plötzlich vor einem unüberwindlichen Abgrund.

Gewaltige Felsplatten umgaben ein großes schwarzes Wasserloch, dessen Spiegel wie mit Schleim überzogen regungslos in der Mittagssonne lag. Grüne Schlammstreifen und feuchte Ränder ließen vermuten, daß noch vor kurzem das Wasser viel höher gestanden. Ungeheure Steinblöke lagerten vor dem Ausgang talabwärts. Nur eine shmale Öffnung war freigeblieben, durch die sich bei Hochwasser der Bach den Durchgang erzwang. Durch Steinwürfe stellten die Schwarzen

fest, daß das Wasser zu tief zum Durchwaten und zu flach zum Durchschwimmen war.

Nachdenklich saßen wir auf den weißen, glühendheißen Steinen. Es war zwischen ein und zwei Uhr. Alles flimmerte in der vor Bite zitternden Luft. Sogar der weiße Sand, den ich durch meine Finger gleiten ließ, glißerte wie eitel Gold, und ich füllte damit ein Schächtelchen, um ihn einmal, wenn wir je aus dieser Hölle herauskämen, unseren beiden Jungen mitzubringen. Ich glaubte damit etwas Besonderes gefunden zu haben, aber es war nur glimmerhaltig.

Zu irgendeinem Abschluß mußte die Beratung doch irgendwie führen; wir konnten nicht warten, bis die Nacht hereinbrach. Richtig hatte mein YVorgefühl mich nicht getäuscht. Die Schwarzen, froh, daß die Natur diesem mühevollen Unternehmen einen Riegel vorgeschoben hatte, fanden die Wand nicht unersteigbar, und so wurden mir zwei der zuverlässigsten Leute für den Aufstieg an die Seite gegeben.

Nur schnell und ohne Besinnen da hinauf! Mein Mann kletterte hinter mir her, um im Falle eines Strauchelns mir helfen zu können. I stieg mit Händen und Füßen, während mich die Schwarzen an den Armen gepackt hielten und mein Mann mir zurief: „Sieh dich nicht um! Sieh dich nicht um!“

Wir erreichten ohne Unfall den Gipfel, und ich kann das Gefühl des Dankes und des Erlöstseins gar nicht beschreiben, als wieder freier Himmel über mir war, der frishe Wind mich umwehte, und daß die Kugeleuphorbien noch einmal zu meinen Füßen standen. Selbst mein Mann gab mir zu, daß auch ihm nicht ganz wohl bei dem Aufstieg gewesen sei.

Nach kurzer Rast ging es nun mit neuen Kräften dem See entgegen. Da bemerkte einer der Träger „die Spuren unserer Eselkarawane, die sich aber aufs neue in einem Korongo verloren. Wir folgten, so weit wir sie sahen, und gerieten -- es

mochte etwa vier Uhr sein, und die Sonne brannte sehr heiß —- in ein undurchdringliches Dornendickicht, durch das eine Urt niederer runder Tunnel führte: ein Nashornpfad! In meiner Hängematte war ich mehr als die Gebücktgehenden den peitschenden Dornenranken ausgesetzt. Selbst mein Hut, den ich krampfhaft vor meine Augen hielt, wurde mehrmals heftig abgerissen. Hände und Gesicht sahen demzufolge ziemlich übel aus. Die Träger mit ihren nackten Oberkörpern waren auch nicht zu beneiden. Aber sie merkten wohl wenig davon, ebenso wie mein Mann und ich, denn unser aller hatte sich eine ziemliche Aufregung bemächtigt. In einer Ausbuchtung des Tunnels, den die Rundigen als Lagerplätze der Nashörner bezeichneten, hatte sich noch warme Losung gefunden. Also waren die Tiere ganz in der Nähe. Kam eins, so wären wir alle verloren gewesen, an ein Entrinnen oder Ausweichen wäre nicht zu denken gewesen. So blieb uns nichts anderes übrig, als möglichst still und schnell unseren Weg zu verfolgen, der doch irgendwo und irgendwann einmal ins Freie führen mußte. Das tat er auch, und wieder fanden wir uns in dem oberen Teil eines der verwünschten Flußbetten. Die Dämmerung war nahe, und als wir uns einen geeigneten Lagerplatz suchten, sahen wir zu unserer großen Überraschung das Zelt unseres Führers unter einer großen Schirmakazie.

Bald stand auch unser Zelt fertig da, dessen Aufbau wir mit sehnsüchtigen, müden Augen verfolgten, aber ein heftig brennender Durst mußte noch vor dem Schlafengehen gelöscht werden.

Boys und Träger wurden zum Wassersuchen ausgesandt, doch sie kehrten niedergeschlagen mit leeren Kalebassen zurück.

„Maji ya chumvi tu, bwana!“' (Es gibt nur Salzwasser, Herr!)

Eine rötliche Flüssigkeit, die streng roch, wurde uns zum Rosten gebracht. Sie war aus einem Tümpel geholt, aus dem die

Nashörner tranken, auch wahrscheinlich sich darin wälzten, wenn sie nicht noch Schlimmeres dem Wasser zufügten. Daß dieses nun den Grundbestandteil zu einem Getränk bilden müsse, war uns natürlich klar, und wer den Durst da draußen in Afrika kennt, wundert sich nicht weiter darüber. Wir ließen uns daher einen riesigen Topf Kakao kochen, in den wir Zuker mit vollen Händen schütteten, um das Salz zu betäuben. Dann wurde er zwischen unsere Betten auf die Erde gestellt, und jeder von uns schöpfte daraus während der Nacht, sobald er durstgequält erwachte. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Kakao gut schmeckte, noch daß er den Durst löschte oder besonders bekömmlich war, was sich gleich am nächsten Morgen zeigte, da ich noch unter den Folgen eines heftigen Dysenterieanfalls litt und besonders empfindlich war. Es berührte daher nicht angenehm, als uns der Führer unserer Safari erzählte, er habe klares Regenwasser gehabt.

Der folgende Tag erfüllte uns mit banger Sorge. Wir mußten uns wieder von dem See entfernen, um in einem Bogen zu ihm zurückzukehren. Der Gesundheitszustand der Träger wurde bedenklich. Die fast ausschließlihe Sleishnahrung bei immer knapper werdenden Mehlrationen verursachte ihnen DVerdauungsbeschwerden, die ihre Kräfte schwächten und unser Vorwärtskommen verzögerten. Wir zogen durch glühende, sonnverbrannte Steppe, in welche niedrige Mimosen, die über und über mit den runden Nestern der Webervögel behangen waren, eine beinahe komische Note brachten. Sobald man sich einem solchen Baum näherte, brach ein ohrenbetäubendes Zwitschern an, das zu dem erstikenden Schweigen der Steppe in seltsamem Gegensatz stand.

Wir zogen durch versandete FSlußbetten, wahrscheinlich die sanften Anfänge jener fürchterlichen Korongos, und gegen drei Uhr trafen wir auf Kongonis (eine Antilopenart), deren eines mein Mann erlegte. Die Träger stürzten sich im Nu darauf. Rasch

war es abgezogen und ausgeweidet und für unsere Küche ein Filet reserviert. Das übrige gehörte den Trägern. Es war die Parole ausgegeben worden: „Schnell“, und so rissen die Schwarzen das Fleisch mit ihren Händen und Zähnen auseinander, und jeder fraß so viel in sich hinein, als nur hineinging. Einige Feinschmecker träufelten etwas von der Galle in Ermangelung eines Gewürzes auf ihre Stücke. Besonderer Beliebtheit erfreute sich der Magen. Die beiden Massai, welche die Esel antrieben, stritten sich heftig darum. Nachdem die Träger sich mit dem saftigen grünen, noch unverdauten Mageninhalt die Hände gewaschen und an ihren Gewändern abgetrocknet hatten, wurde der Magensack sorgfältig gereinigt und am nächsten Lagerplaß zum Trocknen ausgespannt, dann mit roter Erde oder Fett eingerieben, um schließlich als Schutzkappe für die kunstvollen Frisuren der Massai zu dienen.

Wie vorgestern türmte sich ein drohendes Gewitter auf, und ein orkanartiger Wind kam dahergebraust. S0 waren wir wieder zu unliebsamer Rast gezwungen. Die Leute richteten das Zelt unter vielen Verwünschungen nur mit großer Mühe auf. Ballonartig blähte sich das Sonnensegel, und immer wieder riß ein neuer Windstoß dem einen oder andern die Leinwand aus der Hand.

Rein Wunder, daß es so stürmte auf dieser Höhe, denn unserem inneren Drange folgend, befanden wir uns wieder an dem Randgebirge des Sees. Finstere Wolken sandten große Regentropfen herab, die wir, des gestrigen Durstes eingedenk, als Gottes Gaben empfingen. „Nun brach mit dem folgenden Morgen der Tag an, der uns endlich eine noch shwer zu erringende Erlösung bringen sollte.

Das Gelände war äußerst shwierig. Bis in die Mittagsstunden hinein hieß es unaufhörlich dicht verwachsene RKorongos in ihrem oberen Lauf zu durchqueren, in denen teilweise der Weg

erst mit dem Buschmesser geschlagen werden mußte. Eine furchtbare Hitze herrschte in dem dornig verfilzten Unterholz, und der Schweiß lief in Strömen von den nackten Oberkörpern der Träger. Ich mußte leider die ganze Zeit getragen werden, da ich zu matt zum Gehen war. Oft schoben sie meine Hängematte dicht über der Erde unter den Dornbüschen hindurch, dann ging's zur Abwechslung einmal beinahe senkrecht hinauf, daß mein Malzeug, welches ich am Fußende der Hängematte in einem Körbchen verstaut hatte, sich über mich verstreute und die Tuschflasche, die dabei ihren Stöpsel verlor, den schwarzen Inhalt über mein Khakikleid ergoß und mich bis auf die Haut durchnäßte. Glücklicherweise war der Mittagsrastplaß nicht fern, doch war an meiner Toilette nichts mehr zu verbessern.

Da fiel wie eine Bombe die Nachricht in unsere Mitte: „Tumeona njia!“ (Wir haben einen Weg gefunden!) |

Alle waren elektrisiert! Neue Lebensgeister wurden wach!

„Wo ist erck Wie ist erck URönnen die Esel auch da hinunter?“ In Eile wurde aufgepackt, zum Marsch angetreten, und in wenigen Minuten lag der See vor uns. Der Weg, der zu ihm hinabführte, war ein verlassener Nashornpfad an der Felswand hinunter, dessen feste Bestandteile an Erde längst heruntergewaschen waren. Ein festverwachsenes Kleid von kurzen Dornen und Sansevieren bedeckte die ungeheure Wand, und durch dieses Dickicht schien sich serpentinartig eine Rinne hinabzubewegen. Was hätte ich darum gegeben, da zu Fuß hinabzusteigen! In der schwanken Hängematte über dieser ungeheuren Weite shwebend, mit dem Bewußtsein, daß eine einzige unvorsichtige Bewegung uns alle in die Tiefe stürzen könnte, wurden die Minuten zu Stunden. Die Sansevieren -- meine Leser mögen sich bei einem alten Afrikaner danach erkundigen -- sind sehr unangenehme Pflanzen, deren lange, harte, schwertartige Spieße mit scharfen Spitzen von jedem

sorgsam umgangen werden. Bei diesem beschwerlichen Abstieg war das nicht möglich, und ich mußte es mehr als einmal ertragen, auf solchen Spitzen zu liegen. Hätte ich nur die Augen schließen können, um dem Schwindel zu entgehen! Eine kleine Bergkuppe unten im Seebedken, die wie ein Fingerhütchen wirkte, war das Ziel aller Sehnsucht. Mein Mann stieg, unbehelligt von Schwindel oder Gefahr, vor mir hinab, und es war mir sehr tröstlich, von Zeit zu Zeit seine fröhliche oder besorgte Stimme zu hören.

Doch wirklich hatte auch diese Qual ein Ende! Wir langten auf dem Fingerhütchen an, von dessen Gipfel wir mühselig kriechend in einem vollkommen überwachsenen Bachrinnsal noch eine Stunde lang bis zum Niveau des Sees hinunter brauchten. Dazu hatte ich natürlich meine Hängematte verlassen müssen. Als ich unten ankam, waren beide Sohlen von den Schuhen los, mein Kleid und Hut zerrissen, beschmutzt und bespritzt von dem milchig klebrigen Saft der Wolfsmilchrankfen, und Gesicht und Hände blutig gerißt von den Dornen. Aber das Herz war fröhlich und dankbar!

Eine wundervolle Beleuchtung vergoldete den Abend dieses Tages. Rosige Wolkengebirge shwammen in einem klaren, kalten, blauen Himmel. Der Kraterrand durchschnitt ihn horizontal, und seine Wände leuchteten von einem goldigen Moosgrün. Wie scharf und zierlich standen als langgestreckte Silhouette dunkle Fächerpalmen dagegen, deren Stämme weiter unten ihre dürren Arme von sich streckten, als sehnten sie sich danach, von dem weißen Sande wieder aufgenommen zu werden, dem sie einst entsproßten.

Langsam kam ein Träger nach dem andern aus dem grünen Schlauch hervor. Es war nicht möglich, noch heute alle Lasten nach unten zu befördern. Die Esel hatten oben abgeladen werden müssen, und so wurde von den Leuten auf halber Höhe des

Fingerhütchens ein kleines improvisiertes Lager hergerihtet, von dem ein Lichtchen herabgrüßte und man durch Feuerzeichen manche Botschaft zu Tal sandte.

Die Unterhaltung am Lagerfeuer blieb heute abend aus, und bald funkelte der Sternenhimmel über einer schweigenden Natur, durch keinen menschlichen Laut gestört.

Urwaldbilder

Spätnachmittag. Ein klarer Himmel im Blau der Mariengewänder. Die Luft ist bewegt, und ihre frische Kälte steht im Einklang zu der heideartigen Landschaft, durch die wir dem Urwald entgegenstreben. Kahle Rücken senken sich, nebeneinanderlaufend, wie Rippen vom Gebirgsmassiv, auf dieweite Hochebene von Umbulu, die ihrerseits wieder in der riesigen Bruchstufe, dem großen afrikanischen Graben, jäh zur Steppe abfällt. Eine ungeheure Fernsicht bietet sich dem Auge dar, das gar nicht imstande ist, alles in sich aufzunehmen. Der Horizont ist zartblau vom Dunst des schönen Wetters. In der Ebene glänzt wie Topas der Manyarasee und uns zu Füßen, malerisch wie über ein Podium gelegt, der grüne Atlasmantel der Landschaft Umbulu, den der Hochwald hinabgeworfen zu haben scheint.

Wacholderartiges Gebüsch beherrscht hier, ganz wie daheim auf der Heide, den bräunlichroten, von Blumen und Gras geschwellten Boden, den helle Wege kreuz und quer wie ein Geriesel kleiner Bäche durchädern. Die Träger, erhitzt vom Steigen, hüllen sich fester in ihre Lumpen. Sie frieren. Manche holen sich auch die farbigen Wolldecken hervor und werfen sie stolz wie eine Toga um die Schultern.

Im Grunde der Geländefalten, zwischen unserem und dem nächsten Bergrücken, ragen weißliche Baumkronen empor, merkwürdig unheimlih gefleckt; wie krank oder verblichen sehen sie aus. Die ersten Vorboten der Höhenvegetation.

Wir biegen jetzt ab und ersteigen ein Plateau, auf dem sich eine Waldmauer, massiv wie ein Römerbau, vom Boden erhebt.

Wie eine Festung des Schweigens steht sie da!

Aber meine Träger wandern emsig darauf zu. Sie kennen die Bresche, durch die sie eindringen werden, die Finsternis schreckt sie nicht mehr, und jetzt: jetzt biegen sie die Ranken des verhangenen Einganges zurück, und der königliche Wald nimmt uns auf!

Eine andere Welt!

Leise sinkt das Lianengeflecht wie ein Gitter aus Filigran vor dem kalkweißen Tageslicht zusammen, und eine Stille, eine Lautlosigkeit, eine Weltabgeschiedenheit umfängt uns, als ob Gott darin wohne. Wie Orgelton schwingt eine Erinnerung aus meiner Jugend auf: „This is the forest primeval. The murmuring pines

and the hemlocks, Bearded with moss, and in garments green, indistinct

in the twilight...“

Ja, das war der Urwald! Dieser Anfang aus Longfellows „Evangeline“, mit seinem shweren, gewichtigen Rhythmus, erweckte damals schon die ganz bestimmte Vorstellung in mir, die mich nun wirklich umgab.

In einem dunkelgrünen Schein, durchschossen von kleinen, goldenen Lichtbliten, zogen wir dahin. Kein Schritt der Träger war zu hören, kein Blatt bewegte sich, kein Vogel sang. Es war mir, als sei ich plötzlich taub geworden, als sei diese Stille nur durch mein eigenes Unvermögen, zu hören, entstanden, so

unheimlich dumpf und unnatürlich kam sie mir vor. Die Luft war feucht und warm, sie schien hier seit Jahren gefangengehalten zu sein, denn sie war stark mit dem erdigen Atem des Bodens geschwängert. Märchenhaft dike, hohe, von Schlingpflanzen umwundene Stämme hielten das undurchdringliche Laubdach, aus dem in phantastischen Schnörkeln und Windungen die Stricke der Lianen herabhingen. Die Rinden der alten, shwarz verwitterten Baumriesen waren mit weißlihgrünem FSlechtenmoos bedeckt, und von den krummgebogenen Ästen hingen lange, weiße Bärte herab. Viele der Bäume waren innerlich ganz ausgehöhlt, aber aus den tödlichen Wunden quoll tausendfaches Leben. Die zierlichsten, feinsten FSarnkräuter kletterten vergnügt in eine respektable Höhe hinauf; graziös gefiederte Hängepflanzen mit winzigen Blättchen eroberten sich mit breiter Behaglichkeit ihre luftigen Balkone, von denen sie nach Berzenslust ihr grünes Geflecht herunterwehen lassen konnten, und blühende Moose mit farbigen Staubfäden, shuppenartige Flechten und Pilze bedeckten über und über alle freigebliebenen Stellen. Dom Erdboden sah man außer unserem schmalen Pfade nichts; hohes Gras, schlanke Farne und anmutig aufstrebende Blattpflanzen füllten den Raum zwischen den einzelnen Stämmen aus.

Ich konnte das alles so gut in mich aufnehmen, weil ich in der Hängematte getragen wurde und nicht auf den Weg zu achten brauchte. Oft ließ ich die Träger ein wenig verweilen, damit ich die kleineren Pflanzen besser betrachten konnte.

Draußen mußte währenddessen die Sonne untergegangen sein, denn mit einem Schlage wurde es Nacht. Die Wunderwelt verwandelte sich in ein drohendes Gespensterdickicht. Die Laterne mußte angezündet werden, und hoch oben in den Kronen begann der Nachtwind zu raunen. Schwere Vögel strichen über uns hin, und manche Fledermaus fuhr in ihrem unberechenbaren Zickzack geblendet gegen die Laterne. Ich

freute mich, in dieser Umgebung die Stimme meines Mannes zu hören, der inzwischen mit dem Rest der Karawane nachgekommen war. Und dann plößklich ein Bücken der Träger, ein Knacken von Ästen, und ein weiter. Sternenhimmel wölbt sich über uns, an dem, funkelnd und gliternd, das Kreuz des Südens steht. Wir sind im Freien.

Nach dem Aufatmen rinnt ein Frösteln durch unsere Glieder. Der Wind beißt wie ein böser Hund und treibt die Leute im Geschwindschritt weiter. Erst nach zwei Stunden sind wir am Lagerplatz, wo wir endlich, steifgefroren und vom Tau bis auf die Haut durchnäßt, in unsere Feldbetten kriechen können.

Noch war es finstere Nacht, als der Boy uns mit einer Meldung weckte. Der Elefantenführer, den wir schon lange vorher bestellt, warte draußen vor dem Zelt. Mein Mann ist mit einem Sat heraus, während ich widerwillig, fröstelnd und müde meinem Shlaffack entfrieche. Beim Schein der Laterne kleide ich mich so warm an, als mein Tropenvorrat es irgend gestattet, und als ich hinaustrete, liegt die erste Dämmerung in der weißlichen Luft. Stehend wird der heiße Tee geschlürft, denn der fremde Schwarze, der uns führen soll, treibt zur Eile. Ich besteige wieder meine Hängematte, da ich eben erst von schwerer Krankheit genesen bin und noch keine beschwerlichen Märsche machen darf, und wickle mich in alle verfügbaren Dedken.

Ein feiner Nebelregen sprüht herab und scheint die Haut durchdringen zu wollen. Mein Mann marschiert mit dem Führer voraus, der sich jedoch fortwährend beunruhigt nah mir umsieht. Schließlich macht er uns darauf aufmerksam, daß wir eng zusammenbleiben und nicht laut reden möchten. Das erstere der Nashörner wegen, das zweite, um die Elefanten nicht zu verscheuchen.

Allmählich fängt es an, Tag zu werden, aber dichter, weißer Nebel umgibt uns, und erst, nachdem wir eine Stunde marschiert

sind, kommt Bewegung und Absicht in die Gebilde, die die Welt verschleiern.

Da biegen wir in ein herrliches, kleines Wiesental im Urwald ein. Noch lagern dike, weiße Schwaden über den Matten und dem Bach, der gerade durch die Mitte des Tales fließt, aber der zu beiden Seiten ansteigende Hochwald löst sich schon aus den Umarmungen der Nacht. Wie sehnsüchtige Arme strecken sich die weißbärtigen Äste nah den abziehenden Nebelstreifen aus, und wo noch die bräutlichen Schleier über den stillen Kronen hängen, erscheint das weiße Flechtwerk wie gesponnenes Glas.

Der milchige Ton über der Wiese dämpft das Grün des Grases zu einem kalten Blaugrau, das hin und wieder ins Violette spielt. Da sehe ich plößlih —- oder narren mich meine Augen? -- eine stille, leuchtende Flamme über dem Nebel stehen. Nirgends ein Lager oder eine Hütte, die auf Menschen deutete. Uuch der Weg, den wir gehen, ist nicht von Menschenhänden geschlagen: wir folgen nur einer Wildspur. Doch siehe, beim Näherkommen klärt sich der Irrtum. Ein Gladiolenstengel ist es, dessen Blüten mit ihrem Feuer, rot und goldgelb, so täuschend den Eindruck einer Flamme hervorrufen.

Jetzt verlassen wir das liebliche Tal und vertrauen uns einem Nashornwechsel an. Wie durch einen grünen Tunnel wandern wir, hineingebohrt in ein verfilztes Dickicht von Dornen und Schlinggewächsen. Dann muß eine Weile der Weg mit dem Buschmesser gebahnt werden, und endlich brechen wir in einen Bambuswald durch, dem Lieblingsaufenthalt der Elefanten!

Ein wunderbares Goldgrün umfängt uns. Die schlanken, hellen Rohre verschwinden in den Wolken zierlichsten Blättergewirrs, das wie ein in Unordnung geratener Spißenschal über ihnen hängt. Sonnenfunken tanzen auf dem rötlichen, breiten Wege, auf dem hin und wieder ein zersplitterter Stamm liegt, den ein Spaziergänger im Vorübergehen knickte. Bängliche Ehrfurcht im

BLerzen, stelle ich mir hier eine Begegnung vor.

Ehe wir das Bambusdickicht verlassen, rät mir der Führer, von nun an zu Fuß zu gehen. Wir näherten uns den Elefanten. Eine Herde von zwanzig Stück soll in dieser Gegend stehen!

Der Urwald öffnet seine Portale. Einzelne, wunderbare Flechtenbäume stehen als Wächter davor und überragen machtvoll das rostrote, hohe Farnkraut, über dem, still und feierlich, die flammenden Gladiolen stehen. Die ganze Welt liegt uns zu Füßen, und der Horizont biegt sich in die Höhe, um uns noch ein Stückchen mehr von seiner Herrlichkeit zu zeigen, als uns eigentlich zukommt.

Wir stehen auf einer der Bergrippen, die ins Land abfallen. Zwischen uns und dem Nachbarrücken fließt verborgen im Grün eine Quelle. Wilde Dattelpalmen recken ihre schönen Kronen aus der feuchten Finsternis heraus. Ihre Wedel gleißen in der Sonne wie rotes Rupfer.

Wir folgen unserem Führer, vorsichtig geduckt, ein wenig hinab. Er winkt uns und zeigt nach unten. Erst nachdem wir angestrengt hingeschaut haben, sehen wir einen grauen Fleken: bleigrau, wie ein rundgewaschener Felsen im Wildbach. Da schiebt er sich bedächtig durch den jungen Baumwuchs. Ein Rüssel streckt sich vor. Zwei mächtige Ohren schlagen hin und her. Wir sehen sogar das kleine, wedelnde Schwänzchen, während der Koloß sich anschikt, die Wand zu ersteigen, zu deren Höhe ihn der Weg auf Serpentinen führt. Ein zweiter Elefant folgt ihm nach, vermutlich sein Weibchen.

Plößklich wird unser Führer unruhig und gibt Seichen des Schreckens von sich. Er veranlaßt uns, schleichend in Eile den Rückweg anzutreten, und wir folgen ihm bedingungslos, obgleich wir noch zu gern die Elefanten weiter beobachtet hätten.

Fast haben wir die Höhe wieder erreicht, als er aufhorchend stehen bleibt und uns mit einem Seufzer der Erleichterung seitab

vom getretenen Wechsel durch das hohe Farnkraut zu einem Flechtenbaum führt, dessen Stamm, krumm nach außen gerichtet, über der Tiefe hängt.

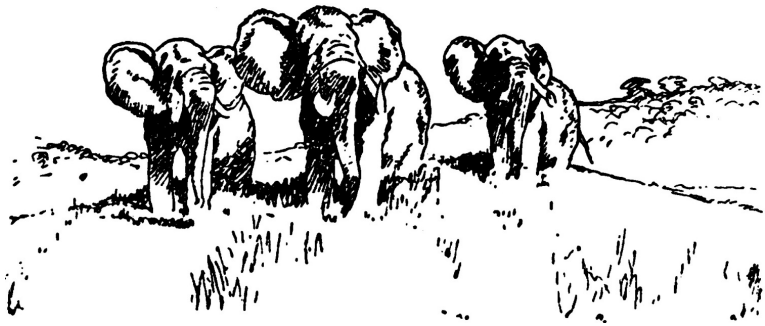
Behutsam und mit Herzklopfen folge ich den Männern auf den Stamm, und was ich sehe, läßt mich im Gefühl des Reiters, der den Bodensee überquerte, erbeben, denn direkt unter uns steht in einer Mulde ein großer Elefant. Er badet ganz gemütlich im Sande, den er mit dem Rüssel aufnimmt und über den Rücken rieseln läßt. Die Gehöre fegen hin und her, der Wedel fächelt lustig weiter.

Blühender Mangobaum. Im Vordergrunde Ananas
Aquarell von Thea de Haas

Blühender Mangobaum. Im Vordergrunde Ananas. Aquarell von Thea de Haas.

Ob er schließlich doch durch unsere Anwesenheit beunruhigt wurde? Er trollte plötzlich ab, und als er in der Richtung auf die anderen Elefanten verschwunden war, verließen wir unseren Baum und suchten den von dem Dickhäuter verlassenen Platz auf. Er war nur etwa fünfundzwanzig Schritt von dem Wechsel entfernt, den wir soeben gekommen waren, und hätte der Schwarze kein so feines Gehör gehabt, dann hätte dies erste Abenteuer vielleicht ein schnelles und schreckliches Ende erreicht. [2 De Baas, Urwaldhaus Ice

In den Fußtapfen der Elefanten



Es war eine sternklare, bitterkalte Nacht. Um das mächtig lodernde Feuer vor unserem Zelt hockte eine kriegerish aussehende Gesellschaft. Fremdartig war der Klang ihrer Sprache, drohend ragten ihre eingerammten Speere durch die Rauchschwaden, die der unstete Wind nach allen Richtungen warf, und ihre runden Schilde aus Büffelhaut, die jede Lücke dieses Kreises ausfüllten, verwischten die Silhouetten zu einer verschwommenen Masse.. Die mit bligenden Messingringen geschmückten schlanken Arme griffen von Zeit zu Zeit nach den Holzscheiten oder holten einen Maiskolben aus der glühenden Asche. Einer der Männer, auf dessen nackter Brust der flackernde Feuerschein breite, rotgoldene FSlecke tanzen ließ, trug eine Kette von vielen grünen Perlenreihen um den Hals, die so geschmeidig auf der dunklen Haut lag, wie eine Schlange aus leuchtendem Smaragd. Das war Gliba, der Führer für die Elefantenjagd, mit seinen Fährtensuchern.

Die Unterhaltung wurde durch Dolmetscher geführt, da Gliba des Kisuaheli nicht mächtig war. Wir verabredeten, morgen möglichst früh aufzubrechen...

Dicker Nebel hing in den Urwäldern von Tumbati und ließ die

FSlechtenbäume nur im geisterhaften Schattenriß hervortreten. Als die Sonne endlich gegen Mittag den Sieg errungen hatte, schlichen wir nach dreistündigem Marsch durh Bambuswechsel, die auf einer mit Farnkraut bestandenen Bergwand ins Freie führten. Wir folgten Gliba, der lautlos dahinglitt und plötzlich stehen blieb. Dann deutete er in die Talsenke. Wir hielten den Atem an und beugten uns vor.

Elefanten in der Wildnis! Wie harmlos sie sich durch das frische, kühle Grün schoben und hier und da behaglich ein junges Bäumchen oder einen biegsamen Bambus mit ihrem Rüssel umschlangen! Wir sahen auf die mächtigen Rücken hinab und beobachteten, wie die breiten Ohren hin und her klappten und der kleine Schwanz eifrig in Bewegung war!

Wir sahen die ganze Gesellschaft einen mit Palmen bestandenen Bügel hinaufsteigen, dessen Kamm sie überschritten. Die Schwarzen zählten neunzehn Elefanten, und ich skizzierte zwei davon, wie sie emporklommen.

Durch eine mit wilden Bananen, Flechtenbäumen und Dattelpalmen bewachsene Schlucht schlichen wir im Wechsel bergauf. Oben gelangten wir an eine Elefantenstraße; als ob ein breiter Strom mit schön abgedämmten Ufern sich hier hinuntergestürzt und alles mit sich gerissen hätte, so sah es aus. Der Grund der Straße schnellte wie eine Sprungfedermatratze mit all dem niedergetrampelten Farnkraut unter unseren Tritten empor. Die Ränder zu beiden Seiten glichen einer vom Gärtner beschnittenen Parkhee; viele Wechsel führten durh das Gestrüpp. Wir bogen seitlich ab. Hier ging es steil hinunter, und kaum hatten wir einige Schritte getan, als sich schon das Brechen und Rauschen der Äste vernehmen ließ. Unser Standort war günstig, einem Balkon vergleichbar, von dem wir die gegenüberliegende, jonnenbeleuchtete Hügelseite gut übersehen konnten.

Es ist kaum zu glauben, wie wenig diese mächtigen Tiere

selbst im niedrigen Gebüsch auffallen. Man meint zuerst, einen rötlichen Felsenstein zu sehen, bis man seinen Irrtum gewahrt, wenn sich dieser Stein plötzlich in Bewegung sekt. Eigenartig rot sehen diese Tiere in der Sonne aus, beinahe ziegelrot. Wir beobachten sieben Elefanten, die ruhig im Gebüsch äsen. Ein kleines Elefäntchen ist dabei, das seiner Mutter nachläuft und von ihr gesäugt wird. Ich nehme diese günstige Gelegenheit wahr und skizziere die völlig unbesorgten Tiere. Plötzlich hallt ein mächtiger Trompetenton durch die Luft, und ich lasse den Pinsel sinken. Haben sie uns bemerkt? Nein, die Mutter rief nur ihr Junges! Ich atme auf. Es gibt, glaube ich, kaum etwas Unheimlicheres als dieses Trompeten, der Ton erinnert mich an das Nebelhorn auf dem Meere.

Wir hofften, noch einmal näher heranzukommen, aber da ein Elefant uns die Mühe abnahm und sich in höchsteigener Person in unsere Mähe begab, so daß wir schon die Äste unter seinen Füßen krachen hörten, zogen wir uns höflich zurück. Auch stand die Sonne schon zu tief, als daß ich noch hätte malen können, und ein vierstündiger Marsch lag vor uns. In vollkommener Finsternis, durchnäßt von eisigemRegen und klappernd vor Kälte, kamen wir am Zelte an.

Mit diesem Bilde konnte und wollte ich mich nicht zufrieden geben. Das Wetter schlug um, und Glibas Fährtensucher brachten die Nachricht, daß die Elefanten weiter ins Gebirge gezogen wären. Unsere mühevollen und anstrengenden Streifzüge wurden durch den unaufhörlichen Regen zu wahren Heldentaten. Wir verlegten zweimal unser Zelt, und eines Nachts wurden wir durh Trompetentöne geweckt. Leider zerstörte ein Wolkenbruch jede Hoffnung, den nahen Elefanten zu folgen, und wir verbrachten den Tag in grimmiger Laune im Zelt.

Endlich siegte die Sonne über den Nebel, und die Fährtensucher berichteten, die Elefanten ständen im Urwald der

nur einige Stunden entfernten Berge. Sofort brachen wir auf. An einer Bergwand im jungen Bambus, der höhersteigend in finsteren Urwald überging, traten sie heraus: zwölf große Elefanten und drei kleine. Volle sieben Stunden konnten wir sie beobachten. Einmal war der Wind umgesprungen, und sechs zusammenstehende Elefanten hoben zu gleicher Zeit den Rüssel und suchten in der Luft nach unserer Richtung. Wir standen in der prallen Sonne, die fürchterlich stach, während die Elefanten beschattet waren.

Ich war gerade sehr eifrig beschäftigt, als sich dicht unter uns am Abhang ein kollerndes Geräusch vernehmen ließ. Gliba deutete auf seinen Magen und dann in die Richtung, aus der die Töne gekommen waren. Also ein Elefant war ganz in der Nähe! Plößklich ertönte ein mächtiges Rauschen und Krachen, und ich glaubte nicht anders, als: der letzte Augenblick sei gekommen! Zu meiner Verwunderung blieben die Schwarzen sien, und beschämt kehrte ich an meinen Platz zurück. Aber meine „Ruh' war hin“, und ich pries den Augenblick, in dem ich, völlig erschöpft und von der Sonne nach allen Rezepten gebraten und geschmort, meine Hängematte besteigen

Trotzdem wir uns an diesem Tage über den Erfolg nicht beklagen konnten, wollten wir noch ein drittes Mal ganz nah heranzukommen versuchen. Ich muß es gestehen: der Gedanke, „ganz nahe“ einem Elefanten gegenüberzustehen, hatte an und für sich nichts sonderlich DVerlockendes, und so wallte bei manchem vergeblichen Streifzuge eine leise Befriedigung in mir auf; aber doch wollte ich gern mein Ziel erreichen.

Ebenso harmlos ließ sich anfangs auch eine Wanderfahrt an, die wir am 1. April unternahmen. Wir waren erst gegen Mittag aufgebrochen und hatten einen hohen Gebirgskamm erreicht, von dem wir drei nebeneinanderliegende Hügelreihen erblickten. Noch hatten wir weder mit bloßem Auge noch mit einem

Fernglas irgendein Lebewesen entdeckt, als Gliba versicherte, er sähe auf dem dritten Berge zwei Elefanten.

Ohne weiteres Besinnen setzten wir uns in Bewegung. Als ich den Wechsel sah, dem wir jetzt folgten, wollte ich zu Fuß gehen; denn es schien mir ein Ding der Unmöglichkeit, daß meine Träger mich durch dieses Dickicht tragen könnten. Mein Mann aber bestand darauf, daß ich getragen würde, da ich kurz vorher eimen shweren Unfall von Dysenterie gehabt hatte und den Strapazen noch nicht gewachsen war. Es begann nun ein wahres Martyrium für meine Träger und schließlich auch für mich, denn des öfteren mußten sie meine Hängematte dicht auf der Erde, unter den Gebüschen hinschieben und selbst kriechen. Dabei wurden kleine Blätthen, Käfer, Spinnen und Raupen zu Tausenden abgestreift und fielen mir auf Hals und Ärmel, hingen in den Baaren und krabbelten im Gesicht.

Aber glücklich hatte auch dies ein Ende, und wir kamen auf einen freien Platz, von dem wir den „dritten“ Hügelrücken übersehen konnten. Gliba hatte recht gehabt: aus dem Flußtal zogen gemächlich zwei riesige Elefanten bergauf, schön beleuchtet und gar nicht weit. Da wir uns aber vorgenommen hatten, „ganz nah“ heranzukommen, so wollten wir keine Zeit verlieren. Für Glibas Geschmack waren wir entschieden nah genug, aber er machte gute Miene zum bösen Spiel. Als wir beim Binuntersteigen die Elefanten wieder zu Gesicht bekamen, bemerkten wir zu unserem Erstaunen, daß sie uns ganz entschieden gewittert hatten; statt der zwei Elefanten trotteten fünf im geschlossenen Trupp über die Bergwand ab.

Vun galt es, keinen Augenblick zu verlieren, denn mit den Elefanten auf die Dauer Schritt halten zu können, wird sich kein Sterblicher einbilden, und gerade der vor uns liegende Weg war keine Chaussee. Die ganze Breite des Tales war von einem schilfbewachsenen Sumpf durchzogen, in den die Elefantenfüße

tiefe Löcher gedrückt hatten. Da meine Träger noch zurück waren, trug mein Mann mich selbst durch das Wasser. Als der Boden scheinbar fest geworden war, erwies sich leider doch noch manche Stelle als trügerisch, und ich fiel trotz aller Vorsicht in mehr als ein Wasserloh. Zum VDBinaufsteigen wartete ich dann doch lieber meine Hängematte ab. Die Strapazen für die Träger waren ungeheuer groß. Der Wechsel ging manchmal so senkrecht in die Höhe, daß man gar nicht begriff, wie die plumpen Tiere hier hinaufgekommen waren. Zweimal stand ich beinahe in der Hängematte, während die Schwarzen sich am Gestrüpp festhalten mußten.

Mein Mann war mit Gliba voraus. Endlich führte der Wechsel horizontal um den Hügel, dessen Kamm wir noch nicht erreicht hatten, und hier mußte ich aussteigen. Mit allen Zeichen freudiger Erregung winkte mein Mann mir zu, und ich konnte, als ich ihn erreichte, nur mit großer Mühe einen Jubelruf unterdrücken.

Von einer wundervollen Spätnachmittagssonne umflossen, standen, nur durch eine geringe Bodensenke von uns getrennt, in einer Luftlinie von etwa 40 bis 50 Metern, sechs große Elefanten mit drei kleinen. Einige drehten uns voll den Kopf zu, andere standen seitlich, so daß man die gelblichen Stoßzähne jah. Einer hatte einen jungen Baum mit Wurzeln ausgerissen und ihn sich auf den Rücken geworfen. Zum Malen mußte ich aus meiner sicheren Deckkung heraus, um den vollen Überblick zu haben.

Glülicherweise verharrten die Tiere in schönster Beschaulichkeit in ihren Stellungen, so daß ich Zeit genug hatte, zwei von ihnen festzuhalten, und schon hoffte ich, noch mehrere skizzieren zu können -- als ein sehr großer Elefant plötzlich in unserer Richtung herunterzusteigen begann. Der Bambus rauschte, die Sweige knakten, und schon war er unseren Blicken entschwunden! Möglicherweise kommt er „ganz nah“ heran, ehe

wir ihn im hohen Farnkraut bemerken, überlege ich angstvoll -- und nehme im selben Augenblick mit Entsetzen wahr, daß alle anderen Elefanten Miene machten, dem ersten zu folgen. Wie im Parademarsh haben sie uns voll die Köpfe zugedreht und fächeln heftig mit den Ohren hin und her.

Nein, nicht um eine Million würde ich an dieser Stelle bleiben, um den Ansturm abzuwarten, der sich hier vorzubereiten scheint. Auch mein Mann winkt mir zu, und ich flüchte eilends durch den glitschigen, wurzeldurchwachsenen Pfad. Ich höre dumpfe Trompetentöne, und da ich bemerke, daß mein Mann mir nicht folgt, will ich ihm fast zürnen ob seiner Collkühnheit.

Eben bin ich im Begriff, meine Hängematte zu besteigen, und habe den Trägern bedeutet, so schnell wie möglich mit mir davonzulaufen, als unser Boy Abderrahmani mich atemlos erreicht mit der Botschaft, ich möchte zurückkehren. Seufzend folge ich ihm und finde ein vollkommen verändertes Bild. Die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden, und die Elefanten stehen im Schatten. Ihre Farbe ist nun nicht mehr rötlich, sondern tief bleigrau, mit schwarzen Schattenstellen. Dadurch sehen sie viel größer und mächtiger aus. Die kleinen sind fort, und die sechs großen stehen in einem dichten Klumpen zusammen.

Man merkt es ihnen an, daß sie stark beunruhigt sind, denn die hocherhobenen Rüssel suchen unseren Wind, und die Ohren klappen fortwährend nach vorn und hinten.

Mein Mann flüstert mir zu: „Jetzt kannst du noch einiges an dem Bilde ausführen. So gut siehst du sie nie wieder.“

Ich bezweifle, ob ich die ruhige Hand dazu haben werde, angesichts dieses gefährlichen „KRriegsrates“, der da vor mir tagt. Es sieht aus, als ob im nächsten Augenblick die ganze Herde über den Hang im Sturm dahinfegen werde, um uns niederzutrampeln. Aber ich zeige meinen guten Willen und

zwinge mich zur Nuhe.

Noh einmal nehme ich Pinsel und Palette zur Band und lasse mir das Bild reichen, obgleich dies gerade jetzt mehr als leichtsinnig erscheint. Aber wirklich bin ich imstande, noch einige Kleinigkeiten zu verbessern, trozdem mir, wie ich nicht verschweigen will, die Knie zittern. Wenn die Elefanten kommen, sind wir verloren!

Mein Mann sieht aus, als ob er nicht ungern ein Abenteuer erlebte, aber mir genügt dies Abenteuer heute schon vollauf. Ich streke die Waffen und bekenne: „Ich kann nicht mehr.“ Meine Nerven sind in einer unerträglichen Spannung. I stürze davon und bemerke zu meiner wahrhaft erlösenden Beruhigung, daß mein Mann mit den anderen

Er erzählte mir auf dem Rückkwege, daß in meiner Abwesenheit die ganze Herde trompetend auf ihn zugekommen, dann aber wunderbarerweise wieder umgekehrt wäre. Sie hätte einen imposanten Eindruck gemacht! Ich bewunderte seine Kaltblütigkeit, dankte aber meinem Schöpfer, daß ich dies nicht gesehen hatte!

Der Rückweg war sehr mühevoll. Wir gerieten in einen Flußlauf, der ganz mit Büschen überdeckt und sehr shlüpfrig war. Die Leute konnten kaum gehen und fielen mehrmals hin; trozdem waren sie jo heiter, daß sie die ganze Zeit sangen.

Bei Sternenlicht kamen wir im Zelt an, und die ganze Nacht floh ich vor wütenden Elefanten über die Berge.

Der Geisterwald

Wir traten aus dem Bambusdickicht des Urwalds und sahen, daß die Sonne schon im Sinken war. Tief unter uns lag das grüne, hügelige Land, in das wir nun gleich hinabsteigen würden. Totenstille herrschte im Urwald; nicht der leiseste Windhauch bewegte die herbstlich roten, übermannshohen Farnfräuter, durch die sich verschiedene Elefantenherden eine stattliche Straße zurechtgetrampelt hatten. Zinnoberrote Gladiolen shwebten hier und da wie stille Flammen über dem dürren Laub. Versonnen gleitet der Blick zum Horizont. Ein jäher Farbenwechsel zwingt das Auge zum Verweilen. Tief unten, das grüne seidige Land scheint wie abgeschnitten; was sich da weiter fortsetzt, sieht man nur wie unter einem Schleier, so unendlich fern und tief und zart! Der große afrikanische Graben durchschneidet hier kühn und hart das Gelände und zerlegt es in zwei Terrassen.

Gliba, der Führer, deutet auf einen dunkeln Fleck in dem Faltenwurf da unten, und das heißt: „Dorthin müßt ihr noch heute, da ist das Zelt.“

Längst standen die Sterne am Himmel, als meine Träger wie die Katen den glatten Hang emporklommen. Stundenlang war es so bergauf, bergab gegangen durch die weite Gegend, die kahl

und waldlos, nur mit Mais und Mtama bepflanzt war. Doch hier auf diesem Hügel stand unheimlich drohend und starr in den Nachthimmel ragend eine Urwaldburg. Viesenhafte Bäume, von der Wurzel bis zur Spitze von Lianen umschlungen und mit den Nachbarn verflochten, boten ein Bild unbesieglihen Trotzes. --In ein kleines, widerwillig hergegebenes Halbrund war das Zelt hineingestellt. Die Träger kampierten etwas weiter ab in Schilfhütten.

Nach dem schnell bereiteten Abendessen wurde darüber verhandelt, wo die Hunde festgemacht werden sollten, und ich bat darum, sie an beiden Zelttüren anzuketten. Lotte, die Hündin, die ihrer Bissigkeit und Kraft wegen von ihrer jeweiligen Umgebung mit Respekt behandelt wurde (ihre Rasse schien aus einer Mischung von Schakal, wildem Hund und Bulldogge zu bestehen), sollte an der dem unheimlichen Walde zugekehrten Zelttür Wache halten, der andere kleine, dumme Hund hatte die freundliche Seite nach dem Lager hin zu verteidigen.

Croß starker Ermüdung nach dem strapazenreichen Tage wollte kein erquickender Schlaf sich einstellen. Außer den gelegentlichen Bewegungen der Hunde herrschte eine wahrhaft hörbare Stille. Die Träger und Boys schliefen fest. Die Lagerfeuer fielen zusammen, und damit verschwanden die letzten hellen Streifchen aus dem Zelt. Lastend und tot lag die Nacht über uns.

Was war es nur, das mir den Atem raubte? Was zwang mich, regungslos mit angespannten Sinnen in die Dunkelheit zu lauschen? Ein leises Rascheln auf dem Zeltdach, ein Krabbeln, Rutschen und Aufschlagen, dann erneut ein eiliges Laufen -- das waren Ratten, viele Ratten. Zum Grauen gesellte sich der Ekel. Das fortwährende Rennen und Trippeln erschhwerte noch das Lauschen nach dem unheimlichen Geheimnis dieses Waldes. Gott sei Dank, dachte ich, solange die Hunde noch ruhig sind... Im selben Augenblick ertönt ein ängstlih winselnder Ton... ein

halbes Knurren, und schon drängt sich der breite Ropf der Bündin unter der straffgespannten Zeltwand hinein. Ich höre und fühle es. Dann wiederholt sich dasselbe auf der andern Seite, und beide Bunde treffen sich heulend im schmalen Gang zwischen den beiden Betten. Sie lassen sich weder beshwichtigen, noch sind sie zu bewegen, ihre Nachtposten zu beziehen. Mein Mann muß schließlich aufstehen, den Boy wecken und sie ins Trägerlager schaffen lassen.

„Lier sind viele Leoparden," meint der Schwarze gelassen.

Für eine halbe Stunde haben sich die Ratten verzogen, aber bald erinnern sie sich wieder der köstlichen Rutschbahn und tummeln sich munter, die seltene Gelegenheit ausnüßend.

Wann hat die Nacht ein Ended Von fern dringt das jammervolle Gewinsel der Hunde zu mir. Es ist ganz windstill, und die Sterne stehen klar am Himmel. Ich sehe nach der Uhr: noch nicht zwei. Endlich haben die Ratten sich müde getobt und laufen nur vereinzelt über das Zeltdach. Bald verstummt jedes Geräusch.

Und nun kommen die Geister dieser einsamen, trozigen Waldburg. Sie shweben auf breiten, dunklen Flügeln heran. Die Äste knacken wie unter großem Schwergewicht. Ein Sausen und Rauschen, das nicht vom Wind verursacht wird, ergreift die Baumkronen. Die Luft scheint angefüllt mit Gespenstern. Alle Büsche leben und ächzen. Wenn doch der Morgen Klarheit brächte!

Die erste kaum wahrnehmbare Dämmerung findet mich an der Zelttür. Riesengroße Schatten sehe ich auf und nieder steigen und an mir vorübergehen. Unheimliche Gestalten! Trotz der Morgenkühle meine ich, den Luftzug zu spüren, wenn eins der Wesen sich erhebt oder niederläßt.

Ich muß mich ein wenig wärmer ankleiden, und inzwishen nimmt das Morgenlicht zu.

Der Tag hat den Gespenstern der Nacht nichts von ihrer Unheimlichkeit genommen. Eine Gesellschaft von Aasgeiern hot vor dem Zelt, in den Krallen blutiges Fleisch, das sie mit ihren Schnäbeln zerhacken. Die rosafarbenen, kahlen Hälse hängen wie abgeknickt an dem schwarzglänzenden Federkleid herab -- so gierig sind sie in ihre Mahlzeit vertieft. Der mir zunächst sidende hat den Kopf des armen kleinen Ziegenlämmchens in Arbeit, das gestern abend noch geschlachtet wurde. Wo der Hals aus den schwarzen Federn nackt hervorragt, ist er von einem weißen, flaumigen Kragen umgeben.

Nun kommt der große Augenblick, in dem der Boy erscheint, um sich die Zutaten zum Frühstück zu holen, und da erhebt sich die ganze Gesellschaft schwerfällig in die Luft. Einige tragen das Fleisch mit fort.

Ich trete hinaus und sehe mich um. Im blauen Bimmel kreisen unzählige Punkte. Wie ein Magnet zieht unser wundervoller Wald sie an. Die Wipfel der Bäume sind gänzlich verunstaltet durch die großen Horste, die wie krankhafte Gewächse aus den Stämmen quellen. Es mögen ihrer wohl viele Hunderte sein.

Die Träger beklagen sich heftig, daß die Geier ihnen ihre Sleischrationen fortgetragen haben, und der Häuptling der hiesigen Einwohnerschaft erzählt uns, daß vor mehreren Jahren eine große Büffelsterbe hier war und die Aasvögel sich deshalb hergezogen hätten. Man dürfe nicht zehn Minuten lang ein Stückchen rohes Fleisch draußen liegenlassen, ohne daß es gestohlen würde, und auch kleinen Kindern und kraftlosen Greisen würden diese Gesellen oft gefährlich.

Was für eine furchtbare Vorstellung beschworen" diese Worte herauf, besonders wenn man selbst gesehen hatte, wie gierig und unbarmherzig sich der scharfe Schnabel in das gebrochene Auge des Lämmchens gehakt hatte!

Glücklicherweise bot die ernstlihe Erkrankung eines Trägers

den mir sehr willkommenen Anlaß, noch am selben Nachmittag diesen ungastlichen Ort zu verlassen und nah einem andern Lager abzumarschieren.

Kriegsausbruch

Aruschabezirk

Ih erwachte mit einem Gefühl entsetzlichsten Schreckens und wagte doch nicht, ein Licht anzuzünden. Das Zeltleinen wogte leise hin und her, blähte sich und erschlaffte, vom Nachtwind gestreichelt und geliebkost. Auf der Erde knisterte es von kleinem Getier, das sich im Schuß der Dunkelheit hervorwagte, und die hohen Urwaldkronen sausten und brausten, als stünden sie im Sturm.

Waren das nicht leise heranschleichende Tritte? Nicht ein Klirren wie von Speeren? Unmöglich, ganz unmöglich, das herauszuhören! Man würde überfallen werden, ohne vorher auch nur das geringste gemerkt zu haben, und doch fuhr ich fort, angstvoll zu lauschen, während sich in meinem Gehirn die Bilder des Traumes jagten, den ich mit grauenerregender Deutlichkeit soeben geträumt hatte. Mein Mann wäre von den Massai in bestialischer Weise ermordet worden, und unbarmherzig hatte ich jede Einzelheit miterleben müssen.

Um vorhergehenden Tage war die KRriegserklärung herausgekommen. Wir befanden uns hoch im NWorden der

Kolonie auf einer Kaffeepflanzung, und mein Mann war sogleich fortgeritten, um Näheres zu hören und sich zur Verfügung zu stellen. Mit einem Schlage war die sonst einsame Landstraße, die von Aruscha zum Engare Olmutonje und nach den Burensiedlungen führt, äußerst belebt, und Pflanzer und Farmer, von der Stadt zurückehrend, machten bei uns halt, um sich der Neuigkeiten und ihrer Ansichten darüber zu entledigen. Immer waren es die Massai, die sie in ihren Befürchtungen hervorhoben, und zu denen auch die hiesige Bevölkerung als ein Mischvolk zu rechnen war. Man nahm an, daß die Engländer, in deren Kolonie dieser Stamm ebenfalls zu Hause war, sich ihrer zur Aufwieglung der deutschen Stämme bedienen würden, denn ein Massai ist für einen guten Ochsen zu jedem Verrat bereit.

Schwarzenaufstand! Wer es möglich machen kann, diesen Begriff mit allen seinen Folgen zu erfassen, wird es mir nicht verdenken, daß ich mich nachts allein im Zelt unbehaglich fühlte. Gehörten nicht auch die Boys, die jetzt friedlich am Lagerfeuer schliefen, der fremden Rasse an? KRonnte man im Augenblick der Gefahr auf sie zählen? Die Erinnerung an den Kriegstanz der Massai, den ich am letzten Kaisergeburtstag in Uruscha gesehen hatte, stieg in mir auf, und all das Grauen, das ich damals beim Herannahen dieser großen, lebendigen, schwarzen Welle empfunden hatte, schüttelte mih nun in verstärktem Maße. In URniebeuge waren sie herangeschlichen, geduckt hinter ihren Schilden, über deren Rändern die mächtigen Löwenmähnen und Straußenfedern, mit denen sie ihre wie Teufelsfraßen bemalten Gesichter geschmückt hatten, hin und her schaukelten und auf und nieder wippten.

Und ringsum Urwald und hoher Busch, kilometerweit dicht durchsetzt von den KRralen der Eingeborenen! Das primitive Häuschen der Pflanzung lag etwa fünf Minuten von meinem Zelt entfernt, und außerdem war ich noch durch dazwischenliegende Wirtschaftsgebäude davon getrennt.

Diese Nacht vergesse ich nie! Hatte das Grauen sich erschöpft, dann sank die Sorge um meinen Mann auf mich herab, und auch der andere Gedanke, nun auf unbestimmte Zeit hinaus nichts von meinen Angehörigen in Deutschland, vor allem von meinen beiden kleinen Buben zu hören, machte mich verzagt und schwermütig.

Was half's! Der Morgen kam und mit ihm die shleunige Übersiedlung nah Aruscha. Diese Station liegt wunderschön, unmittelbar am Fuße des 4588 m hohen Meruberges, der wie eine Pyramide aus der flachen Steppe steigt und von fruchtbaren Kaffeepflanzungen umgeben ist. Unbestimmte Gerüchte, daß die Engländer die Feindseligkeiten bei Daressalam eröffnet hätten, durchshwirrten die Luft. Mein Mann kam morgens von Aruscha zurück, packte seine Sachen in Eile und half uns noch, unsere Habseligkeiten auf einen leeren, gerade vorbeifahrenden Burenwagen zu verstauen, dann ritt er davon.

Wir, das heißt die Haushälterin des Pflanzers Thiele, der uns so freundlih Gastfreundschaft gewährt hatte, seine beiden Kinder und ich, saßen rückwärts am Boden des Wagens, auf ein paar Decken, und ließen die Füße herabhängen, die wir zuweilen gegen die Bremse stemmten. Lange hatte es keinen Regen gegeben, und die Straße war knöcheltief mit dikem, weißem Staub bedeckt, der sich infolge des lebhaften Wagenverkehrs meist in der Luft befand. Die bchreitfingrigen Blätter der hohen Rizinusstauden waren weiß, alle Sträucher hatten einen hellen Überzug, und die Reiter, die in eiliger Gangart an uns vorübertrabten, brachten ihre treue Staubwolke mit sich, die sie wie in eine Tarnkappe hüllte. Es war sehr heiß, und mühsam kämpften wir gegen den Schlaf. Die Augen brannten in der dien, staubigen Luft, und in der ungeheuren Blendung des Himmels und der Straße fielen trozdem unwillkürlich die Lider zu. An ein Nachgeben der Müdigkeit war jedoch nicht zu denken, da wir viel zu unsicher saßen und bei den großen Unebenheiten des

Weges mit seinen Schluchten und Steinen in steter Gefahr waren, herunterzufallen. Die Kinder schliefen längst im Innern des Wagens.

Plötzlich wurde die gedämpfte Erregung der letzten Stunden hell wach. In der milchigen Luft tauchten Gestalten auf, wohlbekannt und dennoch fremd, hervorgespien aus irgendeinem Krater, noch umgeben von dampfenden Wolken. Höhnisch grinsten uns die Fratzen an, und mancher Blick fragte frech: Erkennst du uns wieder? Es war wirklich nicht ehrenrührig, wenn man zugab, sich erst besinnen zu müssen, denn die Verwandlung, die mit den oft so armselig aussehenden Arbeitern vor sich gegangen war, hatte wirklich etwas Verblüffendes. Federnd war der Gang der aufrechten Gestalten, die oft genug lustlos und mürrish zusammengesunken mit der Hacke auf der Schulter des Morgens zur Arbeit in der Kaffeepflanzung angetreten waren. Leuchtend blitzten die meist so stumpfen Augen und funkelten boshaft intelligent unter der roten Perücke hervor. Die Zöpfe waren gelöst, und die roten Haarschnürchen fielen dur); das Gewicht der Oererde, mit der sie gedreht waren, wie feine Perlenketten frei bis zur Schulter herab. Die Gesichter, Arme und Beine waren mit feingezackten Linienmustern bedeckt -- Kriegsbemalung --, in dem Lederriemen um die Taille stete der „Rungu“, eine eisenharte Reule, aus der Verdickung eines Astes geschnißt und wohl imstande, einen menschlihen Schädel beim ersten Schlag zu zerschmettern, und vor sich shwangen sie mit sehnigem Arm die bemalten Schilde aus Büffelhaut. Das schöne kriegerische Bild wurde vervollkommnet durch die blanken Speere, welche trotz der matten Glut des Himmels wie gleigende Messer die dike Luft zerschnitten und auf ihren Spitzen runde Bälle aus furzgestußten, schwarzen Straußenfedern trugen.

Miät dem Ochsenwagen kommt man langsamer vorwärts als zu Fuß, und so genossen wir den Anblick dieser Gesellschaft je

nah Temperament und Stimmung. I will offen gestehen, daß mir die Erinnerung daran lieber ist, als es die Gegenwart damals war, denn der grausame Ausdruck und der Hohn, mit dem sie uns fragten, wohin wir denn reisten, und ob wir bald zurückkehrten, jagte uns manchen Schauder über den Rücken.

Doch auch diese Fahrt hatte ein Ende, und in Aruscha angelangt, erfuhren wir auf unsere Frage, wo wir das Zelt aufschlagen dürften, daß Kaufmann Mubl sich bereit erklärt habe, einige Flüchtlinge aufzunehmen. Es war ein freundlicher Augenblick, als nach diesem langen, alle Kräfte erschöpfenden Tage die junge Frau Muhl uns liebenswürdig entgegenkam und wir in ein schönes, großes Simmer geführt wurden, in dem bereits eine andere Dame mit ihren beiden kleinen Töchterchen untergebracht war.

Die folgenden Wochen gestalteten sich besonders dadurch so unruhig, daß man gar nicht wußte, wohin man sich im Falle der Gefahr zu wenden hatte. In der Boma, die eigentlich der natürliche Zufluchtsort hätte sein müssen, da sie als Nülitärstation und Regierungssig gegen Angriffe der Schwarzen verschanzt war, konnte keine Unterkunft für Frauen und Kinder geschaffen werden. Der hier stationierte Teil der Schutztruppe war auch viel zu schwach, um im Falle eines Angriffs wirksame Gegenwehr zu leisten, und man sprach vielfach von kampfloser Übergabe, da man annahm, daß die Engländer mit großer Übermacht am Longido durchbrechen würden. In diesem Falle hätte es sein können, daß wir auch unsere eigenen Schwarzen als Feinde, die Buren eventuell als Spione anzusehen hätten. Solche Gerüchte und Meinungen waren durchaus dazu angetan, das Gefühl der Unsicherheit außerordentlich zu steigern, besonders als man sah, welch durchgreifende Maßnahmen zum Schuß der Boma getroffen wurden. Ringsherum legte man alle Orangen- und Maperahaine nieder, überbaute das nackte Gelände mit einem Stacheldrahtverhau, in welchem kleine Glöckchen das

Anschleichen von Schwarzen anzeigen sollten; hinter den Bomamauern schichtete man Sandsäcke auf, und ein einsames Maschinengewehr bildete neben einer alten Revolverkanone das einzige Verteidigungsmittel, für welches, wie man erzählte, eine nur drei Stunden ausreichende Munition vorhanden war. Wir sahen mit gemischten Gefühlen diese Zurüstungen mit an, da wir außerhalb des Schußringes lagen und im Falle eines Aufstandes natürlich preisgegeben waren. Bei dem leisesten Geräusch fuhr man nachts zusammen, horchte gespannt auf jedes Haundegebell, forschte in den Mienen der Boys und hörte mit anderm Interesse als früher ihren Erzählungen zu.

Zwei, eigentlich drei Tagesmärsche lag Aruscha vom Longido entfernt, wo man die ersten Angriffe erwartete. Oldonjo Sambu, eine Burenniederlassung am nördlichen Meruhang, wurde als größerer Posten befestigt. Mein Mann war nah Moschi am Kilimandjaro abgeritten, wo ein besonders großer Teil der Schutztruppe zusammengezogen wurde, um den Berg zu verteidigen, und wo er bei Taveta, einem englischen Posten, das erste Patrouillengefecht und die Einnahme des Postens mitmachte.

Das ganze Land war durch die Kriegserklärung in eine Bewegung geraten, welche wesentlich von der Art abwich, wie sie sich in Deutschland bekundet hat. In die aufwallende Empfindung patriotischen Hochgefühls mischte sich bitter diejenige des Abgeschnittenseins, und erst jetzt wurde man sich darüber klar, wie klein das Häuflein der Deutschen war, das in diesem unermeßlichen Lande verstreut lebte. Gefahren, wohin man blickte, denn fast der gesamte Handel lag in den Händen der Inder und Goanesen, also eigentlich feindlicher Untertanen, die, wenn auch vielfach naturalisiert, doch mit ihren in Indien lebenden Familien gemeinsame Interessen verfolgten und daher nicht immer vertrauenswürdig waren. Ein besonders schwieriges und beunruhigendes Element bildeten die Buren, die

hauptsächlich in der Merugegend angesiedelt waren. Ihrer politischen Haltung konnte man durchaus nicht trauen (wenn auch ein kleiner Prozentsatz unserer Truppe vorzügliche Dienste im Verlauf des Krieges geleistet hat), und um sie sogleich zur Neutralität zu zwingen, fehlten wohl die Machtmittel, oder es waren andere Gründe vorhanden, die dagegen sprachen. Die Buren galten als gute Reiter und Schützen und kannten Land und Leute wie ihre Westentasche.

Die Schutztruppe, die eigentlih nur zur Unterdrückung von Schwarzenaufständen eingerichtet war, mußte zunächst durch Einziehung wehrfähiger Männer verstärkt werden. Der Beamtenapparat durfte nicht zu sehr geschwächt werden, ebenso konnte man die Pflanzungen nicht zu sehr entblößen. Immerhin gab es meist große Erregung, wo ein Stellungsbefehl eintraf, und mehr als ein Pflanzer wurde auf Darlegung seiner Verhältnisse hin als „unabkömmlich“' zurükgelassen. Dadurch wurde viel böses Blut geschaffen, denn alle, denen es nicht gelungen war, solche erfolgreichen Beweise zu schaffen, und vielmehr noch diejenigen, die sich freiwillig gestellt hatten, blickten mit einigem Spott auf die Zurückgebliebenen.

Die deutschmilitärishen Einrichtungen konnten nicht ohne weiters auf das Gebilde der Schutztruppe übertragen werden, und es lief noch viel Wasser den Berg hinunter, ehe sich die Verhältnisse einigermaßen zurechtgeschüttelt hatten. Der alte Ostafrikaner ist ein besonderer Typ und läßt sich nicht ohne Schwierigkeit einrangieren. 50 mancher große Pflanzer und Farmer -- ein König in seinem Gebiet und Herr über viele Schwarzen -- sollte sich plötzlich unter die Befehle seines jungen Assistenten beugen, der daheim zufällig einen militärisch höheren Grad erklommen hatte! Das führte zu manchen Unerquiklichkeiten, wie überhaupt anfangs die Rangstreitigkeiten eine unerschöpfliche Quelle des ÜÄrgers bildeten. Um so mehr war das Verdienst Lettows anzuerkennen,

der mit dieser neuen, lose zusammenhängenden Truppe den vielfachen inneren und äußeren Gefahren mutvoll entgegentrat und sich weder durch den Mangel an Munition noch durch den an Sanitätsmitteln beirren ließ, die Riesenaufgabe anzugreifen.

Das freundliche Leben im Muhlschen Hause trug unendlich viel dazu bei, die schweren Wochen der Unruhe und Sorge zu erleichtern. Jeder Tag brachte neue Gerüchte, wahre und übertriebene, so daß man schließlich nicht wußte, was man glauben konnte. Nach allen Seiten war die Aufmerksamkeit gerichtet, und mit Gier stürzte man sich auch auf die Nachrichten, die uns vom Kriegsschauplatz daheim durch Funkspruch übermittelt wurden. Allmählich legte sich die Furcht vor einem Aufstand der Schwarzen. Man stumpfte ab. Es entlockte uns sogar ein mildes Lächeln, als nach reichlich drei Wochen die Alarmordnung herauskam und die einzige, auf uns Bezug habende Bemerkung darin lautete: „Privatpersonen würde die Boma nur bei Angriffen durch Eingeborene Schuß bieten. Bei Angriffen durch reguläre Truppen und Freiwillige ist die Boma der gefährlichste Ort im Bezirk.“

Wir hielten stets unsere Bündel gepackt, ein kleines, das nur die nötigsten Sachen im Falle einer plöklichen Flucht in die Boma enthielt, und einige andere, ebenfalls stark reduzierte Gepäckstücke, für einen unerwartet schnellen Abtransport der Frauen ins Innere, von dem viel gesprochen wurde.

Gefechtsberihte drangen von Moschi zu uns herüber, wo wir unsere Männer wußten. Wurde man ans Telephon gerufen, fo meinte man, eine Todesnachricht zu hören.

Es kann nicht wundernehmen, daß wir uns, nun so losgelöst und auf uns selbst gestellt, darum sorgten, was im Falle einer Katastrophe zu geschehen hätte. Es mußte jeder einzelne über sich bestimmen, da die Hand fehlte, in der diese Fäden hätten zusammenlaufen müssen.

Herr Muhl, der als dienstuntauglich zurückgeblieben war, besaß in der Nähe von Aruscha eine große Raffeepflanzung, auf der sich ein massives Steinhaus mit vergitterten Fenstern und Schießscharten befand. Dorthin wollte er Vorräte schaffen lassen, damit wir im Ernstfall einen Unterschlupf fänden. Dann gewann ein anderer Plan die Oberhand. Wir wollten Schwesternkleidung anlegen und uns in die umliegenden Häuser verteilen, denn das Rote Kreuz schien uns ein guter Schutz. Wir konnten wenigstens im Ort bleiben und riskierten nichts von unseren Sachen. Dieser Plan gab uns so lange Ruhe, bis wir hörten, daß ein Stabszarzt am Tsavo trotz Genfer Flagge heimtückisch ermordet worden sei. So blieb alles beim alten, und man gewöhnte sich daran, in den Tag hineinzuleben, um so mehr, als man die Überzeugung gewann, die Schnelligkeit der Engländer bei weitem überschätzt zu haben, denn außer einigen unbedeutenden Geplänkeln am Longido fand das erste größere Gefecht Ende September statt.

Mit Grauen vernahmen wir die Namen der Gefallenen. Es waren so manche darunter, denen wir erst vor wenigen Tagen Lebewohl gesagt hatten, als sie frisch und munter davongeritten waren.

Nun stand mit einem Male der Krieg ernst und drohend vor uns, und jeder einzelne mußte Stellung dazu nehmen. Galt es doch, seine Arbeitskraft dem ankommenden Verwundetentransport zur Verfügung zu stellen. Frau Muhl erbot sich, die Conradschen Kinder zu versorgen, damit sich die Mutter der Bospitalarbeit widmen konnte. So boten wir denn unsere Hilfe an.

Die Hospitalverhältnisse lagen recht im argen, da bisher die vereinzelten kranken Europäer ihre eigene Ausstattung und Bedienung mitgebracht und sonst nur die Schwarzen allein da gewirtschaftet hatten. Es gab unglaublich viel zu tun, denn der Mangel an allen Dingen war groß, von der Bettwäsche

angefangen bis zu den Küchengeräten herunter. Jetzt konnte man schwer etwas beschaffen, denn die Preise waren selbstverständlih auch hier in die Höhe gegangen. Die Inder 3. B. versteckten alles, was rar zu werden drohte, und vergruben Zucker, Petroleum und solche Nahrungsmittel, die sich hielten, in ihren Häusern. Wir waren daher zum größten Teil auf die Mildtätigkeit derjenigen Frauen angewiesen, die ihren eigenen Hausstand hatten und uns gaben, was sie entbehren konnten. Ein großer Übelstand war auch der, daß sich keine KRücheneinrichtung beim Pospital befand. Im seltenen Bedarfsfalle hatte bisher ein Hotel die nicht stets geeignete Krankenkost geliefert, auch war man mit allem nur auf höchstens drei bis vier Kranke eingerichtet, und nun sollten plöklich zwölf bis vierzehn zum Teil schwer Verwundete Aufnahme finden! Der Stabs5arzt, der sich übrigens selbst erst kurze Zeit in Aruscha befand, den wir in vielen Dingen um Rat hätten fragen müssen, war dem Transport entgegengeritten; wir waren uns selbst überlassen. Außerdem wurde noch eine größere Fahl Askaris erwartet, für die ebenfalls vorgesorgt werden mußte, da die Schuppen des Eingeborenenhospitals sich direkt hinter dem Hauptgebäude befanden.

Unter denen, die sich noch zur Pflege erboten hatten, war auch Frau Lechner, die Frau eines Ingenieurs, die glücklicherweise früher Schwester gewesen und nun in der Lage war, uns sachverständige Anleitung zu geben. Die brennendste Frage, wie es mit der Küche werden sollte, löste sich schließlich nach vielen Bemühungen, indem die Frau des Polizeiwachtmeisters Weckauf sich bereit erklärte, für die Patienten zu kochen. Sie wohnte dem Hospital gerade gegenüber; die Kranken wurden von ihr mehr als gut versorgt.

Der Transport der Verwundeten ging auf Ochsenwagen vor sich. Was müssen die armen Menschen auf dieser langsamen Fahrt durch die glühendheiße, steinübersäte Steppe gelitten haben!

Die Ankunft verzögerte sich, wir warteten von Tag zu Tag. Leider erkrankte ich kurz vorher, ehe die Meldung kam, und war zu meinem schmerzlihsten Bedauern unfähig, bei der Arbeit zu helfen, die sich nun schwer und gewichtig auf die Schultern der beiden anderen legte.

Als ich mich wieder von dem Anfall erholt hatte, ging ich einmal durch die Banden (Banda = Grasschuppen) des Eingeborenenhospitals und unterhielt mih mit den verwundeten Askaris. Ihre Augen leuchteten vor Mord- und Beutelust, als sie von den Gefechten erzählten. Sie meinten, unter den Engländern zwei früher deutshe Buren, den alten Engelbrecht und Gerd Prätorius, gesehen zu

Um Abend desselben Tages ging durch Aruscha das Gerücht, der Entwaffnungsbefehl für die Buren sei gekommen.

Frau Conrad hatte übermäßig zu tun, besonders in den ersten Tagen; später kam eine Missionsschwester mit zwanzig jungen schwarzen Mädchen zur Bilfe und konnte nun leicht die Arbeit allein leisten, da einige Patienten sich bedeutend gebessert hatten.

Unser Zelt in einer Urwaldrodung in der Nähe von Aruscha
Federzeichnung von Thea de Haas

Unser

Zelt in einer Urwaldrodung in der Nähe von Aruscha. Federzeichnung von Thea de Haas.

Um die herzlich gebotene Gastfreundschaft nicht allzusehr auszunuten, siedelten wir in ein kleines Baus über, in dessen Nähe ich mir eine Hütte aus getrockneten Bananenblättern bauen ließ, worin ich selbständig und doch im Schutz der anderen hauste, bis eine, alle Gemüter erregende Nachricht mich zwang, es zu verlassen und die Flucht ins Innere anzutreten. 14 De Baas, Urwaldhau: 209

Krank im Pori

In einer Zeit wie diese, die solch ungeheure Summe von körperlichem Schmerz aufweist, ist es beinahe anmaßend, daß ich von meinen persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiet erzählen will. Aber da auch jene Summe durch das Addieren einzelner Zahlen zustande kommt, ist meine Unbescheidenheit vielleicht nicht so groß, wie es zuerst den Anschein haben könnte.

Ich war auf einer monatelangen Safari (Reise) ins Innere, die mein Mann und ich unternahmen, und die mich manchen Strapazen und Entbehrungen aussetzte, an Dysenterie erkrankt, ohne daß ich im wilden, unwegsamen Pori die Möglichkeit gehabt hätte, durch geeignete Diät diese lästige und shwächende Rranfkheit gleich im Unfangsstadium zu bekämpfen. Vielmehr war ich genötigt, ausschließlich vom Sleisch der Jagdbeute zu leben, da wir, im Pori verirrt, länger als geplant unterwegs gewesen und sogar der Proviant für die Träger schließlich beängstigend zusammengeschmolzen war. Besonders erschwerend für jede Besserung war das schlechte, meist brakige und salzhaltige Wasser, auf welches wir oft angewiesen waren, und der absolute Mangel an geeigneten Arzneien. Dazu mußte jeden Tag marschiert werden, damit wir endlich ans Ziel

gelangen und die Träger neu versorgt werden konnten. -- Wurde ich auch meist in einer Hängematte getragen, so mußte ich doch bei besonders schwierigen Partien zu Fuß gehen, und wenn mich auch zwei gewandte Schwarze stützten und zogen, waren doch die Strapazen für meinen geschwächten Rräftezustand

Als ich später bei Kriegsausbruch nach Aruscha kam, hatte ich mehrere Monate schwer unter dem nun verschleppten Übel zu leiden. Der dortige Stabsarzt konnte mir nur Mittel geben, die der geschwächte Magen nicht mehr vertrug. Emetin zu Einspritzungen war nicht mehr vorhanden, und eine kleine Menge Uzara mußte für Rranfkheitsfälle in der Truppe aufgehoben werden. Es blieb kein anderes Mittel übrig als zu hungern. Tee und Mehlsuppe waren fast drei Monate lang meine einzige Nahrung, und ich kam dabei so herunter, daß ich kaum noch allein gehen konnte. Fieber, heftige Schmerzen und Berzbeschwerden machten meinen Zustand fast unerträglich. Dazu war ich auf die Hilfe einer bekannten Familie angewiesen, die zwei kleine Mädchen hatte, um derentwillen ich mich, aus Furcht, sie anzustecken, ängstlich zurüchielt. 14" ell

Ich lag in einem Büttchen von getrockneten Bananenblättern, das so klein war, als hätte man nur mein (sehr schmales) Bett damit umbauen und schüßzen wollen. Eigentlich war das auch wohl der Fall gewesen; denn ich konnte nur in der Mitte aufrecht stehen. Wie viele Tage und Nächte lag ich dort, von Schmerzen gequält, während der Regen unaufhaltsam niederfiel und schließlich ein modriger Geruch den Wänden entströmte! Es war bitter kalt, und ich fror heftig, obgleich ich eine Wärmflasche hatte. Der Boy ging abends nach Hause, dann war ich ganz allein.

Die Familie Conrad wohnte in einem kleinen Bäuschen in meiner Nähe, und Frau Conrad besuchte mich treulich. Sie war eine der warmherzigen, tüchtigen und klugen Frauen, die immer

opferbereit für den Nächsten einsprang, gleichviel ob ihr Mühe oder Schaden daraus erwuchs. Ohne Bedenken nahm sie mih trotz meiner ansteckenden Kranfkheit in ihrer Familie auf, als sie selbst noch in einem festen, aber wenig geräumigen Steinhaus wohnte. Sie sorgte auch jetzt für meine einförmige Kost, war aber durch ihren Haushalt und ihre Kinder stark in Unspruch genommen, und da blieb ich mir meist selbst überlassen.

In dieser Zeit lernte ich die furchtbare Macht des Bungers kennen, die in förmliche Zwangsvorstellungen ausartete. Bald konnte ich nicht mehr beim Lesen eines Buches über eine Stelle hinweg, in der jemand ein breitbeschriebenes, gutes Frühstück verzehrte, ohne mir irgendwoher etwas zum Essen zu verschaffen. Wenn die Conradschen Kinder, die mich hin und wieder besuchten, eine Schnitte Brot in der Hand hielten, mußte ich an mich halten, sie ihnen nicht fortzunehmen! Das Verlangen, etwas zu essen, zu kauen, wuchs mit jedem Tage und übersprang alles, wovor man sich in gesunder Zeit ekeln würde. Gern hätte ich manchmal dem Hunde Dina ein Stük ausgekochtes Suppenfleish aus dem Maul genommen. Ach, wie sehnte ich mich nach Wasser und Brot, das mir versagt war!

Unjyer erstes Weihnachtsfest im Kriege kam heran und brachte mir den Besuch meines Mannes, der entsezt über mein Aussehen war. Es ging mir um diese Zeit auch besonders schlecht, denn ich hatte mir eine böse Halsentzündung zugezogen, die durch Schwellung und äußerst schmerzhafte Entzündung aller Schleimhäute im Munde schlimme Beschwerden verursachte. Erkältung in dem feuchten Hause und die vorhergehende Unterernährung mochten die Ursachen gewesen sein. In der Apotheke gab es kein Mittel dagegen; Gesichtsbäder im Kamillenteedampf linderten nur für Augenblicke und hatten den Nachteil, daß sie für neue Erkältungen empfänglich machten.

In diese 'Tage hinein platte wie eine Bombe die Nachricht: Japaner seien am Longido (demzwei Tage entfernten Grenzgebirge) gesihtet! Mein Mann hatte sofort (ob infolge dieses Gerüchtes oder unabhängig davon, kann ich nicht sagen) den Auftrag bekommen, einen Burentransport nach Ufiome zu leiten, dem ein Beamter mit der Regierungskasse und die flüchtenden Frauen sich anschließen sollten.

Der Boy mußte meine Sachen padken, wie es eben gehen wollte; Hauptsache war, daß alles mitkam. Mein Mann besorgte noch an Lebensmitteln, was er bekommen konnte, und den für mich wichtigsten Teil übergab ich Frau Conrad, die auch weiterhin für mich sorgen wollte. Sie hatte mit einer andern Familie einen Ochsenwagen gemietet, während ich in der Hängematte getragen werden sollte. Leider zeigte sich gleih am zweiten Tage das Verkehrte dieser Verabredung, da Frau Conrad an der Abreise verhindert wurde und ich mich nun ohne Vorräte sah. An sich machte das letztere wenig aus; denn ich konnte kaum noch etwas zu mir nehmen, ohne daß die Schmerzen in Ohnmachtsanwandlungen ausarteten. Bedeutend mißlicher erschien mir ein anderer Umstand. Da unser großes Reisezelt am Grabenrand stehengeblieben war, hatten wir nur ein winziges Askarizeltchen, das aus fünf zusammenknüpfbaren Bahnen bestand und auf der Erde angepflsckt wurde. Eine Schütte Gras war alles, was hineinging, und selbst ich, die ich nur mittelgroß bin, konnte nicht aufrecht darin sitzen. Zudem war die Öffnung an den Fußenden nicht schließbar, und es zog fürchterlich, auch über den Boden hin, da die kleinen Bahnen nicht fest auf der Erde anschlossen. Man durfte nicht darüber nachdenken, was für Käfer, Würmer und gefährliche Insekten in der Grasschütte krabbelten, aber manchmal nützte das Wegdenken gar nichts, denn wir waren mit Zecken übersät und wurden von Flöhen und Mücken gepeinigt.

Ich litt furchtbar. Am ersten Abend machte mir eine mitleidige

Burenfrau ein sehr gutes Eiergericht, aber ich konnte nichts genießen.

Der Aufbruch des großen Zuges am nächsten Morgen war beinahe imposant. Zuerst wurde das Kleinvieh, dann die jungen Rinder, darauf das Milchvieh zusammengetrieben. Lustig bunt und dabei doch würdig, wandelten sie in einer dampfenden Staubwolke vorüber. Ihnen folgten, langsam und schwerfällig, die hochbepakten Burenwagen, jeder mit neun oder zehn Joch Ochsen bespannt. Unabsehbar schien die Reihe. -- Die anderen Flüchtlinge, außer mir noch fünf weiße Frauen und zwei Herren, waren meist unserer Safari voran. Wir trafen uns später an den Lagerplätzen, wo denn auch für mich freundlich gesorgt wurde.

Meine Cräger versuchten sich die Langeweile durch einen besonderen Rhythmus in der Gangart zu verkürzen. Mehr zu ihrem als zu meinem Vergnügen rannten sie in wildem Trabe an die Spitze des Zuges, rasteten dort eine Weile, bis Vieh und Wagen an ihnen vorübergezogen waren, und begannen dann dies anmutige Spiel von neuem. Auf diese Weise schluckte ich hundertmal mehr Staub, als nötig gewesen wäre, aber ich konnte mich ihnen leider nicht verständlich machen. Mein Mann marschierte ganz am Ende des Zuges, und auf ihn warteten sie wohlweislich nicht. Es mußte ertragen werden.

Diese Nacht machten wir nur vorübergehend halt. Mit aufsteigendem Monde wollten wir weiter. Es war eisigkalt, und ein scharfer Wind fegte über die öde Steppe. Mein Mann, der sah, wie ich fror, ließ das Zelt aufrichten, aber der Boy kam nicht damit zustande. Ein fledermausartiges Gebilde hing bald unglücklich zwischen schiefen Stöcken, doch ich kroch, sinnlos vor Schmerz und Müdigkeit, hinein. Mein Mann flößte mir nach langem Zureden einen stärkenden Schluck Malaga ein, aber die Wirkung war entsetzlich.

Ich hatte aufgehört, schlucken zu können. Ein vor den Mund

gedrücktes Taschentuch fing den Speichel auf. Ich konnte zum Spülen nicht mehr die Zähne voneinanderbringen. Die Entzündung hatte den ganzen Mund, auch die Kiefer, ergriffen und reichte tief bis in den Hals hinab.

Das hin und her wehende Zelt bot keinen Schut gegen den eisigen Wind. Büllte ich mich warm ein, dann kamen Beängstigungen und Utemnot. Fielen mir einmal die Augen zu, dann erwachte ich sogleich von den brennenden Schmerzen. Immer war es mir, als würde tief in der Kehle die Zunge mit einem schartigen Messer abgeschnitten. Uirgends sah ich Hilfe oder Rettung, im Gegenteil! Entfernte ich mich doch mehr und mehr aus einer Gegend, in der ich Hoffnung gehabt hätte, von durchreisenden Ärzten Hilfe zu bekommen! Die Kräfte ließen merkbar nach. Wie oft sehnte ich den Tod herbei, der mich aus solchen Qualen erlösen sollte!

Mein Mann war in großer Sorge um mich und konnte mir doch auch nicht helfen. Um erträglichsten waren noch die Stunden in der Hängematte. Die wiegende Bewegung, das viele blendende Licht, die Menschen, von denen mich mein Schweigen trennte, die langsam vorbeiziehende Landschaft, wirkten ablenkend, ohne mich zu bedrängen.

An einem der nächsten Rastplätze wurde ich an den Wagen der Buren und auch an dem meiner guten Freundin, Frau de Beer, vorübergetragen, und mein Mann veranlaßte sie, sich die Entzündung anzusehen. Sie war schnell gefaßt und sagte, sie wollte mir ein Pülverchen geben, wie es schon die ganz kleinen Kinder bekämen; ich sollte nur die Stellen damit bestreichen.

Das tat ich. Ein Mark und Bein durchdringender Schmerz fuhr bis in alle Knochen, schwarze Schatten, in denen rote und grüne Punkte tanzten, senkten sich vor meine Augen. Mir wurde übel und kalt. Aber -- ein Wunder war geschehen. Augenblicklich wurde es etwas besser, und eine grenzenlose Hoffnung belebte

mich. Die Wirkung des Pulvers blieb jedesmal die gleiche, aber sie fraß zugleich förmlich an meinem Lebensmark, denn nie habe ich vorher oder nachher solche Schmerzen ertragen. Stets mußte mein Mann mir die Hände festhalten; ich glaubte, wahnsinnig zu werden und fühlte den heftigen Drang, ins Weite zu stürmen.

Frau de Beer sah mit Interesse die Wirkung ihres „harmlosen“ Pülverchens. Sie schickte mir eine Tassc Fleischbrühe, die ich endlich ganz langsam zu mir nehmen konnte, es folgte dann eine Tasse Milch, und allmählich lernte ich wieder schluken. Es war eine Pferdekur gewesen, aber ich hatte sie überstanden.

Als ich mich nach den Bestandteilen des Pulvers erkundigte, erfuhr ich seinen Namen: pulverisierte Kochsoda!

Frau de Beer hielt ihre mütterliche Hand auch weiterhin schüzend über mir. Ich bekam weißes Brot, zartes Bühner- und Schaffleisch, und was sie sonst für geeignet hielt. Stundenlang brauchte ich in der ersten Zeit, um einen Bissen zu mir zu nehmen. Mein Magen, seit so langer Zeit an nichts Festes gewöhnt, verursachte mir heftige Schmerzen. Aber die Macht der Dysenterie war gebrochen, und von nun an besserte sich mein Zustand merklih. Zwar sah ich doppelt so alt aus, als ich war, aber das tat nichts zur Sache.

Am letzten Sonntag, kurz vor unserem Ziel, war ich schon imstande, an den Rundspielen der Kinder und jungen Leute teilzunehmen, die eine herzliche Freude darüber bezeigten. Als wir in Ufiome ankamen, war die Nachricht von meiner Krankheit vorangeeilt; freundlicherweise stellte uns der dortige Etappenleiter, dessen ich noch heute dankbar gedenke, ein &elt zur Verfügung.

In [schönster Natur, bei guter Verpflegung und in behaglicher Ruhe erholte ich mich rasch und gründlich.

Allein auf Safari

Der Abschied lag hinter mir. Vor wenigen Tagen marschierte mein Mann, den ich an der Front besucht hatte, zu seiner Kompanie zurück, während ich mit einigen dreißig Trägern von Aruscha nach Ufiome aufbrechen wollte. Es war die erste Safari, die ich allein unternahm, und ich fühlte mich zu gleichen Teilen ein wenig stolz und ein wenig unsicher, wenn ich an die Abenteuer dachte, die man möglicherweise zu bestehen haben würde; denn ich kannte das Leben im Pori.

Der Reisetag war angebrochen, und die Sonne stand schon so hoch am Himmel, wie es beim Aufbruch einer ordentlichen Safari nicht sein soll. Dicker weißer Staub lag auf der Straße und bedeckte Gräser und Sträucher an ihrem Rande. Die Träger hokten marschbereit hinter den Lasten, jeder mit seinem Graskränzhen auf dem Kopfe; damit die Kiste nicht allzusehr drücke. Sie saßen schläfrig da, aber ich konnte das Signal zum Abmarsch nicht geben; denn Kazimoto fehlte noch.

Ja, gerade der fehlte noch! Meine Stimmung war sowieso keine gehobene. Ich wußte meinen Mann auf gefahrvoller Patrouille, und außerdem kamen von allen Seiten beunruhigende Gerüchte. Kazimoto, mir von meinem Manne zum besonderen Schutz mitgegeben, war ein unershrockener Jagdfundi*), dessen

Mut zu erproben ich beim Malen der Nashörner Gelegenheit gehabt hatte, und der nun zusammen mit meinem B0y Mdachi die Träger überwachen und für mich sorgen sollte.

Es half nichts, wir mußten ohne ihn aufbrechen. Die Träger, glücklich, die Heimreise anzutreten, gingen wie auf Federn, aber unter ihren wiegenden Fußtritten quollen Staubwolken hervor, die mich und meine Hängematte vollkommen einhüllten. Wir marschierten durch gerodeten Wald, der von Eingeborenenpflanzungen und hohem Buschwerk durchsetzt war. Kein Lüftchen regte sich. Das leise Schaukeln der Hängematte, die dike, blendende Luft und der eintönige Singsang der Schwarzen wirkten einschläfernd. DYor meinem inneren Auge stand als Reiseziel mein kleines Grashäuschen am Ufiomeberg, kühl und frisch unter den hohen Mimosen, mit dem herrlichen Blick über die endlose Massaisteppe, die ich jetzt durhqueren mußte. Schon ein halbes Kriegsjahr war verflossen, seit ich damals mit

*) Schwarzer, der den Enropäer auf der Jagd begleitet und fih auf das Abziehen der Felle versteht. anderen Flüchtlingen nach Ufiome gekommen war, aber alle übrigen hatten es vorgezogen, wieder nach Aruscha zurückzukehren, als sich gewisse drohende Gerüchte als unwahr erwiesen. Icy war allein zurückgeblieben und führte ein wundervoll freies und tätiges Leben dort, jede Stunde die wunderbare Schönheit der Natur genießend. Von meinem Bänkchen vor dem Hause konnte ich abends den Gipfel des Kilimandjaro zart und fein im grünlichen Abendhimmel schwimmen sehen, während die unendliche Steppe rosa und bläulich im Schein der untergehenden Sonne aufglühte.

Die Leute liefen prachtvoll. Wir rasteten an dem kalten, schnell dahineilenden Engare-Olmutonje, aus dem die Träger fröhlich schwatzend ihre Kürbisflaschen füllten. Dann ging's weiter. Hügelige Grassteppe, so weit das Auge reihte. Es war

nachmittags gegen drei Uhr. Ich rief nach meiner Feldflasche, und der Boy reichte sie mir etwas erschrocken: sie war leer. Ich schalt ihn -- und mich im stillen dazu -- und ertrug den jetzt wirklich quälenden Durst mit Fassung als meine Strafe, mich nicht selbst darum gekümmert zu haben. Ich hoffte auf das Wasserloch unter den Sykomoren, tief unter Felsplatten verborgen, in dem wir auf dem Herwege so schönes Wasser gefunden hatten. Aber der Himmel war nicht so entgegenkommend, mir die Strafe zu kürzen. In den kühlen Felsenlöchern fand sich nur ein ekler, schokoladenfarbener Schlamm vor, auf den ich gern verzichtete.

Die Gegend war kahl, aber das Gras frishgrün, und Zebras ästen ziemlich nahe friedlich auf beiden Seiten des Weges. Mehr als einmal baten mich die Cräger, doch zu schießen, und wollten schon meine Hängematte zur Erde gleiten lassen. Hätte ich ein leichtes Gewehr gehabt, so würde ich es ganz gewiß probiert haben; denn die Versuchung war groß und kein Jäger mit Hohngelächter in der Nähe. 50 aber hatte ich nur eineUArt Elefantenbüchse bei mir, die mich mehr des Ansehens als des Gebrauchs wegen begleitete, und die Träger mußten ihre Gelüste dämpfen.

Inzwischen war der Abend herangekommen, es war dunkel geworden. Wir waren gezwungen, unser Lager am Wege aufzuschlagen, da die nächste Wasserstelle am Lolkissale nicht mehr zu erreichen war. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich beim Aufstellen des Zeltes Kazimoto erblickte? Äußerst bescheiden, sein clownhaftes Gesicht in artige Falten gelegt, arbeitet er, der vornehme Jagdfundi, wie ein einfacher Cräger mit den anderen. Ich werfe ihm vor, daß sich seinetwegen heute morgen unser Aufbruch so verzögert habe, daß wir jetzt die Wasserstelle nicht mehr erreichen könnten, und verpflichte ihn, etwas Trinkwasser herbeizuschaffen. Aber ich irre mich, wenn ich eine Flut von Beweisen, daß er dazu nicht imstande wäre,

erwarte. Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit ergreift er einen großen Wassereimer und meinen kleinen Kessel und erbittet mit sanfter Stimme zwei Schwarze zur Begleitung: der Löwen wegen.

Ich sie bald darauf an meinem Zelttisch und freue mich der zauberhaften Stimmung, die mich umgibt. Meine Suppe, zu der wir das Wasser aus einer der Kürbisflaschen genommen haben; schmeckt ausgezeichnet. Da erscheint Kazimoto wie ein Gespenst am Lagerfeuer. Sein rundes Gesicht grinst, und die beiden Schwarzen neben ihm grinsen auch. Er setzt den riesengroßen Wassereimer, bis an den Rand voll schäumender Milch, vor mich hin und läßt auch aus dem Kesselchen ein paar weiße Tropfen zur Erde laufen. Dann weidet er sich stolz an meinem Erstaunen und erzählt mir mit ungeheuer dramatischen Worten und Gesten den Vorgang.

Nicht weit von hier sei ein Massaikral, dessen Einwohner unter dem Derdacht stünden, vor nicht langer Zeit zwei Schwarze an der Quelle des Lolkissale ermordet zu haben. Diesen Umstand hätte er sich zunutze gemacht. Er hätte ihnen gesagt, ein Bwana mkubwa*) (ich!) lagerte in ihrer Nähe, bewaffnet bis an die Zähne, und wenn sie nicht sofort Milch in Masse hergäben, würde der Bwana sie knebeln und gefangen dem Bezirksgerichte Aruscha übergeben.

Es lag nicht in meinem Interesse, den Massai über die Aufschneidereien RKazimotos die Wahrheit zu sagen, und ich freute mich von Herzen über das kindliche Dergnügen, mit dem meine Cräger sich dem Genuß hingaben.

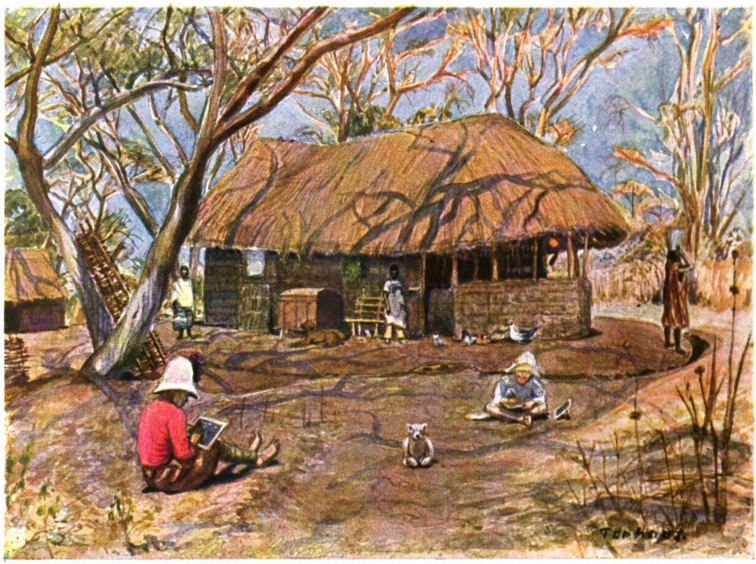
*) Großer Herr.

Der nächste Mittag fand uns am Lolkissale, diesem merkwürdigen Berge voller Steinblöcke, die immer aussehen, als müßten sie jeden Moment herunterstürzen. Un seinem Fuß breitet sich eine Parklandschaft von Schirmakazien aus, durchsetzt mit hohen, roten Termitenhügeln, die wie

Schornsteine unterirdischer Zwergenwohnungen über den Erdboden ragen. Des Abends schweben über den horizontalen Wipfeln der charakteristischen Bäume die Gipfel des Meru und Kilimandjaro. Hier feierte ich in stillem Gedenken den Geburtstag meines Mannes und malte für ihn, von dem ich nicht wußte, ob er heute noch am Leben war, mit meinen beinahe borstenlosen Pinseln eine Skizze der Landschaft, die er so sehr liebte.

Der Europäer, der hier den Posten innehatte, und den ich zum Abendbrot einlud, erzählte mir, daß er Auftrag habe, für 250 Träger Unterkunft zu schaffen und 25000 Kilo Mehl sicher unterzubringen. Lolkissale, Kikoti, Ufiome sei als Rückzugsstraße gedacht. Dieser Gedanke überlief mich kalt, aber ihwarf ihn als unmöglich über Bord. (Ein halbes Jahr danach fand ein größeres Gefecht hier statt, und die Engländer zogen als Sieger durch die Landschaft.)

Am folgenden Tage brachen wir nach Rifoti auf und marschierten sieben Stunden. Ein leuchtender Mond stand am Himmel und übergoß die Obstgartensteppe mit seinem zauberhaften Licht. Der Baumwuchs hatte wirklich etwas überaus Heimatliches und erinnerte sehr an junge Apfelbäumchen.



Mein Grashaus am Ufiomeberg. Aquarell von Thea de Haas

Mein Grashaus am Ufiomeberg. Aquarell von Thea de Haas.

Im letzten Schein des Abends sah ich die Pyramide des Oldonjo Sambu wie einen Riesenamethysten auf der fahlgelben Steppe liegen, während unendlich viele Zebras im DVordergrunde ästen.

Die Tropennacht begann rash herabzusinken, und die silberne Scheibe erblaßte mehr und mehr. Sternenlos war der Himmel, und wir ahnten schwarze Wolken. I trieb die Leute zu schnellerer Gangart an, denn ich wollte vor dem zu erwartenden Regen mein Zelt aufgestellt wissen. Die Luft war lau und still, die Dunkelheit wirkte wie ein Alpdruck. Das umhergeisternde Licht der Laterne, die vor der Hängematte hergetragen wurde, machte aus den Sträuchern Fratzen und langarmige Tiere. Der Tau begann zu fallen, die Decken wurden feucht, ich fröstelte und sehnte mich nah meinem Bett und warmer Suppe. Waren wir noch nicht bald an Ort und Stelle?

Plößklich überfällt mich ein Anostgefühl, als ob die Wildnis lebe. So etwa, wie wenn man im Nunkeln vor eine Mauer gerät. Löwen, denke ich unwillkürlich, weil die Gegend dafür bekannt

ist, und meine Hilflosigkeit solchem Abenteuer gegenüber stellt ihre Anforderung an Selbstbeherrschung.

Da stockt die Karawane. Ich meine, jeden Moment den Schrei eines angefallenen Schwarzen zu hören. Ich will aus meiner Hängematte heraus, das Liegen ist mir qualvoll. Aber die Träger hören gar nicht auf meinen Befehl. Sie drängen aneinander vorüber, doch ich kann noch nicht erfahren, 15 De Baas, Urwaldhous 225 um was es sich handelt. Ich rufe nach meinem Boy, nach Kazimoto -- der Ruf verhallt unbeachtet.

Da hebt der vorderste Träger die Laterne. Ich höre unendlich viele erregte Stimmen, der Busch lebt, und fremde Schwarze, die nicht zu meiner Safari gehören, drängen sich um mich. Sie reißen meinen Trägern die Stangen der Hängematte von den Schultern und laufen, laufen im schnellsten Schritt mit mir davon, als wäre ich überhaupt keine Last. *

„SQugu!“ (Bruder) tönt endlich das aufklärende Wort aus der Menge, und mit einem Schlage fühle ich mich sicher und geborgen, trotzdem ich in völligster Finsternis durch dichten Wald getragen werde, von Leuten, deren Sprache ich nicht verstehe, denn es sind die Väter und Brüder meiner Träger aus Ufiome, die das Kisuaheli nicht beherrschen.

An dem Lagerplatz waren schon gastliche Feuer entzündet, bei denen einige dunkle Gestalten hockten, die bereits eine Mahlzeit vorbereitet hatten. Ich bin aus meiner Hängematte herausgeklettert und sige an einer der Feuerstellen. Nach und nach kommen meine Lasten aus dem dunklen Busch hervor, aber nicht die kraftvollen Gestalten der jungen Leute tragen sie, sondern manch ein alter zitternder Greis wankt, auf den Stab gestützt, herbei, und andere nehmen ihm die schwere Kiepe vom Kopf.

Wie durch einen Zauber steht mein Zelt aufgerichtet, und ehe ich es gedacht, sitze ich vor meinem Teller warmer Suppe und

freue mich der köstlichen Bananen, die mir einer der Cräger bringt. Wie wohl und beschützt fühle ich mich im Kreise der Lagerfeuer, an denen die Leute schwaßend und gestikulierend die Erlebnisse der letzten Zeit behandeln.

Früh sind wir aufgebrochen, und alle Cräger haben ihre Kürbisflaschen sorgfältig gefüllt; denn es wird ein heißer Tag, der durh ausgedörrte Steppe führt. Der Himmel ist dunstig und blendend, das lange, fahle Gras starr und saftlos, die Hike unerhört; aber die Träger laufen wie auf Rädern. Im Gehen wechseln sie die Lasten, nimmt einer sie dem andern ab. Ich habe acht und mehr Leute für meine Hängematte, und so kommen wir bedeutend eher zum Tarangiri, dem nächsten Lagerplatz. Es wird beschlossen, schon gegen Abend weiterzumarschieren.

Der Tarangiri ist ein Sumpf, aber man sieht nicht viel davon. Troß der feucht-shwülen Luft ist die Natur verbrannt; nichts ist von der wunderbaren Parklandschaft geblieben, die ich das letztemal hier fand. Der staubige Sand durchglüht die Schuhsohßlen, er lockt nicht zum Spazierengehen. Die Träger haben mir schnell ein provisorisches Hüttchen hergerichtet. Vier Stöcke in die Erde gerammt, zwei horizontal darüber, dann einige wieder quer über diese und darauf eine Ladung Gras. So hodkte ich wie ein Buddha in meinem Tempelchen, lese ein wenig, schreibe in mein Tagebuch und zeichne einige Bewegungsstudien der halbnakten Leute.

Während der Boy mein Mittagessen bringt, hält er mit aufhorchender Bewegung inne. „Simba, bibi, hoku sekiad“' (Hörst du nicht den Löwend)

Wirklich, deutlich klingt sein Gebrüll herüber. Auch die Träger lauschen interessiert, aber als es langsam abflaut, denkt niemand mehr daran. Es ist nicht das erstemal, daß wir das hören, und da es noch fern ist, macht man sich kein

Kopfzerbrechen

Uls die Sonne diesen Platz, den sie mit besonderer Liebe in ihren Krallen gehalten hatte, endlich losließ, beschloß ich, meine steifen Glieder etwas in Ordnung zu bringen und einen kleinen Bummel zu machen, auf dem mich Lotte, eine bissige, bulldoggartige Hündin, begleitete. Ich hatte mein Skizzenbuch mitgenommen und war über eine Bodenwelle gestiegen, die das Lager meinen Blicken entzog. Vollkommenste Einsamkeit umgab mich, und eine seltsame Natur sprach laut zu mir. Vor mir dehnte sich abgebranntes Revier. Schwarzen Baarbüscheln gleich starrte kurzes, borstiges Gras aus weißem Boden. Verkohltes Gestrüpp und gebleichte Äste lagen wie knochige Gespenster umher, und in dieser toten, shwarz-weißen Landschaft ragten die roten, abgebrochenen Türme der Termitenbauten wie drohende Wahrzeichen empor.

Ganz dem starken Eindruck hingegeben, versuche ich in meinem Skizzenbuch etwas davon festzuhalten. So vergeht die Zeit unbemerkt, und die Beleuchtung des Spätnachmittags wird immer schöner. Plötzlich knurrt der Hund neben mir. Jetzt bellt er auf und rückt dicht an meine Seite. Dann läuft er ein paar Schritte weit, kommt aber immer wieder zurüc, bellt und knurrt leise. Auch ich spähe aufmerksam umher, kann zwar nichts entdecken, doh das Gebaren des Hundes zeigt mir, daß etwas Beunruhigendes in der Nähe ist. Mir fällt das Löwengebrüll vom Mittag ein. Dieser Sumpf, inmitten der ausgebrannten Steppe, ist natürlich das Dorado der Wüstenkönige. Ich halte es nun doch für geraten, meine Sachen zusammenzupacken, und wie ich aufstehe, sehe ich etwas auf mich zuschwanken. Einen Moment stockt der Herzschlag. Was ist das?

Der Hund bellt wütend auf und fletsht die Zähne, aber er rührt sich nicht vom FSleck. Auch ich stehe wie angenagelt. Ein shwarzweißes Ungeheuer (selbst in dem Augenblick empfinde

ich, wie sehr es in diese Landschaft paßt) wogt auf mich zu, aber es ähnelt keinem der Tiere, die ich kannte, auch erinnerte ich mich nicht, so etwas je in Brehms Tierleben gesehen zu haben. Gänzlich formlos, ohne Kopf scheinbar, bewegt es sich über dem verkohlten Gesträuch in meiner Richtung, ruhig, zielbewußt, ohne von dem Gebell des Hundes die geringste Notiz zu nehmen. Ob es zwei oder vier Beine hat, vermag ich nicht zu sagen. Unheimliche Sekunden verstreichen, während ich und mein Hund das Näherkommende anstarren.

Jetzt sehe ich etwas wie Federn, wie mächtige Slügel, und wer beschreibt mein grenzenloses Erstaunen, als ich plötzlich zwei menschliche Beine darunter entdeke? Die Spannung löst sich, ich nähere mich dem vermeintlichen Ungeheuer. Ein schwarzer Kopf ragt aus der Brust des Federwustes und spricht von unten zu mir herauf. Er lacht, und ich errate aus den hervorgestoßenen Sätzen: Der Löwe, den wir mittags hörten, hat den Strauß gerissen, und der Träger war so glücklich, ihn auf seiner Suche nach Wasser zu finden. Begraben unter dem Berge herrlih wallender Federn wandert er dem Lager zu, wo man ihn zuerst mit Furcht, dann mit Staunen und Neid begrüßt.

Der Träger verlangte später für den ganzen Balg eine Rupie. Leider fiel bald darauf die prachtvolle Beute den Engländern in die Hände.

Nächtliche Safari: Es ist sternklar. Wir wandern schon seit Stunden, es muß gegen Mitternacht sein. Die Leute sind fröhlih. Es geht etwas bergab, und zu unseren Füßen liegt ein seltsam beleuchteter Wald. Wunder der Tropen, mit deinem Nachtleben! Leise singen die Flötenakazien im Winde, und das zauberhafte Licht nimmt zu. Feuer an Feuer erglimmt zwischen den schlanken Stämmen, unzählbar wie Glühwürmchen. Das spärlich zarte Laub wird von untenher beleuchtet, so daß es wie Dampfschwaden an der dunklen Himmelsdecke hängt. Und wie

ein verzaubertes Volk hoken und liegen schlafende Gestalten um die Feuer.

Fünfhundert Leute sind es, die mit Mehllasten von Ufiome nach der Front gesandt werden. Harte Wirklichkeit, müde Menschen, zugedeckt vom Zauber der Nacht.

Wie eine Vision zieht der Märchenwald vorbei. Noch eine Rast unter dem Affenbrotbaum, dessen kahle Äste winterlich in den Himmel ragen. Ic lege mich auf meine Kitanda*), inmitten der Lasten, und Kazimoto arrangiert die Lagerfeuer rundherum. „Der Löwen wegen," beantwortet er meinen fragenden Blick.

Am nächsten Morgen liegt der Ufiomeberg vor mir. Vergißmeinnichtblau grüßt er mich. An den Wegrändern hocken Frauen, Mädchen und Kinder mit Rürbisflaschen voll saurer Milch. Noch mancher fröhliche kleine Aufenthalt -- und nach siebentägiger Reise ziehe ich glücklich und zufrieden in mein Grashäuschen wieder ein.

*) Bettsteile.

Mein Grashaus

Morgensonneallüberall! Sie durchsticht mit goldenen Nadeln das dichtgebundene Gras und wirft sie auf den gestampften Erdboden umher, daß der Vörgler sofort sagen würde: „Wir wollen uns jetzt gleich die undichten Stellen merken, damit wir sie zum Ausbessern nachher wiederfinden.“

„Qun, Gott sei Dank, ich bin nicht so,“ wage ich mit Busch zu sagen. Ich freue mich über die goldenen Pfeile und leuchtenden Vierecke, welche die Sonne unter dem vom frischen Morgenwinde immer wieder geblähten Mullvorhange auf den Boden wirft, und springe aus dem Bett.

Da liegt der herrliche Ufiomeberg wieder vor mir in seinem vergißmeinnichtblauen Glanz, und die lichten Mimosen, unter denen mein Häuschen steht, zerfiedern und zergliedern mit ihrem zarten Goldgrün das langgestreckte Bergmassiv. Jeden Morgen wirkt dieses Bild wie eine neue Offenbarung auf mich, und ich kann es nicht erwarten, hinauszukommen. Endlich darf ich den großen Holzknebel, der etwas über Türbreite hat, herumdrehen, und mein Boy kommt schon gelaufen, um das schwere Geflecht, das jeden Abend vor die Ausgänge gestellt wird, in Empfang zu nehmen.

Köstliche Morgenfrishe umfängt mich, und ich bade förmlich

darin im Vorgefühl kommender Hitze. Die Vögel zwitschern, sie schreien fast vor Vergnügen, auf Gräsern und Büschen funkelt der Tau, alles ist so blank und klar, und der Wald mit seinem zarten, leuchtenden Grün strömt etwas von heimatlichem Frühling aus.

„Chai tayari!“ meldet der Boy, und beinahe kommt mir die Aufforderung, jetzt gleich zu frühstücken, etwas profan vor in dieser Art von Morgenandacht, aber der Gedanke an abgestandenen Cee würde die Hingabe do beeinträchtigen.

Um dieses Frühstük würden mich Hunderte beneiden, und mit herzlihem Bedauern, niemand dazu einladen zu können, setze ich mich nieder. Der Tisch steht, eingerammt in den Erdboden, in der Mitte des Baraza*)-Halbrunds.

Mdachi**), mein Boy, erscheint indessen aus dem Innern des Hauses mit einem Tablett, und zu gleicher Zeit tauchen außen über dem halbhohen Türgeflecht die Köpfe meiner beiden Hunde auf. Die Zungen

*) Baraza = Veranda. **) Spr.: Mdatshi = = Deutscher; ein selbstgewählter Name, wie es Sitte ist. hängen ihnen weit aus den offenen Mäulern, und als sie mich sehen, bellen sie freudig auf und jagen ums Haus, in der Hoffnung, irgendeine Tür offen zu finden, durch die sie sich eindrängen könnten. Vein, glücklicherweise hat Mdachi alles fest zugemacht, und ich kann in ungestörtem Wohlbehagen mein Spiegelei verzehren, dazu Tee und Brot mit selbstgemachter Butter, Honig und zuletzt eine Frucht.

Nun ist es aber auch die höchste Zeit, daß ich fertig bin; denn Lakl, der langhaarige, große, junge Bund, will eben über die Tür setzen, und Buzi, der kleine, versucht, daran in die Höhe zu laufen. Draußen staut sich schon die ganze Gesellschaft, und ich hole mir erst meine große Schürze und eine Schüssel voll Körner, ehe ich mich hinauswage. Noch bin ich beschäftigt, den Sak

wieder zuzubinden, da fliegt auch schon der freche Hahn auf die Grasbrüstung, und die Hühner schlagen draußen mit den Flügeln, als ob sie gleich nahkommen wollten. Zwischen dem queksilbrigen Hühnervolk verharren die Enten in phlegmatischer Ruhe, doch sind auch sie alle vollzählig versammelt und sehr aufmerksam.

Ich blicke mit stolzer Freude auf diese Gesellschaft und liebe jedes einzelne Tier. Wie eifrig sie pien und sich gar nicht durch die Hunde stören lassen, die schwanzwedelnd zwischen ihnen herumtanzen! Da biegt um die Eke ein kleines, gelbes Etwas, ein kugelrundes, junges Hündchen, mit Schweineringelshwänzchen und einer blauen Perlenkette um den Hals. Es gehört meinem Boy und ist unser Clown. Riboko (Nilpferd) haben wir es genannt, weil es so aufgeblasen ist und so ungeheuerlich viel fressen kann. Es fährt in rollendem Lauf zwischen meine Bühner und beißt knurrend um sich, in der Meinung, eine Mahlzeit versäumt zu haben. Alles weicht ängstlich flatternd aus und fürchtet die nadelscharfen Zähnchen -- nur der Enterich nicht. Er ist böse und kann auch tüchtig beißen! Die schillernden Federn auf seinem Kopf stellen sich helmartig in die Höhe, und stolz erwartet er den Feind, der sich ahnungslos dem einsamen Belden nähert. Kaum hat er aber den ersten Hieb bekommen, als sein Fell sich bis zur Schwanzspitze wie eine Schuhbürste sträubt und er mit zurückgezogener, krauser Nase und einem zischenden Ton, der ganz hinten aus der Kehle kommt, auf seinen Widersacher losstürzt. Kampf ist das Element dieses kleinen Tieres! Wie kreiselhaft behende er seinen runden Körper dreht! Die Perlenkette hat längst daran glauben müssen; sie zersprühte beim ersten Angriff. Und jetzt: Kiboko beißt den Enterich in den Schwanz, und dieser, im Bemühen, seinen Feind loszuwerden, dreht sich um seine eigene Achse: immer schneller, immer schneller. Kiboko verliert den Boden unter den Füßen, hat sich aber so festgebissen, daß er in der Luft mit herumgewirbelt wird.

Schließlich ermüdet der Enterich und hält einen Augenblick inne, den Kiboko benutzt, um wieder auf seine vier Füße zu kommen. Beide verlassen in verschiedenen Richtungen mit shweigender Hochachtung füreinander den Kampfplaß.

Ich muß nun auch meine kleine Herde besuchen, die aus neun Ziegen und acht Schafen besteht und eben auf die Weide getrieben werden soll. Sie haujen noch in einer Grasbanda (Hütte), was mich der Leoparden wegen sehr beunruhigt, aber seit einiger Zeit wohnt der Boy mit seiner Frau auch darin, und das ist ein gewisser Schutz. Ein junges Lämmchen wurde vor mehreren Tagen geboren, und da es allein zurückbleiben muß, schreit es kläglih. H streichle das weiche Fellchen und erlaube dem Tierchen manches, was die anderen nicht dürfen. So konnte es geschehen, daß ich vorgestern naht von einem Knall erwachte und ein Geräusch hörte, als ob jemand im Zimmer sei. Als ich Licht machte, lag meine Rolle Zeichenpapier umgestürzt auf dem Boden und auf einer Kiste stand -- wie eine Gemse auf hohem Fels -- das schneeweiße Böckchen, das sich dehnte und streckte und nun sehr munter nach Spiel und Tanz verlangte.

Blökend zieht die kleine Herde ab, und Mdachi holt sich seine Anweisung für das Mittagessen. Die Küche ist ein längliches Grashaus mit Lehmwänden, wenige Schritt hinter dem meinen, und steht an einer Schmalseite offen.

Fast anderthalb Jahre habe ich in meinem Grashaus gewohnt.

Aber in wirtschaftlicher Hinsicht erlebte ich als sorgsame Hausfrau manche Enttäuschung. Ganz abgesehen von den anfänglichen Schwierigkeiten mit den Boys vergällt einem der Kampf mit den Ameisen und Ratten vielfach die Freude. Als ob Millionen von Ameisen nur auf den Moment warteten, wo einmal ein Speiserest wegzustellen vergessen wird -- schwarz ist im Umsehen jeder Teller. Und wehe, wenn die Wassernäpfchen, in denen die Füße des Vorratsschrankes stehen, nicht überfließen!

Was macht's den Ameisen aus, ob bei geringem Wasserstand eine Menge von ihnen ertrinkt? Die anderen marschieren lustig über diese Brücke! -- Einmal hatte sich ein Huhn sehr hartnäckig in meinem Zimmer eine Ecke zum Brüten ausgesucht. Meine Langmut wurde durch zwölf reizende Küken belohnt, die eines Abends im Neste herumzwitscherten. Aber als ich am nächsten Morgen meines Schatzes froh werden wollte, herrschte Totenstille in der EXe, während das arme Huhn laut gackernd draußen herumlief. Ein kribbelnder Berg von roten Ameisen überdeckte den Haufen der toten Küken, von denen sich noch einige matt bewegten. Ich entfloh, ekelgeschüttelt.

Und dann die Ratten! Sie sind aus einem Grashause nicht zu vertreiben, sie rascheln nachts und laufen über die Baumstämme, aber fangen kann man sie selten, ausrotten nie, denn immer wieder kommen neue. Stets drangen sie in mein Fliegenschränkchen ein und richteten heilloses Unheil an. Ich geriet in meiner Verzweiflung auf den Gedanken, eines Abends das Schränkchen auszuräumen und meine Rage, einen dürren, schwarzen Teufel, hineinzusperren. Was fand ich am nächsten Morgen? Unten im Fach die Razze und oben im Fach eine Ratte. Beide rannten um die Wette hin und her. Weiß der Himmel, warum die Ratte den Ausweg nicht fand; mag sein, daß sie sich fürchtete, der Katze zu nahe zu kommen. Der Boy schlug sie dann tot.

Auch die Sliegen kann man zu einer wirklichen Plage rechnen, besonders was das Aufheben der Sleischvorräte anlangt, die man in Anbetracht des heißen Klimas schon sowieso möglichst schnell verbrauchen muß.

Die wirklich unangenehme Zeit für das Leben im Grashause begann mit dem Herannahen der Regenzeit, die alle Tiere schon im voraus spüren. Die Ameisen nahmen schier überhand, Skorpione und Hundertfüße, dies giftigste aller Gewürme, zogen

sich ins Haus. Vor dem Schlafengehen mußte das Bett auch wegen der Schlangen besonders nachgesehen werden. Abends draußen bei der Lampe zu sitzen, war fast unmöglich. Es schwirrte und knisterte von tausendfachem Getier, und fortwährend fiel etwas davon in den HSylinder und verbrannte mit Geprassel. Das war kein Hochgenuß, auch wenn man sich schließlich daran gewöhnte und nicht bei jedem Stich einen Skorpion vermutete.

Natürlich besaß ich auch meine Hausschlange und meinen Hausfrosch. Die Schlange ließ sich selten blicken. Es war eine schöne, smaragdgrüne Baumschlange, die nicht viel Wesens von sich machte, deren erster Anblick mir aber für einige Zeit die Gemütlichkeit raubte. Mit dem Frosch schloß ich Freundschaft. Er hatte eine schöne, starke Stimme, die er täglich für das Abendkonzert schulte. Er war so zahm, daß er nicht einmal aus dem Wege hupfte, hielt sich auch in der heißeren Zeit im Hause auf, da wir ihn manchmal mit Wasser begossen und seine Lieblingsecke ebenfalls feucht hielten.

In meinem kleinen Burggraben trieben zwei große Schildkröten ihr Wesen; als aber der Regen den Graben unter Wasser setzte, gab ich ihnen die Freiheit. Die große entfaltete einen unfreiwilligen Bumor bei dem Auszug aus der Gefangenschaft; sie glich beinahe einer dicken Erbtante aus den „Flicgenden Blättern“, die, erzürnt über eine rangenhafte Nichte, in den Zug steigt.

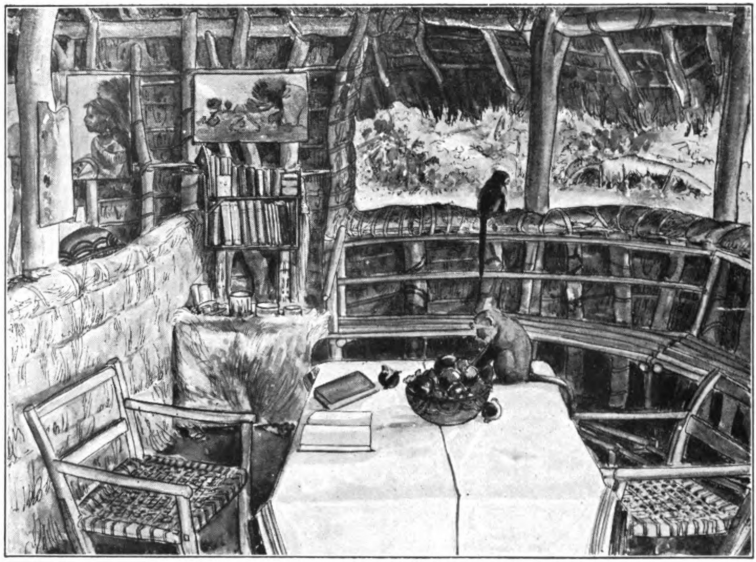
Langeweile lernte ich nicht kennen, dafür sorgten schon die jeweiligen Haustiere und meine Arbeit. Zu den übrigen hatte sich noch ein entzückender kleiner Silberschakal eingefunden, der durch seine wilde Lebendigkeit alles in Atem hielt und mir einmal, ohne besonderen Anlauf, in den Suppenteller voll heißer Brühe sprang. Ich hatte ihm solche Künste nicht zugetraut, und er wanderte von nun an unbarmherzig mit der bettelnden Katze

während meiner Mahlzeiten in seine Kiste. '

Außerdem bekam ich von Zeit zu Zeit Besuch von einer großen schwarzen Meerkate, die ich von Aruscha hertransportiert hatte, weil ich damals sah, wie sie von Negerkindern gequält wurde. Als wir hier angekommen waren, riß sie sich los und verübte viele dumme Streiche. Unter andern drang sie in unser Zelt, wo sie über meine Reisetasche geriet, die wohl nicht ganz fest eingeshnappt war. Sie warf alles umher, zerbrach, was sich zerbrechen ließ, und floh, erschreckt über mein. Erscheinen, mit mehreren Sachen in den kleinen schwarzen Händen auf ihren geliebten hohen Baum. In der Folge wurde sie, obgleich frei, etwas gesitteter, doch konnte es mir manchmal beim Lesen auf meinem „Diwan“ geschehen, daß schwarze Fingerchen plötzlich mehrere Seiten im Buch umdrehten und dann blitzschnell wieder zurückschlugen. Sie kam aber im allgemeinen selten ins Haus, hatte vielmehr enge Freundschaft mit Lakl geschlossen, auf dessen Kücken sie schlief, und den sie stets begleitete. Kleine Feindseligkeiten abgerechnet, vertrugen sich alle diese Tiere ganz gut miteinander, nur zwei kleine Nachtäffchen starben eines jämmerlichen Todes: von Lakl erwürgt.

Das Idyll in meinem Grashaus nahm ein jähes Ende, als die Engländer bei Moschi und Aruscha einbrachen und mit ihren Truppen das ganze Land im Norden überschwemmten.

Ich mußte meine liebe kleine Häuslichkeit in wilder Eile auflösen, wobei viel unersetzlich Wertvolles verloren ging; und an einem trüben Tage mit Sturm und Wolkenbrüchen traten wir unsere schreckliche Flucht zur Mittellandbahn an.



Veranda meines Grashauses am Ufiomeberg. Zeichnung von Thea de Haas

Veranda meines Grashauses am Ufiomeberg. Zeichnung von Thea de Haas.

Die große Flucht

Srühjahr 1916

Die wenigen Grashäuschen der kleinen Flüchtlingskolonie am Ufiomeberg, von denen nur zwei bewohnt sind, liegen in dichtem Nebel. Wolkenbrüche, wie nur die Tropen sie kennen, gingen in den letzten Tagen nieder und erlösten die verdurstende Natur. Gras und Strauchwerk schießen allenthalben in die Höhe, und die Maisfelder dicht an meinem Häuschen versperren mir schon mit breiten Halmen die geliebte Aussicht auf Steppe und Kilimandjaro.

Seit drei Wochen ist der bisher herrschende idyllische Friede dahin. Die Schreckensnachricht kam, daß der Feind bei Moschi und Aruscha durchgebrochen sei. Keiner hatte sie anfangs glauben können und glauben wollen; bald aber wurde die stille Etappe, die sich fünf Minuten entfernt im Schwesternhause der katholischen Mission befand, aus ihren Träumen aufgescheucht. Kleinere Truppenteile zogen durch; die aus. dem Norden der Kolonie flüchtenden Frauen machten hier mit ihren Kindern einige Tage Rast, bis sie, durch neue Nachrichten beunruhigt, eilig wieder den Wanderstab ergriffen und der Mittellandbahn im Süden zustrebten.

Unter den Buren begann es zu gären. Während des letzten Kriegsjahres waren sie in dem eine Stunde von hier gelegenen Hanaratale angesiedelt worden, um für die Truppe Getreide anzubauen. Diejenigen, die in ihrem Herzen english gesinnt waren, triumphierten teils leise, teils laut und ließen es nicht an Drohungen fehlen, so daß die deutschfreundlichen Elemente sich mit ihren Befürchtungen an die zuständigen Stellen wandten. Leider mußten sie allmählich erkennen, daß sie den erhofften Schuß nicht mehr finden konnten. In letzter Stunde kam zwar noch der Befehl, die Buren zu entwaffnen, aber es stand keine genügende Macht dahinter, um die Ausführung mit Nachdruck zu betreiben, und so erregte er nur böses Blut.

Eine andere ernste Frage war die, wieweit man auf die Haltung der Schwarzen rechnen konnte. Die umwohnenden Stämme waren durh Requisitionen von Trägern und Vieh außerordentlich belastet gewesen, und es erschien sehr wohl möglich, daß sie sofort zum Feinde überliefen, in der Hoffnung, vom KRriegstribut erlöst zu werden. Wer konnte wissen, ob sie nicht am Ende schon mit ihm in Verbindung standen? Stündlich trafen Meldungen über den Anmarsch der Engländer ein, über Gefechte und Pplänkeleien; schon die nächsten Minuten konnten überraschende Ereignisse bringen.

In meinem Häuschen sah es trostlos aus. Die Stimmung verkörperte sich zu ahnungsvollen Schrekkensgebilden. Feuchte Dämmerung nistete in allen Tiefen. Schimmeliger Geruch schlug mir entgegen, wenn ich hineintrat. Meine Kisten und Koffer standen gepakt. Leer starrten die Graswände mich an, ihres lustigen Schmuckes beraubt. Die Rundbank aus geschälten Stäben, auf der so mancher Gast ein gemütliches Stündchen verplaudert hatte, leuchtete ungewiß in der Dämmerung. Mein langjähriger, zuverlässiger Diener lag seit vierzehn Tagen an einer unheilbaren, anstekenden Krankheit danieder; jeden Gedanken, ihn wieder in meine Dienste zu nehmen, müsse ich

aufgeben, hatte der durchreisende Stabsarzt gesagt. Zwei Massai, ebenfalls schon lange bei mir, waren heute morgen entflohen. Uls einzige Hilfe hatte ich einen unausgebildeten Boy aus der Mission bei mir, mit dem ich mich knapp verständigen konnte.

Besonders schwer lastete die Sorge um den Abtransport meiner Sachen auf mir, denn die Trägerfrage war äußerst heikel. In erster Linie wurden natürlich die brauchbarsten Leute für Militärzwecke ausgesondert. Das übrige Menschenmaterial war vollkommen wertlos; es bestand aus alten, kranken, abgehetzten Leuten, die übrigens truppweise entflohen, da keine Bewachungsmannschaft für sie mehr zur Verfügung stand.

Schräg meinem Häuschen gegenüber, durch einen Streifen Maisfeld getrennt, wohnte eine andere Slüchtlingsfamilie aus dem Moschibezirk. Wir waren außer dem Etappenleiter und seiner Frau sowie den Missionaren die einzigen Europäer hier gewesen. In dem kinderreichen Hause dort drüben war die Stimmung ebenfalls tief niedergedrückt. Das jüngste, hier geborene Kind lag seit mehreren Tagen im Sterben und war nur mehr eine lebendige Leiche. Eben hatte ich neben der armen Mutter gestanden, als sie unter heigen Tränen das abgemagerte Körperchen wusch und zu seinem letzten Lager ankleidete. Sie war außerstande, irgendwelche Reisevorbereitungen zu treffen, solange das kleine Wesen noch atmete; auf die beunruhigenden Gerüchte, die von allen Seiten in das Haus getragen wurden,- reagierte sie kaum. Wenn sie an ihre vier anderen Buben dachte, überkam sie die Angst. Ihr Mann hatte auf dem Grundstück der Mission ausgedehnte Maisfelder angelegt, die unmittelbar vor der Ernte standen; der Ertrag war durch Verhandlungen mit der Etappe sichergestellt worden. Vor Jahresfrist hatte er seiner schönen Pflanzung am Fuße des Kilimandjaro den Rücken kehren müssen; nun sollte er, dem die Ernährung einer großen Familie oblag, auch hier alles im Stich lassen? Das war mehr, als er ertragen konnte. Naturgemäß war er geneigt, alle einlaufenden

Meldungen als übertrieben anzusehen.

Ich war durch diese besonderen Verhältnisse deshalb in Mitleidenschaft gezogen, weil ich durch den Verlust meines Boys nicht mehr gut imstande war, die weite Reise allein zu unternehmen. Es wäre ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, ohne zuverlässigen Diener die nur auf die Flucht bedachten Träger zusammenzuhalten, und ohne die äußerste Not wollte ich den Verlust all meiner Habe denn doch nicht riskieren. Außerdem glaubte ich, der Familie des Nachbars Cohrs einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihr, die für die vielen Menschen nur ein einziges schadhaftes Zelt von winzigem Umfang besaß, das meine, das groß und neu war, mit zur Verfügung stellte. Wir hatten uns deshalb geeinigt, die lange Flucht gemeinsam anzutreten. Ich kannte und liebte die Kinder, die ich seit Jahresfrist selbst unterrichtet hatte, und gedachte, mich ihnen in mancherlei Beziehung nützlich machen zu können. Der Gedanke, bis zum letzten Augenblick warten zu sollen, war mir zwar unsympathisch, aber der Anblick des sterbenden Kindes schlug jeden Unmut nieder.

Doppelt schwer empfand ich unter diesen traurigen Umständen die feuchte Finsternis meines eigenen Bauses. In der leeren, kahlen Stube, durch deren vorhanglose Fenster ein eisiger Nachtwind fegte, stand einsam auf der Erde eine mit Talg gefüllte Konservendose, aus der ein gedrehter Lappen ragte. Eben hatte der schielende Boy mit dem vornehmen Namen Cyrill die fragwürdige Fackel angezündet, als sie auch schon einen schwelenden Stank verbreitete. Auf meinem Bettrand hockend, den Teller mit einem verräucherten Spiegelei und einer trodkenen Brotschnitte auf den Knien, starrte ich zu den gespenstigen Lichtern hin, welche die unstete Flamme auf. die geflochtenen Wände warf. Ungeniert spazierten die Ratten überall entlang, und man großer Käfer und langer Wurm näherten sich unverscheucht dem Feuer. Auch die Hausschlange

baumelte noch vom Dachgebälk herab; es war dem Boy nie möglich gewesen, den unheimlichen Hausbewohner zu fangen.

Ich dachte an die glückliche Zeit, die ich hier verlebt hatte, an die Schönheit und den Reichtum der Natur, an ihren Überfluß an Lebensmitteln, und ich vermochte kaum zu fassen, daß dieser trübe Abschied das Ende bedeuten sollte. Dann stiegen unabweisbar die Eindrücke des letzten Tages auf, und der Ausspruch eines mir seit Jahren gut bekannten, zuverlässigen Buren kam mir wieder in den Sinn: „Düten Sie sich vor den englisch gesinnten Buren hier in Ufiome; wenn der Brite nahe genug heranmarschiert ist, würden sie ihre Gewehre zuerst gegen uns richten, hat einer von ihnen verlauten lassen!“

Troß aller Erregung todmüde, entkleidete ich mich nur oberflächlich. Der Sturm sauste durch die Mimosen. Allerlei Nachtgetier flatterte herein und fand keinen Ausweg. Im Grase raschelte es ununterbrochen, und einmal sah ich meinen dicken Bausfrosch breit und behaglich durch den Lichtkreis patschen.

Ein gräßlicher Schrei erscholl, und ich zuckte zusammen. Es waren nur die Wächter im Maisfelde, die mit grauenerregenden Geräuschen die Erdferkel vertrieben. Es klingt tierish wild, dies plötzliche Aufschreien, zuweilen wie der Ruf eines Wahnsinnigen, dann wie das Gurgeln und Röcheln eines langsam Erdrosselten. Neulich geschah es, daß einer der Wächter seinen Gefährten für feindliches Wild hielt und ihn in rabenshwarzer Nacht mit dem Speer niederstach.

Diese plötzlichen Geräusche erschreckten mich jedesmal, obwohl ich die Ursache kannte. Es war alles um mich herum so weit, so leer, so finster. In meiner erregten Vorstellung sah ich Schwarze lautlos hereinschleichen, feindliche Buren die Station umzingeln. Vicht endenwollende unheimliche Träume quälten mich in fürchterlichem Alpdruck. Als der Tag zu dämmern begann, atmete ich befreit auf und sehnte selbst den Abschied

herbei.

Das Schicksal ist zuweilen gnädig und war es hier insofern, als es dem kleinsten leidenden Erdenbürger im Moment der höchsten Not die traurig-ernsten Augen zudrükte. Der kleine Sarg, längst schon vorbereitet und mit Blumen aus der Mission geschmückt, wird am Fuß einer Mimose in die Erde gesenkt. Ein schmukloses Kreuz, mit dem Rest meiner Olfarbe weiß angestrichen, soll den kleinen Platz vor unwissentlicher Entweihung durch die Engländer hüten. Dann geht die Mutter ins Baus, dem Leben und den Lebenden zugewendet, um mit gramerfülltem Berzen ihre Pflicht zu tun. Sie löst mit Tatkraft und Umsicht in wenigen Stunden einen Haushalt von sieben Menschen auf, teilt den Proviant für zehn Tage ein und verstaut ihn sachgemäß.

Der Feind steht nur noch drei Stunden vor Ufiome. Es ist die allerhöchste Zeit zum Abmarsch. Hundert Träger zwar zählt unsere Karawane, aber ach, was für Jammergestalten! Sie machen begreifliherweise viel Umstände mit ihren Lasten, diese elenden, lumpenbehangenen, zitternden Skelette! Wo nicht die FSlußpferdpeitsche des Aufsehers sie zum Schweigen bringt, versucht wohl ein milder denkender Mensch sie damit zu trösten, daß man unterwegs die Lasten umpaden oder wechseln werde. Ich war stumpf und gleichgültig, aber nun wird mir übel; und doch bin auch ich wie alle anderen plötzlich wieder von dem einen Gedanken gepackt: Uur fort von hier, nur nicht in die Hände der feindlichen Schwarzen fallen, die vor den Briten daherziehen!

Rurz vor dem Aufbruch öffnet der Himmel noch einmal seine Schleusen. Alle Wege verwandeln sich in einen glitschigen Morast. Plötzlich bricht die Sonne wieder durch. In tollem Siegesrausch stürzt sie sich auf die nasse Erde. In einer halben Stunde trocknet sie den Boden wenigstens einigermaßen.

Die Deen, mit denen das auf Stangen shwebende Kindergitterbett verhangen ist, und manche in bunten Farben schillernde Last hätte unter anderen Umständen zu lustigem Skizzieren gereizt. Die Herbheit des Abschiedes geht unter in dem Gefühl der Gefahr und der Ungemütlichkeit der letzten Zeit. „Vorwärts! Vorwärts!“ bleibt die drängende Parole. Die nächsten vierzehn Tage schon werden von ihr beherrscht. Ich zähle sie zu den shwersten Erfahrungen meiner Akfrikazeit.

Nach zweitägigem Marsch werden wir um vier Uhr früh von einer durchziehenden Patrouille geweckt und beunruhigt. Sofort lassen wir die Zelte zusammenlegen und brechen auf. Der Weg führt durch bergige Hochwaldlandschaft, deren Bäume mich fremdartig anmuten und mir japanische Bilder in die Erinnerung rufen.

Um die Cräger zu entlasten, marschiere ich zu Fuß. Zwölf Stunden ist das Tagespensum, von einer kleinen Mittagsrast abgesehen. Es ist ein ungemein shwüler Tag. Um Spätnachmittag zieht drohend ein rasches Gewitter herauf. Kaum gelingt es, die ermüdeten Leute zum Aufstellen der Zelte zu be-Gerade fallen klatschend die ersten Tropfen nieder, da ziehen mehrere Herren der Schutztruppe, die eben ein kleines Gefecht hinter sich haben, mit grasbedeckten Tropenhüten vorüber. Sie sehen unser Lager und kommen heran. I; kann ein paar Bekannte begrüßen. Sie sind erhißzt, müde und hungrig und verschmähen das Wenige nicht, das wir ihnen in der Eile vorseßzen können.

„Dier können Sie unmöglich bleiben!“ sagen sie alle wie aus einem Munde. „Wir sind die letzten Deutschen und erwarten in wenigen Stunden hier ein Gefecht. Der Feind ist uns auf den Fersen. In diesem Augenblick befinden Sie sich zwischen der deutschen und der britischen Front!“

Unter dem Druck der Verhältnisse wird das Unmögliche möglich gemacht. Nachdem die Cräger abgekocht haben, werden

die Lasten zusammengepackt, und wieder geht es fort, in die Nacht hinein.

Die Wege verdienen den Namen nicht mehr. Sausend fährt die FSlußpferdpeitsche der schwarzen Aufseher auf Schultern und Rücken der Eingeborenen hernieder. Mehr als ein Träger wirft im Schuß der Dunkelheit die Last ins Pori und entweicht.

Als wir um ein Uhr nachts haltmachen, fehlen auch mir zwei wichtige Lasten: Der eine Teil der Seltstangen mit dem Sonnensegel ist fort. Nun kann ich mein Zelt nicht aufstellen. Schmerzlicher noch ist ein anderer Verlust: Meine Bettstelle fehlt ebenfalls. Schlafen auf nassem Gras ist kein Hochgenuß. Verspätet findet sich der Träger mit dem Löwenfell ein, das ich auch schon betrauert hatte.

Ich bin so todmüde, daß ich es stumpfsinnig ertrage, als unmittelbar hinter meinem Rüden drei Ziegen geschlachtet werden, deren Blut schäumend und gurgelnd aus den durchschnittenen Kehlen quillt.

Eiskalt wird es, neblig und naß. Wir können nichts Warmes herrichten. Notdürftig wird eine Seltbahn zum Schuß der jammernden, mißvergnügten Kinder aufgestellt. Sie bekommen etwas Schokolade und Siegenfleisch. Wir Erwachsenen sind zu müde, um einen Finger für uns selbst zu rühren.

Askari ziehen vorüber. „Der Feind ist hinter uns!“ rufen sie. Wieder brechen wir auf. Durch unsagbaren Schlamm stolpern wir voran. Einer der kleinen Buben fällt aus der Hängematte. Noch ehe er zum Schreien kommt, wird er aufgelesen und schläft weiter. Ferner Geschüßdonner jagt uns

Wir durchschneiden ein seihtes Flußbett, auf dessen entgegengeseztem erhöhten Ufer ein Burentransport lagert. Ein unbestimmter Mond lugt zuweilen durh Wolkenfetzen herab. In seinem fahlen Licht ragen die massiven Wagen wie felsige Klippen aus einer welligen, weihen Fläche von bunten Slecken,

in der Weiß der vorherrschende Farbenton ist. Seltsam, kein Laut, kein Schnaufen, kein Bellen oder Brummen dringt aus der lagernden YViehherde; nur hin und wieder ein lässiges Drehen der gehörnten Köpfe oder der sichtbar werdende dampfende Atem, der aus den breiten Mäulern in die kalte Nachtluft steigt. Wie Wächter aus dem Alten Testament sitzen einige Buren in ihren Wagen; rote Laternen werfen warme Reflexe auf die Tierleiber. Es ist ein feierliches Schweigen.

Bis um sechs Uhr morgens marschieren wir durch und langen mit der aufgehenden Sonne beim Jumben Sallimu an. Unter herrlichen, schattenspendenden Bäumen lagert eine kleine Truppe, der Bruchteil einer Kompanie. Kaum haben unsere Träger die Lasten zur Erde niedergesetßzt, als man uns zuruft: „Bierbleiben gibt es nicht! Dies ist Gefechtsfeld! Um acht Uhr erwarten wir den Feind!“

Cyrill, der Großfürst, wie ich ihn nenne, hat während dieser Verhandlungen so arg über Kreuz geschielt, daß meine Hängemattenträger unbemerkt ausgerissen sind. Nun muß ich zu Fuß weiter. Ein Stückchen trodenes Brot und für die Kinder etwas kalter Kaffee ist alles, was wir nach dieser Nacht zum Frühstück haben.

Es marschiert sich schwer. Knöcheltiefer Sand bedeckt den Boden. Auf dem Wege vor uns her zerstört ein Postbeamter die Telegraphenleitung.

Nach der feuchten Nacht zieht ein shwüler Tag herauf. Ausgetrocnete Flußbetten mit senkrecht steilen, felsigen Ufern durchreißen das hügelige Gelände; es ist mit großen Steinblöcken unwirtlich durchsetzt.

Halb verblödet vor Bite, Hunger, Durst und Übermüdung schleppen wir uns vorwärts. Da kriecht plötzlich etwas Unheimliches neben uns her, klimmt an uns in.die Höhe und bohrt sich wie ein schmerzhafter Stachel ins Hirn. Einer flüstert

dem andern ein Wort ins Ohr, aller Augen werden hellwach.

„Adui!“ lautet das Wort. „Der Feind ist da!“ Von Panik ergriffen, stürzen die Träger in alle Himmelsrichtungen davon. Troß unserer Lasten sind sie wie Erdferkel in ihren Löchern blikßschnell vom Plan verschwunden. Wir sehen es ohnmächtig mit an.

„Derflucht nochmal! Himmelherrgottsakrament! In den Korongo abbiegen, in das Flußbett dort hinein!“ schreit der Vater der vielköpfigen Familie.

Wie ein aufgestörter Ameisenhaufen rennt alles kreuz und quer durcheinander. Im Nu befinden wir uns in tiefem, weißem Sand zwischen senkrechten Felsenmauern; aber wohin sollen wir uns in diesem Labyrinth wenden? Wir irren planlos zwischen den Steinen umher, aber Deckung zu finden ist unmöglich. Das buntverhangene Kinderbett, wie eine Heilige Lade auf den Schultern der Träger shwankend, hätte allein schon jeden feindlichen Blick auf sich gezogen. Es Heißt, die Straße sei vor uns vom Feinde besetzt. Wir wollen versuchen, quer durch die Felder und Büsche das rettende KRondoa zu erreichen.

Als Helfer in der Not taucht eine deutsche Truppe auf, die hier Stellung sucht. Man teilt uns mit, daß die Straße noch frei sei. Erleichtert biegen wir nach links ab. Wir stoßen wieder auf den Postbeamten. Die Meldung, der Feind sei da, beruhe auf einem Irrtum, sagt er; ein ängstliher Europäer habe das Knallen der Burenpeitschen für Schüsse gehalten.

Wir sind alle in einem Zustande völliger Auflösung. Noch drei gute Marschstunden liegen vor uns. Mehr als die doppelte Zeit werden wir brauchen, um das Ziel zu erreichen. In dem glühenden Sande habe ich mir die Füße wundgelaufen. Der Sand nimmt auch jetzt noch kein Ende. Wir marschieren zwischen zwei dichtverwachsenen Euphorbienhecken; sie spenden keinen Schatten, sperren vielmehr jedes Lüftchen ab und jeden Blick in

die Steppe. Erstikend prallt die Sonne mit ihrer ganzen Glut hinein. Die Monotonie dieser graugrünen Scheuklappen bringt mich zur Verzweiflung.

Endlich, endlich schimmern am Ende der schnurgeraden Allee weiße Gebäude. Es ist Kondoa Irangi. Eine halbe Stunde später passieren wir ein flaches Wasser, dessen bloßer Anblick schon die Lebensgeister erfrischt, und ziehen zur Boma.

Der Eindruck ist ungastlih. Eben haben wir gehört, daß alle Beamten geflohen seien. Unsere Hoffnung auf Hilfsbereitschaft ist erloschen.

Pestilenzialische Düfte wehen uns entgegen. Fliegenshwärme steigen auf. Ein geschächteter Ochse liegt in seinem Blut vor der Freitreppe. Die Türen der Magazine sind geöffnet. Wir nehmen mit Erstaunen wahr, daß sie noch gefüllt sind. Herr Cohrs entdeckt eine Slashe Kognak. Auf dem Küchenherd der Privatwohnung steht ein halbfertiges Mittagessen. Der Tisch ist gedeckt. Die Gäste sind entflohen.

Wir sind so übermüdet, daß wir uns auch, nachdem die Kinder versorgt sind, nicht recht der Ruhe erfreuen können.

Es ist schon dunkel geworden, als ich mit einer spärlich leuchtenden Laterne in den weiten Hof trete und mir die Örtlichkeiten ansehe. Unzweifelhaft ist dies hier die richtige Tür, sage ich mir, aber mit einem lauten Ausruf des Schreckens pralle ich zurück und versuche sie wieder zu schließen. Mehrere kleine Ferkel, die gewiß im Augenblick höchster Erregung in dies „Gemach“ ohne Futter eingesperrt worden waren, drängen sich mit gewaltsamer Fröhlichkeit hervor und rennen munter quiekend in den nächtlichen Hof hinaus.

Da -- spät abends, als wir uns endlich zur Ruhe begeben wollen, erschallt lautes Getöse und Stimmengewirr. Eine ganze Kompanie rückt heran, öffnet die Bomatore und läßt -- leider -- ahnungslos unsere eingesperrten Träger bei dieser Gelegenheit

entwischen! Es ist die 13. Kompanie, die in Friedenszeiten hier in Garnison lag und nun von der Vordbahn her quer durch die Steppe vom Schußtruppenkommandeur dem hartbedrängten Kondoa zu Hilfe gesandt war, um den englischen Vormarsch nach der Mittellandbahn aufzuhalten.

Wir können den Ernst der Lage nicht mehr fassen, glauben dem Oberleutnant, der uns mit weißem Kragen und Monokel seinen Besuch macht, aufs Wort, daß wir im Schutze seiner braven Kompanie, die die „piece derecksistance“ des Kommandeurs sei, ruhig schlafen könnten, und legen uns endlich zu

Das Bomagebäude wurde am nächsten Cage militärisch besetzt. Wir siedelten in eins der leeren Beamtenhäuser über, da wir noch keine Möglichkeit zum Weitermarsch sahen. Es war die denkbar ungünstigste Zeit zum Reisen. Mit aller Kraft setzte jetzt die große Regenzeit ein, unter der Kondoa besonders viel zu leiden hatte. Ich sah mit Erstaunen, wie die leeren Flußbette, deren äußeres Bild. allerdings schon auf die Macht der Wetterkatastrophen schließen ließ, sofort nah einem Wolkenbruch in ihrer ganz beträchtlichen Tiefe und Breite bis über die Ufer voll schaumig gelber Lehmwasser schwollen. Sie stürzten in solch rasender Eile dahin, daß die kreisenden Wirbel keine Zeit zum Überschlagen fanden, sondern als sprühende Säulen in die Höhe

Die Tagestemperatur wechselte zwischen drükender Schwüle und feuchter Kälte. Kein Wunder, daß die Kinder an Influenza erkrankten und schließlich auch der Familienvater selbst sich mit hohem Fieber zu Bett legte.

Währenddessen standen die Ereignisse vor Kondoa nicht still. Gerüchte aller Art über die fabelhafte Kriegsausrüstung der Briten, die über Geschütze, Flugzeuge und Automobile in ungezählter Menge verfügten, beschäftigten jedermann.

Als nun der Kanonendonner immer näher kam, wurden auch wir um unser Weiterkommen besorgt.. Die ersten Tage hatte man sich nur zu gern von dem starken militärishen Leben und Treiben beeinflussen lassen. Die große Zuversichtlichkeit der Offiziere und Mannschaften der 13. Kompanie war auf alle Flüchtlinge übergegangen. Mit dankbarer Erleichterung genoß man die ungestörte Nachtruhe.

Herr Cohrs, der von Sieberfrösten geschüttelt wurde, mochte an keinen Weitermarsh mehr denken. Auch hatten die Kinder, besonders der kleine Reinhold, sich noch gar nicht recht erholt. Das schauderhafte Wetter mit seinen aufeinanderfolgenden Wolkenbrüchen konnte wirklich in diesem Fall ein Zurückbleiben rechtfertigen. Indessen war ich für meine Person durch nichts gebunden. Frau Cohrs hatte den natürlichen Schuß ihrer Familie. Wir beide wären im Falle einer Gefangennahme die einzigen weißen Frauen gewesen, da alle anderen geflohen waren. Hätte ich nicht gerade diesem Schicksal entgehen wollen, dann hätte ich es ja bequemer gehabt, die Unkunft des Feindes in meinem Grashäuschen in Ufiome abzuwarten.

Außerdem hatte ich inzwischen erfahren, daß die Reiter, bei denen mein Mann stand, nach der Mittellandbahn marschierten, und ich mochte ohne äußerste Not eine doch immerhin mögliche Verbindung mit ihm nicht vorzeitig abbrechen.

So ging ich zur Boma, um Erkundigungen über den Weg nach Dodoma und der Mittellandbahn einzuziehen und zu erfahren, ob es möglich wäre, die Reise dorthin allein zu unternehmen. Zwar hattc ich früher schon gesprächsweise gehört, daß das kaum der Fall sein dürfe; da aber die Burentransporte ebenfalls nach Dodoma geleitet wurden, mußte es doch eine passierbare Straße geben.

In der Boma stieß ich auf ein unsagbares Gewimmel von Trägern, Askari, feilshenden Indern und beladenen Eseln; man

konnte von Glück sagen, wenn man unverleßzt durch das Getümmel kam. Die betreffenden Herren, die ich um Auskunft hatte bitten wollen, waren entweder abwesend oder zu stark beschäftigt. Ich erfuhr nichts.

Nunmehr faßte ich den Entschluß, mein Glück auf eigene Faust zu versuchen, meine Lasten bei meinem ehemaligen Nachbarn unterzustellen und mich allein in Begleitung meines Boys nach der Mittellandbahn durchzuschlagen.

Der Himmel tat alles, um mir das Herz schwer zu machen. Ein wütender Regen stürzte aus den Wolken. Die Flüsse wälzten mit donnerndem Getöse ihre shlammigen Fluten zur Steppe; bis zu unserem im Grün versteckten Häuschen drang das Rauschen. Es herrschte eine Düsterheit wie daheim im Movember. Hatte sich das Ohr erst an das Brausen der entfesselten Fluten gewöhnt, so klang deutlih aus der Ferne das Dröhnen der Geschütze herüber; selbst die Maschinengewehre konnte man zuweilen knattern hören.

Erst andeutungsweise, dann immer unumwundener wurde ein bevorstehender Rückzug der Unseren gemeldet. Unter diesen Umständen hielt ich es nicht mehr für richtig, noch länger zu warten. Herrn Cohrs teilte ich meinen festen Entschluß mit, am nächsten Tage allein abzumarschieren. In der Nacht ging ein fürchterliches Gewitter nieder. Da ich nicht schlafen konnte, packte ich meine Lasten um und vernichtete bei dieser Gelegenheit erbeutete englische Papiere, die mir mein Mann zur Aufbewahrung übergeben hatte; im Falle einer Gefangennahme hätten sie für mich gerade keine Empfehlung bedeutet; zudem handelte es sich nicht um Dinge von fundamentaler Wichtigkeit.

Da man stündlich das Einrücken der Engländer erwartete -- offizielle Bekanntmachungen gab es nicht =, war die Nacht für mich nicht angenehm, aber ich empfand schon Erleichterung in dem Entschluß, der dem tatenlosen Abwarten ein Ende bereitete.

Die Strapazen des vor mir liegenden Marsches erschienen als das bei weitem geringere Übel.

Do siehe, das Schicksal mochte wohl nur meine Entschlußfähigkeit haben prüfen wollen. Inzwischen war zufällig der mir bekannte Palästinenser Korntheuer aus Aruscha herangekommen und hielt mit seinem großen und einem kleinen Burenwagen vor Kondoa. Nachdem mein Nachbar mit ihm lange verhandelt hatte, erklärte er sich bereit, uns mitzunehmen. |

Die Abfahrt, die erst für den nächsten Tag angesezt war, wurde plötzlich durch den allgemeinen Aufbruch beschleunigt. Der Geschüßdonner rückte drohend näher. Von einem erhöhten Punkte aus sah man den Rauch aus den Kanonen auffsteigen. Seit zwei Stunden gab es nur noch Salven. Um vier Uhr nachmittags nieß es: „Sofort aufbrechen!“ Dies geschah unter großen Schwierigkeiten, bei leise, aber stetig fallendem Regen. Es nahm mehrere Stunden in Anspruch, da wir etwa fünf bis sieben Minuten zum Wagen zu gehen Hatten.

Als die Dunkelheit hereinbrach, gab es eine allgemeine Verwirrung. Undere Deutsche, die nichts mit unserem Wagen zu tun hatten, packten ihre Sachen ebenfalls auf. 5o kam es, daß manches dringend Notwendige tief unten verstaut lag und später schmerzlich vermißt wurde.

Schlecht und recht machte man im Wagen unter einem Sonnensegel ein Lager für die kranke Familie zurecht. Der Familienvater hatte zwar selbst das Aufpacken geleitet, war aber doch noch recht elend. Die Eltern mit ihren vier Kindern mußten sich sehr zusammendrücken, um Platz, zu finden. Ich konnte unmöglich noch mit hineinschlüpfen. Ich legte im Augenblick auch keinen Wert auf einen Sitz. Später würde sich wohl noch ein Plätzchen auf dem Gepäk für mich finden. Das Schneckentempo des Ochsenwagens einzuhalten war eine Kleinigkeit.

Schon nad den ersten fünf Minuten blieben wir stecken. Die Räder waren bis zu den Achsen in den Schlamm eingesunken. Wir mußten von dem kleinen Wagen Vorspann holen. Es war nur ein Vorspiel zu dem, was wir in der Folge erleben sollten.

Als die Weiterfahrt möglich wurde, ging ich hinterher und hielt mich an der Bremse. Das war eine wesentliche Hilfe, denn das Herausziehen der Füße aus dem zähen Schlamm stellte sich als große Anstrengung heraus.

Es ging stark bergan. Ein trauriger Mond beleuchtete auf der Höhe das Gewimmel von Burenwagen, an dem wir uns unter unzähligen Flüchen der Männer vorüberschlängelten; einige Male blieben wir noch stecken.

Ich hatte persönlich das GlüX, in dem Gewirr die mir befreundete Burenfamilie de Beer herauszufinden, und kletterte ein wenig auf ihren Wagen, in dem sie mich gastfrei mit Schaffleisch, Kartoffeln und heißem Tee erquickten.

Um ein Uhr nachts machten wir die erste Rast. Die Ochsen wurden abgesträngt und weideten zwischen kurzem Gestrüpp an den Wegböschungen.

Mein Nachtlager ließ alles zu wünschen übrig. Erhißzt vom Marsch, mit nassen Füßen, sehnte ich mich nach einem trockenen Plätzchen. Ich fand es nicht. Unter dem Wagen hatten es sich die Schwarzen bequem gemacht, oben war alles naß, auch regnete es immer noch. Ich hatte nur ein leichtes Lodencape und eine kleine Zeltbahn. In die letztere wikelte ich mich hinein, so gut es gehen wollte, und legte mich unter ein Gebüsch. Von Müdigkeit überwältigt, fiel ich in einen unruhigen Halbschlaf.

Jählings erwachte ich von einem warmen Dampf, der mir ins Gesicht geblasen wurde. Ich sah ein riesiges Etwas sich über mich beugen und fuhr erschrocken in die- Höhe, worauf sich das Ungeheuer zurückzog. Es war einer der umherweidenden

Zugochsen, der mich als etwas ihm Fremdes herausgefunden und beschnuppert hatte. Hinter mir warteten zwei weitere Ochsen das Experiment mit Interesse ab, setzten sich aber in Trab, als ich aufstand. Ich hatte keine Lust, mich von allen Ochsen der Reihe nach beschnüffeln zu lassen, und landete nun doch, wenn auch mit heftigem inneren Widerstreben, unter dem Wagen. Der Straßenlehm war wenigstens weich, aber ich erwachte in einer Pfüßze, die das bergabrieselnde Wasser unter mir gebildet hatte.

Der Tag begann mit einer üblen Entdeckung. Die Cohrsschen waren sämtlich ausgerissen. Mein Cyrill, der „Großfürst“, mußte sich wohl oder übel bereit erklären, die Bedienung für uns alle zu übernehmen. Mit einer jede europäische Geduld aufs äußerste reizenden Langsamkeit brachte er einen Tiegel schlammigen Wassers. Nachdem ich dies zweimal voll Ekel weggegossen hatte, kam er das drittemal mit ebensolcher Pfütze wieder an. Da dachte ich an den Ausspruch einer im Felde erprobten Schwester: „Durch Kochen wird auch der größte Dreck steril!“ In Gottes Namen setzte ich das Teewasser über das Erdloch, das der „Großfürst“ ausgekraßt

Feuchte Gestrüppästchen, mit einigen Petroleumtropfen begossen, bequemten sich endlich nah mehrfach vergeblichem Bemühen, einen stinkenden Qualm zu entsenden, dessen Aroma unser Teewasser begierig annahm. Unser Frühstück wurde nicht gerade das, was man „lecker“ nennt, aber mit der Zeit doch wenigstens heiß.

Noch während dieser Mahlzeit sahen wir, wie sich auf der Höhe unsere Kompanien sammelten.

Es sollte unser Schicksal sein, den Feind dauernd auf den Fersen zu haben. Wo wir auch in der Folge zur Nacht ausspannen mochten, immer erschienen unsere Leute von der Front. „Vorwärts! Vorwärts!“ hieß es. Aber die Ochsen waren todmüde, tagelang ohne ausreichendes Wasser, überanstrengt durch die

unglaubliche Beschaffenheit der Wege, das stete Bergauf, Bergab mit den bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit bepackten Wagen. Wie brannte tagsüber die Sonne! Welche Unzahl von Bremsen und Zecken quälte die ermatteten, abgemagerten Tiere! Das Mätansehen allein war eine Qual.

Ich hatte mir mit der Zeit hoch oben auf dem Wagen im Gepäk ein Nestchen gemacht, in dem ich auch nachts, mit meiner Zeltbahn zugedeckt, schlafen konnte. Etwas RKolonieschokolade und trockenes Brot mußten genügen; mein Tagebuch und das Stkizzenheft vervollkommneten das in diesem Falle für mich erreichbare irdische Glück.

Aber unter dem Sonnensegel auf unserem Wagen zog ernste Sorge um den kleinen Reinhold ein, dessen Befinden sich gar nicht bessern wollte. Das Fieber hielt sich dauernd auf einer beunruhigenden Höhe. Er verschmähte alle Nahrung, mochte nur trinken und machte den Eindruck einer welken Blume. Für die Mutter, die soeben eins ihrer Kinder hatte hergeben müssen und nun dies kranke nicht so pflegen konnte, wie es nötig gewesen wäre, brach eine harte Zeit an.

Später wurde Typhus festgestellt.

Seelisch niederdrückend wirkte der Rückmarsch einiger Truppenteile, die todmüde und zum Teil krank sich an uns vorbeischleppten. Und man konnte nichts helfen, nichts geben! Wehmütige Grüße tauschte man mit Bekannten aus, erreichte auch hin und wieder, daß sie ein Stückchen mitfahren durften, aber die Ohnmacht der Verhältnisse war zu quälend! Nur einige Askari gaben dem müden Bilde noch etwas Farbe und Leben. Sie hatten sich Löwenmähnen, Leopardenshwänze und Grasbüsche auf ihre Tarbusche gesteckt und sahen so wirktich kriegerisch und furchterregend aus.

Der Kanonendonner verfolgte uns lange, da wir so schwer weiterkamen.

Einmal mußte ein breiter Strom passiert werden. Als die Räder unter Wasser waren, lag der riesige Wagen wie eine Urche Noah auf dem Spiegel.

Nodh hatten wir zwei gefürchtete Sümpfe vor uns,: über deren schwierige Durchquerung böse Gerüchte gingen.

Als wir beim ersten anlangten, spannte unser Wagenführer zwanzig Joch Ochsen vor, und doch mußte in der Mitte noch Hilfe geholt werden. Ein Burenwagen, der allein diese Strecke gefahren war und sich keine Hilfe hatte holen können, war vierzehn Tage liegengeblieben.

Der zweite Sumpf sollte einen Knüppeldamm haben, der aber schleht und voller Löcher sei. Man hatte uns den dringenden Rat gegeben, dort abzuladen und die Lasten durh Schwarze einzeln hinüberzubefördern. „Nun, wir werden ja sehen!“ meinte unser Wagenführer, der Palästinenser.

Diele Tage zogen wir durch glühende Steppen. In stikender Hißze rasteten wir mittags unter einem Busch oder Baum, wo die Kinder, bescheiden genug geworden, froh waren, ihre Glieder dehnen zu können. Stechmücken, Zecken und Pferdefliegen machten den Aufenthalt zur Hölle.

Neben allen großen Sorgen gab es noch manche Schwierigkeiten, die den Weitermarsch gefährdeten. So waren eines Tages die beiden Schwarzen entlaufen, die das vorderste Joch Ochsen zu leiten hatten, bis zu denen die lange Peitsche nicht hinreichte. Wenn sich nicht alle Ochsen gleichmäßig und gleichzeitig anstrengten, wurden die dem Wagen zunächst befindlichen Deichselochsen zu sehr überlastet. Es blieb uns nichts anderes übrig, als irgendwelche fremde Schwarze vom Wege aufzugreifen und zur Hilfeleistung zu zwingen; unter dem Druck der YVerhältnisse wurden sie mit Kette und Vorhängeschloß an den Ochsen festgemacht. Das klingt grausam, war aber nur halb so schlimm, denn das Tempo blieb ein

schneckenhaftes. Der Zwang ergab sich aus dem Notstande. Trotzdem brachten es die Leute immer wieder fertig, zu entwischen.

Ein sehr wenig erbauliches Intermezzo war das Einspannen eines neuen, noch nicht angelernten Deichselochsen. Das Tier tanzte wie ein Kreisel umher und brachte das Riemenzeug aller anderen Ochsen in heillose Verwirrung.

Herr Korntheuer, der Besitzer des Wagens, der die Tiere schonte und pflegte, wo er nur konnte, mußte seine Stimme tagsüber gehörig anstrengen, um alle Ochsen abwechselnd mit ihren Namen anzurufen, damit keiner seine Pflicht oder gar die Peitsche vergäße. Die Stimme schlug ihm oft dabei über, und ich selbst fühlte förmlich das Rratzen im Halse, wenn er trotzdem mit Schreien fortfahren mußte. Er war aber so daran gewöhnt, daß er es wohl auch im Schlaf getan haben würde. Die armen Deichselochsen bekamen die größte Ladung Schmeichelworte, besonders der neueingefahrene. Dieser führte den Kosenamen „Mausi“ und erlaubte sich noch manchmal allerhand Kapriolen.

„Mausi, du gemeiner Hundsaffe!“ oder „Mausi, du blödsinniger Misthaufen! Himmelherrgottssakramentsschwein!“ So und ähnlich ging es den ganzen Tag. Ich war schon vollkommen taub davon, hatte ich doch außer dem Geschrei das meisterhafte Peitschengeknall aus erster Hand.

CTroßzdem genoß ich von Herzen meinen luftigen Sitz und dankte meinem Schöpfer, nicht auch unter dem Segeltuch eingesperrt zu sein. Doppelt glüklich war ich darüber von dem Augenblick an, als wir in die Landschaft Ugogo einzogen. Mit einem Male breitete sich bis zum fernsten Horizont die größte Märchenblumenpracht aus, die ich je in meinem Leben gesehen.

Die Sonne, die als gierige Spinne aller Kreatur den Lebenssaft aussaugte, war hinter einem leichten Wolkenschleier verborgen.

Gleich von den Wegböschungen an shwollen die

sanftbewegten Weiten von fliederfarbenen Riesenwinden, zwischen denen sich mattgelbe mit amethystfarbenen Kelchen emporwanden. Die kahlen Dornbäumchen prangten unter der leuchtenden Rankenlast. Die Dächer der einsamen Lüttchen, deren Türen wie finstere Löcher aus Blumenhügeln gähnten, blühten. Kein Gesträuch oder Gestrüpp, keinen Grashalm oder abgestorbenen Baum gab es, der nicht von strahlendem Frühlingsleben umwunden gewesen wäre.

Der schwere, hochbeladene Wagen schwankte durch all die Pracht wie ein philisterhafter Ausflügler, aber ich selbst fühlte mich wie ein Schmetterling auf seinem But, jeden Augenblick bereit, die Flügel zu spannen und mich wonnetrunken über diesem Paradiese zu wiegen.

Fern, fern blauten die Berge!

Morgen ist Ostern! Ostern 1916! Wir sind bei Sonnenuntergang in einem Talkessel angekommen, in dem die Buren schon ausgespannt haben. Welch ein farbenfreudiges Bild von bunten Wagen, wehender Wäsche, rauchenden Feuern und geschäftigen Ülenschen! Frauen und junge Mädchen sind eifrig bemüht, den morgenden Tag so festlich wie möglich zu gestalten. Und dahinter die steil aufragende, schieferblaue Bergwand, die, den großen Platz umschließend, 'hufeisenförmig in sanften Kücken ausläuft! Prächtiger Hochwald umkränzt sie. In Farben, Form und Rahmen ist das Bild von vollendeter Schönheit.

Leider ist das Wasser hier erbärmlich, shleimiggrün und übelriechend. Nachdem Alaun hineingetan ist, klärt es sich, aber eine handrückenhohe Schlammschicht liegt am Eimerboden.

Der Ostersonntag beginnt wenig festlich mit dem Schlachten eines Ochsen in nächster Nähe unseres Srühstüksplaßes. Das Tier wälzt sich noch ein paar lange Augenblicke mit abgeschnittenem Kopfe hin und her.

Wir Erwachsenen feiern das Fest, indem wir frische Wäsche

herauskramen, uns in den Busch begeben und nach der Wohltat einer gründlichen Säuberung in fröhliher Stimmung zurückkehren. Für die Kinder hat man ein wenig Zucker ins Brot getan, und so feiern sie auf ihre Weise.

Der Geschüßzdonner ist endlich verstummt. Das ist auch ein Geschenk. Die Tiere grasen friedlich umher. Aus den Burenlagern tönt Harmoniumspiel und frommer Gesang. Ob wir hier draußen das Osterfest heute nicht inniger feiern als mancher Städter daheim?

Noch liegt der gefürchtete Sumpfsee mit dem schadhaften Knüppeldamm vor uns. Doc wir sorgen uns nicht, in wenigen Tagen sind wir am Ziel. Eben biegen wir in die Etappenstraße ein. Schon morgen sollen wir Bruder Florinus begrüßen, den Gartenbruder der Mission Ufiome, der mir immer erlaubte, die schönen Rosen zu schneiden. Er leitet eine kleine Etappenstation auf dem Wege zur Front.

Wir fahren diesmal nachts bei mattem Mondschein durh wundervollen Hochwald, der mich ganz heimwehkrank macht. Er scheint auf den Wagenleiter dieselbe Wirkung auszuüben, denn wir fahren auf eine Telephonstange, die krachend zur Seite geschmettert wird.

Blumen über Blumen, als der Nlorgen erwachte! Wir waren so fröl.lih! Sorglos hofften wir, hier einmal eine Nacht verbringen zu dürfen und hatten es den Kindern und uns gemütlich gemacht. Ein großes Sonnensegel war aufgespannt, ein nett gedeckter Tisch lachte unter der schirmenden Hülle, bescheidene Fettküchlein hatten wir gebacken, ein großer Kessel echten Bohnenkaffees war aufgebrüht.

Da reckte mit einem Male wieder die Kriegsfurie ihren Hals über den Blütenteppich Ugogos. „Unsere Stellungen sind nicht zu halten!“ lautete die Mel-Wieder ging es die Nacht durch und auch den ganzen folgenden Tag. Immer durch Blumenmeere!

Abends standen wir vor dem berüchtigten Sumpf.

Herr Korntheuer wollte doch fahren, ohne abzuladen. Mit äußerster Vorsicht wurden die Ochsen geleitet. Wir hatten geübte Schwarze von Bruder Florinus bekommen. Ich saß festgekrallt auf meiner luftigen Höhe.

Der sogenannte Damm ragte kaum über das Wasser. Zäher Morast, große, schwarze Löcher, aus denen faulig-feucht die abgebrochenen Enden der Rnüppel staken -- das war alles! Zu beiden Seiten eine trübspiegelnde Fläche, deren Ränder mit Schilf und Binsen bestanden waren. Über das Ganze spannte sic ein wunderbarer Abendhimmel und färbte das Wasser blau, rosa und golden.

Nicht lange konnte ich meine Betrachtungen anstellen, da senkte sich der Wagen langsam, aber stetig zur Seite. Ich hätte mit einem Schritt nach unten springen können. Bis über Bremse und Vorderrad saß er im Morast. Eine schöne Bescherung!

Der Palästinenser fluchte sich die Seele aus dem Leibe. Unter ständiger Unwendung der Peitsche und unaufhörlichen Flüchen gelang es ihm wirklich, den Wagen ohne Vorspann aus dem Loc zu ziehen.

Der kleine Wagen fuhr sogleich ebenfalls in das Loch. Der Palästinenser fluchte von neuem los, diesmal aber nicht auf die Ochsen, sondern auf seinen Gefährten.

„Was wollen Sie?“ antwortete dieser gelassen, „Sie sind ja auch hineingefahren!“

Tags darauf näherten wir uns Dodoma. Gegen Abend sahen wir die roten Dächer wie vergessenes Kinderspielzeug auf einem Teppich liegen. Blumen gaben auch dieser Landschaft ihr Gepräge, doch redeten große Felsblöke, die eine Riesenhand hierhergeschleudert haben mußte, von ernsten Stunden auf dieser Erde.

Der nächste Mittag fand uns an Ort und Stelle.

Unser heißersehntes Ziel war erreicht! Ach ja! Aber wie sah dieses Ziel aus!

Eine unschöne Häuseransammlung längs des Dammes der Mittellandbahn. Ein durchfahrender Zug das einzig Erfreuliche und Interessante auch für uns Erwachsene, die wir seit vier Jahren keine Eisenbahn gesehen hatten.

Wir mußten außerhalb der Stadt liegenbleiben, zwischen verfallenem Gemäuer, schmutzigen Gräben, Bretterzäunen und Inderhäusern.

Der Empfang war wenig freundlih. Herrn Cohrs wurde nach tagelangem Bemühen um eine Unterkunft, die besonders dem shwerkranken Kinde nottat, von dem höchsten Regierungsbeamten am Platze ein Zimmer in einem Inderhause angewiesen. Wir wurden in einen leeren, nackten Raum ohne ein.einziges Einrichtungsstück geführt. Für mich fand sich eine kleine Kammer, aus der ich aber am nächsten Morgen vor Tau und Tag entfloh. Das Ungeziefer war zu entsetzlich.

Und dabei zu denken, daß all die Wohnungen der größeren und kleineren Beamten leer standen, da die Familien längst geflohen waren! Leer standen, bis die Engländer kamen und sich's in ihnen bequem machten!

Ebenso hatte Frau Cohrs die größte Schwierigkeit, ein wenig Milch für das kranke Kind zu bekommen, obgleich Ugogo die reichsten Viehherden aufweist. Erst dem energischen Uttest des dortigen Arztes gelang es, den Erlaubnisschein für die Milch zu bekommen; die Schwarzen mußten sonst die Milch der Vorschrift gemäß an die Behörde ab-Mit Hilfe eintger Ersakstangen, die mir der freundliche Magazinverwalter des Lazaretts zur Verfügung stellte, errichtete ich mein Zelt auf einem schönen Platz in freier Gegend.

Kaum hatte ich mich ein wenig häuslich eingerihtet, als ich die frohe Nachricht empfing, daß in wenigen Tagen die Reiter

aus dem Norden erwartet wurden. Programmäßig trafen sie ein, und ich konnte meinen Mann und meinen Pflegesohn begrüßen. Das war eine große Überraschung und ein glüklicher Abschluß der shweren Tage.

Nach der Regenzeit. Aquarell von Thea de Haas

Nach der Regenzeit. Aquarell von Thea de Haas.

Meine Hospitalzeit

Rein Kanonendonner kürzt meine Nachtruhe und scheucht mich tagsüber von meiner Arbeit, die ich friedlich zu Ende bringen kann! Mein Zelt steht zwischen weißen und violetten Blumen, auf denen sich herrliche Schmetterlinge wiegen, und lustig turnt ein Äffchen auf seiner Stange unweit meines Sißkplatzes. Es könnte tiefster Friede herrschen, und in meinem Alleinsein läge dann noch eine gewisse Unnatur. Mein Mann ist nach einigen schönen Urlaubstagen wieder mit seiner Patrouille davongeritten. Ich habe keine bestimmten Pläne; denn mein Schicksal hat mich davon überzeugt, daß es selbst die Absicht hat, mir den Weg vorzuschreiben.

Nach der Hetze der letzten Wochen denke ich: recht so! Da sich beim Abladen sämtlichen Gepäcks vom Rorntheuerschen Wagen herausgestellt hat, daß mehrere Lasten fehlen, darunter eine Kleider- und eine Wäschekiste, habe ich mir teuren schlechten Stoff 18 De Baas, Urwaldhans 273 besorgt und beginne zu nähen. Eine Burenfrau erlaubt mir, ihre Maschine zu benutzen. Wenn ich jetzt lange Stunden in meinem weit geöffneten Zelt bei dieser friedlichsten aller Beschäftigungen zubringe, habe ich Zeit zum Nachdenken und lasse Vergangenheit und Gegenwart auf mich wirken.

Wohl size ich hier wie im tiefsten Frieden, unbehelligt von KRanonendonner und Kriegsgeschrei, aber unweit von meinem Zelt führt die Etappen-. straße nach der Boma, dem Regierungsgebäude, dessen größerer Teil in ein Lazarett umgewandelt ist. Und dorthin ziehen bei Tag und Nacht die langen stillen Trägerreihen mit ihren Bahren und Hängematten. Unwillkürlich folgen meine Augen ihnen nach, und langsam wächst der Wunsch, mithelfen zu dürfen an der großen Arbeit, in deren Dienst daheim hinter den RKriegsschauplätzen Tausende von Frauen ihre Lebensbetätigung finden.

Ich hatte mich bisher nicht vielum andereMenschen gefümmert und wußte auch nichts Näheres von den Einrichtungen des Hospitals. Deshalb war mein Erstaunen groß, als ich vernahm, daß zwei von den dort eingestellten drei Hilfsschwestern gute Bekannte von mir waren, und daß man, da das Lazarett erst neu eingerichtet war, angebotene Hilfe nicht ausshlagen würde. Ich meldete mich kurzerhand, wenn auch nicht ohne Herzklopfen und beklemmendes Gefühl,ob meine Kraft zu der Arbeit ausreichen würde, und wurde sogleich von Herrn Dr. Deppe, dem Chefarzt und früheren Regierungsarzt in Tanga, angenommen.

Die erste äußere Veränderung, welche dadurch in mein Leben trat, war die, daß meine Übersiedlung in ein Hotelzimmer bewirkt wurde. Als Herr Dr. Deppe gesprächsweise erfuhr: ich habe mein Feldbett auf der Flucht verloren und schlafe nur auf einer Schütte Gras, wurde die Räumung eines der Hotelzimmer schleunigst in die Wege geleitet, und noch heute empfinde ich das lebhafte Dankgefühl, mit dem ich mich nach so langer Zeit der Entbehrungen wieder in einem guten Bett strecken und dehnen durfte.

Die Boma war ein sehr schönes, hohes Gebäude, im Quadrat um einen zementierten Hof gebaut, in der Mitte stand ein

Brunnen, aus dem die Schwarzen vermittels eines Rades das Wasser heraufwanden. Die unteren Räume, lediglich zu Bureauzweken bestimmt, waren außerordentlich hoch und hatten sämtlich schießschartenähnliche Fenster, die unmittelbar unter der Decke angebracht waren. Mehrere von ihnen waren als Krankensäle und Magazine eingerichtet.

Das obere Stockwerk, ebenfalls zur Hälfte Lazarett, hatte die Beamtenwohnung enthalten. Auf der linken Seite vom Eingang wohnte noch der Bezirksamtmann und dessen Frau. Diese war mit ihren beiden rotbäckigen, wohlerzogenen Jungen aufs neue beruhigt von einem Fluchtversuch zurückgekehrt und pilgerte nun allmorgendlich in ihren Gemüsegarten, von dessen Ertrag sie auch einiges an das Hospital verkaufte. Auch sahen wir sie mit anderen Damen von einer Ausfahrt im eigenen Wagen rosenbeladen zurückkehren, und manches Nlal hätte ich gern einige der schönen Blüten- für die Krankenzimmer gehabt.

Um den ganzen Bau lief mit wahrhaftig königlicher Kaumverschwendung eine breite Veranda, die an den vier Excken ausgebaut und an diesen Stellen durch Glasfenster vor Zugwind geschützt war. In einer dieser Exkcken stand auch der Operationstisch. Durch Zusammenrücken der Schränke, in denen sich Medikamente, Instrumente und Wäsche befand, hatte man einen abgeschlossenen Raum hergestellt, der zugleich als Laboratorium diente, in welchem die mikroskopischen Blutuntersuchungen vorgenommen wurden.

Die Krankenzimmer, sämtlih auf die Veranda mündend, waren hoch und luftig, da sie Fenster auf den entgegengesetzten Seiten hatten; nur nahmen die verhältnismäßig breiten Betten mit ihrem hohen Gestänge für die Mückennetze viel Platz weg. Letztere erschwerten nachts, wenn sie herabgelassen waren, das Hantieren am Krankenbett ungemein, bis man auch darin einige Übung gewonnen hatte.

Unser Hospital war Durchgangsstation. Fälle, die eine langandauernde, ärztliche Behandlung erforderten, wurden nah Morogoro überwiesen. Außer den Verwundeten pflegten wir viele Patienten mit tropischen Fieber- und Darmkrankheiten, und ich sah mit Schaudern, welche Verheerungen der einzige Stich einer infizierten Anophelesmücke oder der Biß einer das Rücfallfieber übertragenden Zeke im menschlihen Körper anrichten kann. Gerade durch das Leben im Pori, mit ungenügendem Schutz gegen die Moskitos, wie es die Soldaten oft zu führen gezwungen waren, holte sich mancher den Keim zu periodenhaft heftigem Leiden, wenn nicht zum Tode. Viele haben es sich freilich selbst verschlimmert durch Leichtsinn und Vichtbeacht ung der möglichen, wenn auch unbequemen Schuß- oder Dorbeugemaßregeln.

Die Malaria ist in vielen Fällen deshalb so besonders tückisch, weil sie das Bild einer etwa außer ihr vorhandenen Rranfheit sehr leicht verschleiert. Die Blutproben, welche durch einen kleinen Stich dem Ohrläppchen entnommen werden, zeigen durchaus nicht immer die Bazillen, die nach der typischen Fieberkurve im Blut enthalten sein müßten. Nach dem Einnehmen von Chinin werden sie zum Beispiel unsichtbar. Das gefürchtete Schwarzwasserfieber, mit dem die schweren Fälle der Malaria enden, ist eine Verstopfung der NUierenkanäle mit Blut, der die Kranken in wenigen Tagen erliegen. Wir hatten da im Hospital einen besonders traurigen Fall. Ein Brüderpaar starb kurz hintereinander an derselben Krankheit. Der jüngere wurde sterbend eingeliefert, nachdem er, eben von einem leichten Anfall genesen, zur Front zurückgekehrt war.

Neben den vielen Formen von Malaria und Rückfallfieber sind Dysentecie und Typhus die verbreitetsten Cropenkrankheiten. Letzterer verläuft im allgemeinen hier draußen leichter, aber auch er forderte reichlih Opfer. Der kleine Junge von Dr. Deppe erlag ihm, und unter unser aller Mitgefühl wurde der kleine,

blumengeschmükte Sarg zwischen den Rriegergräbern zur letzten Ruhe in die Erde gesenkt. Schon waren damals die üppigen Blumenwiesen verdorrt, und der Friedhof, von einer Wolfsmilchhecke eingefaßt, stand voll von verdorrtem Gras. Ein trostloses Bild der Vereinsamung, das der armen Mutter wohl shwer aufs Herz gefallen sein muß; denn ihr Auge sah voraus, daß bald nichts mehr als das kleine Grabmal den Platz bezeichnen würde, unter dem ihr Liebling ruhte.

Die Verpflegung bot an einem Ort, der nur aus geschäftlichem Interesse der Bahndirektion in einer wasserarmen, sandigen Gegend angelegt war, beträchtliche Schwierigkeiten. Besonders mangelte es an Gemüsen, die für den Rekonvaleszenten unentbehrlich sind. Die Speisenfolge nach den vorhandenen Vorräten zusammenzustellen, war nicht immer einfach und selten eine dankbare Sache. Hatten wir doch manchmal sechzig Patienten! Unsere Köchin machte in ihrer kleinen Küche vieles möglich und verstand als Österreicherin ihre Sache vorzüglich. Allerdings — den Kranken der dritten Form, denen nur Mehlsuppe verschrieben war, machte sie es nie zu Dank, und sie schimpften laut und leise.

Das Essenausteilen wurde allemal zu einer lustigen Schlacht; denn jede der Pflegerinnen suchte für ihre Kranken das Meiste und Beste zu erwischen. Frau Dr. Deppe überwachte es stets selbst, wie sie auch, trotzdem sie jeden Tag ihr Baby erwartete, überall auf dem Platze war, wo ein Zugreifen nottat, und bis zum letzten Moment ihrem Mann als Assistentin bei Operationen zur Hand ging.

Schon am zweiten Tage nach meinem Eintritt ging es für mich heiß her, da Frau Hofmann plökßlich erkrankte und ich deren Station mit zu versorgen hatte. Allein das Chiningeben zu bestimmten Zeiten, jedem seme Dosis mit oder ohne Salzsäure, das Fiebermessen und Pulszählen nahm eine Menge Zeit in

Unspruch, besonders da die Fieberthermometer knapp waren. Jeder besaß nur eins.

Das Verantwortungsgefühl stärkte merkwürdig alle Fähigkeiten, aber es hatte auch nicht an fachgemäßer Anleitung gefehlt, für die ich dankbar war, und die es mir ermöglichte, ohne wesentliche Versäumnisse meine Pflicht zu erfüllen. Später trat dann noch eine Missionsshwester aus dem Langenburger Bezirk in unseren Kreis, deren Erfahrung und freundlich-ernstes Wesen uns in manchem Fall Sicherheit und Ruhe gab.

Ein als Sanitäter eingezogener Bruder der katholischen Mission ging dem Urzte durch Verteilen und Verwalten der Medikamente zur Hand, auch sprang er in schwierigen Fällen als Pfleger ein. Mit den Medikamenten hieß es sparsam umgehen. Vieles war überhaupt nicht mehr zu beschaffen, manches wurde noch in der Kolonie selbst hergestellt, aber da man niemals mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß nicht plötzlich einmal die Bahnverbindung unterbrochen würde, so hieß es eben immer wieder: „Sparen!“

Die schwarzen Boys stellten sich zum Krankendienst recht geschickt an, und man konnte sich auf die intelligenteren unter ihnen recht wohl verlassen. Eine große Erleichterung war es auch, daß die meisten Patienten, wenn sie nicht gerade im Auto transportiert wurden, ihre Boys mit sich brachten. Diese hatten zwar im allgemeinen keinen Zutritt zu - den Krankenzimmern, aber im Bedarfsfalle konnten sie doch ihre Herren, soweit deren Zustand nicht gerade die Nachtwache einer Schwester erforderte, mancherlei kleine Hilfsdienste leisten. Der Rranfkfe fühlt sich natürlich wohler bei der Bedienung durch den eigenen Boy, der seine Gewohnheiten und kleinen Eigenheiten kennt, als durch die fremden Hospitalboys.

Die Züge, die uns Patienten brachten oder die unseren nach Morogoro mitnahmen, kamen meist nachts durch Dodoma. So

heiß es auch oft am Tage war, gegen Abend kam ein Ostwind auf, der die Temperatur empfindlih abkühlte, und der CTransport zum Bahnhof durch die kalte Nachtluft war trotz sorgfältiger Vermummung nicht angenehm: und gesundheitsfördernd für die Kranken.

Die Nachrichten von der Front begannen jetßt auch hier die Gemüter zu erregen. Es wurde in allen Zimmern lebhaft debattiert, und manch ein Kenner der Sachlage schüttelte ernst den Kopf. Wieder reckte die Kriegsfurie den Hals über den Horizont und streckte ihre Krallen nach der Mittellandbahn aus.

Schon war der Befehl zum teilweisen Verpacken des Lazaretts eingetroffen, und man hatte mit dem Ausräumen der Magazine wie dem Einpacken der leeren Betten bzw. des Bettzeugs begonnen, als die Nachricht von einem Eisenbahnunglück auf der Strecke Dodoma--Morogoro eintraf. Unser Doktor fuhr mit der Schwester auf einer Lokomotive zur Unglücksstelle. Der Bericht über die dabei Verwundeten war unbestimmt gewesen, aber wir mußten uns doch wiederum auf Kranke einrichten, und die schon zum Teil in Sackleinwand vernähten Matragen wurden wieder herausgetrennt. -- Später stellte es sich heraus, daß neben einem allerdings großen Materialschaden nur eine kleine Anzahl Schwarzer verwundet war, die an Ort und Stelle zurückblieben.

Während der Abwesenheit des Doktors wurde uns in einer Hängematte ein junger, am Urm verwundeter Engländer gebracht, der aber mit sehr elastischen, selbstbewußten Schritten die Treppe emporstieg. Da er heiß und bestaubt war, bot ich ihm etwas zu trinken an, was er dankbar annahm. Unser Hospitalgeschirr war vielfach von Indern zusammengekauft, und manche der Tassen trugen englische Aufschriften. Wir waren so daran gewöhnt, daß wir es nicht mehr bemerkten, aber ich sollte gleich daran erinnert werden; denn mein Patient wies mit erfreutem Lächeln darauf hin: „Oh, that's english!“ (Das ist

englisch!)

Ich saß mir die Aufschrift an, die in goldenen - Buchstaben darauf prangte: „Love the giver.“ (Habe den Geber lieb.)

Die Komik war unwiderstehlich.

Mancher heitere Zug könnte noch erzählt werden, so von dem fieberkranken Buren, der sich das Thermometer mit der Quedsilberspige nach außen unter den Arm steckte, und von einem andern, der unmittelbar auf ein schweres Fieber energisch und verdrießlih Kartoffeln und Schaffleisch verlangte. Später dann, als das Hospital schon in Ngerengere eingerichtet war, wo eins der Krankenzimmer zu ebener Erde lag und mitunter die Hühner hineinliefen, verfiel einer meiner Patienten auf die glänzende Idee, seinen noch warmen Breiumschlag dem verzweifelt auf dem Zementboden hin und her rennenden Huhn unter das Korbsofa zu legen! Vergnügt nahm er bald danach ein schönes, frisches Ei in Empfang.

Bier in Nqgerengere trug das Hospital einen andern Charakter. Der kleine Ort, viel weiter östlich nach der Küste zu gelegen, bestand nur aus Eingeborenenhütten und ein paar Inderhäusern. Die Landschaft, an sich reizlos, da ausgedehnte Rautschukfwälder sich bis in die weitere Umgegend erstreckten, erhielt durch die Glut und Intensität der Beleuchtungen einen Zauber, der sie in meiner Erinnerung den schönsten Bildern gleichstellt. Besonders zur Zeit des Sonnenunterganges, wenn das schieferblau, shroff gezackte und steil aus der Steppe ragende Ulugurugebirge, zu dessen Füßen Morogoro liegt, troßig wie eine unvergängliche, unverbrennbare Burg in dem lodernden Feuermeer stand, wenn die Kautschukwälder mit ihren herbstlich gefärbten Blättern noch einmal aufleuchteten und die Schatten in den Tiefen sich aus rein violetten Tönen zusammensetzen!

Das Hospital bestand hier aus einzelnen Baracken und war auf der verlassenen Pflanzung eines Engländers errichtet. Das Haus

des geflohenen Besißers mit seinen drei nebeneinanderliegenden, aber nicht dur; Türen verbundenen Räumen enthielt das Operationszimmer, das Laboratorium und eine Rrankenstube. Es lag reizvoll auf einem Hügel, der einen weiten Blick ins Land gewährte. Hufeisenförmig waren zwei langgestreckte, grasgedeckte Baracken nahe daran gebaut, und eine dritte lag auf der andern Bügellseite.

Das Arzthaus und unser kleines Shwesternhäuschen lagen in entgegengesetzten Richtungen voneinander, etwas tiefer als das Hospital. In der ersten Zeit, als die Einrichtungen noch nicht fertig waren und wir auf die von Dodoma abgesandten Sachen warteten, habe ich viele anregende Stunden mit Dr. Deppe und seiner Frau auf deren Terrasse im Mondschein zugebracht. Manche tiefgehende, innere Bereicherung danke ich diesen beiden Menschen.

Auch das Leben in unserem Schwesternhäuschen war von großem Reiz. Ich hatte mich sehr warm an Schwester Barbara angeschlossen, deren geradliniges und doch von wahrer Herzensgüte getragenes Wesen mich immer mehr anzog. In unserer freien Zeit lasen wir viel zusammen und hatten auch dann und wann mit unserem kleinen Haushalt zu tun, da wir alle selbständig kochten und mein Boy, Cyrill, „der Großfürst“, nicht immer seine Obliegenheiten nah unseren Wünschen erfüllte.

Ganz in der Nähe unseres Hauses stand ein dicker Affenbrotbaum, umrankt von einer efeuartigen Liane. Oft saß ich in seiner Nähe, wenn Schwester Barbara noch Dienst hatte, und ließ die seltsame Stimmung einer heimatlich anmutenden Mondnacht auf mich wirken. Der an unser Häuschen grenzende, nun gänzlich entblätterte Kautschukwald erschien mit seinen silbrigen Stämmen wie ein Park zur Winterszeit. Der Mond war leicht verschleiert, wie so oft bei Frost, aber den dunkelblauen Nachthimmel sah man doch von Zeit zu Zeit hindurchlugen. Der

eingebaute offene Vorraum unseres Häuschens wirkte wie ein vornehmes Vestibül, aus dem festlich das Licht unserer rotverhängten Laterne wie das einer Ampel hervorquoll. Jeden Augenblick könnte auf dem breiten, aus dem Walde kommenden Fahrweg ein eleganter Landauer auf uns zubiegen, dachte ich. Eine solche Feststimmung lag auf dem Bilde! Und ein wenig abseits vom Waldesrande die beiden Hüttchen, Küche und Boyhaus; dahinter ein Feuer, ein zahmes Feuer, nur eben einen kleinen warmen Con in das eintönige Grau mischend. Auf dem Erdboden, unweit meines Sißplates, ein greller SleX weißen Ralkes, den die Maurer hier liegen ließen. Spätherbstabend mit erstem Schnee! FSröstelnd hüllte ich mich in meinen Mantel, obgleich mich die laue Luft tropisher Gegend umgab, und trostsuchend schweiste mein Blick zu dem Affenbrotbaumriesen. Ich schreckte in mir selbst zusammen; war mir die Fremde schon so zur Heimat geworden?

Dem Traum wehrend, begab ich mich zur Küche. Es sollte Kartoffelpuffer geben, und ich hatte die Zeit versäumt. Cyrill brachte sie nicht zustande, und da knirschten auch schon Schwester Barbaras Schritte über den Kies. Bald hing die rotverschleierte Laterne an der dunkelbraunen Lehmwand, und ein helles Feuer loderte mächtig um zwei Pfannen. Schwester Barbara saß auf einem Feldstühlchen, umspielt von den tanzenden Lichtern, übergossen von der zarten, ruhigen, gleichbleibenden Glut der Laterne. Vor ihr hockten zwei Schwarze. Sie bildeten den wirksamsten Gegensatz zu ihrer weißen Gestalt, deren heller EindruX noch durch das Schwesternhäubchen wie ein Diadem auf dem dunklen Haar verstärkt wurde. Die kahlen Baumstämmchen mit ihren zum Teil abgeblätterten Rinden erinnerten ganz und gar an Birken, und auch hier mischte die Heimat wieder ihre Formen und Farben in das Bild.

No ehe das neue Hospital mit so vielen Patienten belegt

wurde, wie es hätte fassen können, wälzten sich die Wogen des Krieges rasch in unsere unmittelbare Nähe. Bei bedecktem Himmel hörten wir deutlich das Bombardement von Daressalam, das mich noch insofern besonders beschäftigte, als meine Freundin dort wohnte und ich ihr fest versprochen hatte, noch vor der Einnahme der Stadt durch die Engländer zu ihr zu kommen.

Die Züge fuhren ganz unregelmäßig, aber glüklicherweise erfüllte sich die Schreckensbotschaft nicht: „Dies war der letzte."

Da die Truppe auf ihrem Marsch nach Süden nur wenige ausgebildete Schwestern mitnahm, wurden wir Hilfsshwestern frei. Es lag in der Natur der Sache, daß die Frauen an einem größeren Ort konzentriert werden sollten, und ein an der Küste gelegener eignete sich am besten dazu. Frau Dr. Deppe sollte mit ihrem Baby ebenfalls dorthin, und so wollten wir zusammen fahren.

Der Zug läuft gegen zehn Uhr abends in Ngerengere ein; morgen früh werden wir in Daressalam eintreffen. Hoffentlich liegt der Bahnhof nicht gerade dann unter Feuer. Er soll ganz zerschossen sein.

Eben vor Abfahrt des Zuges erfahre ich durch einen Kriegsfreiwilligen aus der Kompanie meines Mannes, daß seine Patrouille seit zwei Monaten verschollen sei. Daher die Nachrichtenlosigkeit in der letzten Zeit! Auch Frau Dr. Deppe muß hier Abschied von ihrem Manne nehmen, und wir fahren beide in die Nacht hinein, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Chouchou

Brennende Tropensonne, vor deren Glut die Bläue des Himmels verblaßt, prallt in das Gewühl der Inderstraßen am Markt. Sie scheint auch alles zum Kochen zu bringen, denn: „„es wallet und siedet und brauset und zischt…“ Die Gerüche, der Lärm, das Gewoge, die leuchtenden Farben haben gegen Mittag den Höhepunkt erreicht. Dem warmen Schatten der Inderläden entströmen süßlich durchdringende Duftwellen, die nicht immer an Vanille und Zimt erinnern. Man sieht um diese Zeit nur vereinzelte Europäerinnen, die, meist mit großen Schutzbrillen versehen, in ihrer Rickschah das Gewühl zerteilen. Wie die Würmer nach dem Regen, so genießen die Rinder der Sonne ihre Stunde. Der Markt ist der Unziehungspunkt für alle.

Meine Freundin und ich schieben uns durch die gestikulierende Menge. Wir sind eingekeilt zwischen dampfende Körper, die sich rücksichtslos vorwärts arbeiten, zwischen Betel kauende Inder mit ihrem unappetitlichen, ziegelroten Speichel,

den sie jede Minute von sich geben, zwischen fette Weiber, bunt und frech, zerlumpte, schmutzige Kinder und baumlange Kongoneger. In kurzen Zwischenräumen rasen englische Motorräder dur; das Gewühl.

Wir haben uns soeben unser Monatsgetld, das uns die Engländer auszahlen, von der Bank geholt und wollen noch ein paar Besorgungen machen. Ich bin leider untauglich zu diesem Geschäft; denn ich verliere mich stets mit allen Gedanken in die Tausendfältigkeiten der Farben und Formen rings um mich her. Doch heute soll sich meine Derträumtheit als Vorteil ausweisen.

Für den Bruchteil einer Sekunde sehe ich einen kleinen grauen Federball auf dem Ende eines Brettchens. Ein Neger trägt es vor sich her. Ich stürze ihm nach, so gut es geht, und packe ihn am Ärmel.

„„Fni hiick“' (Was ist das?) frage ich und erkenne es auch schon, noch ehe er antwortet: „Bundi bibi.“ (Eine Eule!)

Ich war sofort entschlossen, sie zu kaufen. Noch heute empfinde ich in Gedanken dasselbe Mitleid mit dem kleinen Nachttier, wie es in dieser verletzenden Blendung in dem rohen Gewühl einsam auf seinem Brettchen festgeklammert und in sich zusammengeballt dasaß. Ein Auge war ganz geschlossen, das andere blinzelte ernst und würdig, aber es hing eine dike Träne daran. Welch eine Qual prägte sich darin aus!

Meine Freundin brach in Entzücken aus über die kleine Federkugel mit dem traurigen Gesicht und den beiden lustigen Öhrchen darüber, und wir strebten eilig einem Goanesenladen zu, in dem wir eine Kiste erhandelten, damit das Tierchen der grausamen Sonne entzogen würde. Seine Ernährung bestand, wie uns der Schwarze sagte, aus winzigen Häppchen rohen Fleisches. Nachdem wir ihm den Preis von 2 Rupien gezahlt hatten, brachten wir unseren Schaß sorglich nach Hause, wo wir die Kiste auf die Baraza stellten.

Ruhe tat unserem Schüßling in erster Linie gut. Wir waren glücklich wie Kinder am Weihnachtsabend und konnten uns nicht satt sehen an der feinen Zeichnung der Federn. Wie die Flügel eines Nachtfalters geformt, umsäumte ein schwarzer Streifen das weiße Gesicht, in dem die goldbraunen Augen mit großer schwarzer Pupille, wie über eine Brille wegschauend, uns unsicher ansahen. Ein seltsamer Gegensatz lag in dem kindlichen Ausdruck des Gesichts, das etwas Rundes, Junges hatte, und dem scharf eingebogenen Schnabel. Mit der sinkenden Dämmerung aber konnte die Eule besser sehen als wir, und das wurde unheimlich. Wie ein kleines, böses Gespenst hockte sie in der hintersten EXe, ihre Augen erschienen streng und böse, und es gelüstete uns nicht danach, die Bekanntschaft des Schnabels zu machen. Wir beschlossen daher, die erste Fütterung auf den folgenden Tag zu verschieben.

Chouchou sollte sie heißen, nach der Eule in dem Buch Pierre Lotis: „Le desert.“

Am nächsten Morgen ging man Chouchou energisch zu Leibe. Sie wurde erst mit einem Tuche überdeckt und dann in ein Säckchen gesteckt, aus dem nur eine Kralle hervorsah. Um diese nähte ich in größter Eile ein Höschen und befestigte ein gehäkeltes Schnürchen daran, damit wir sie frei herumtragen könnten. Nach dieser Maßnahme schien sie etwas abgemattet und ließ sich ruhig mit einer Pinzette ein paar winzige Fleischfetzchen in den Schnabel zwängen.

Der Nachmittag des Tages brachte das erste Abenteuer, bei dem ich leider nicht zugegen war. Meine Freundin machte gegen Abend einen Ausgang mit ihr, um sie Bekannten zu zeigen, und es verlief anfangs alles gut. Sie saß gehorsam auf ihrem Stökchen, an dem das Schnürchen befestigt war, und benahm sich auch weiterhin gesittet, als sie einer Familie vorgestellt wurde, deren Oberhaupt ein Vogelkenner und -liebhaber war. Er

gab meiner Freundin eine bemerkenswerte Auskunft, ohne die wir unseren kleinen Schüßling wohl bald verloren hätten. Wir möchten Federn in die Fleischstückchen wickeln, so meinte er, damit die Eule alles Unverdauliche als Gewölle wieder ausspeien könnte. Auf dem Rückwege, der in vorgeschrittener Dämmerung erfolgte, spannte Chouchou plötzlich die Flügel und erhob sich in die Luft. Glücklicherweise hinderten sie Schnur und Stock, weit zu fliegen, und sie konnte von Schwarzen gegriffen werden.

Meine Freundin widmete sich dann sogleich mit Bingabe der Zubereitung des Federabendbrotes, das in unserem gemeinsamen Malatelier eingenommen werden sollte. Es brannte nur eine Rerze. Chouchou wurde aus dem Kasten geholt und auf den Tisch gesetzt. Dick aufgeplustert saß der würdig dreinschauende Federball da, etwas geblendet durch den Lichtschein, aber die Ohren aufmerksam hochgestellt. Die Füße guckten, artig nebeneinander gesetzt, unter dem sauber abgerundeten Röckchen hervor. Ihr Schattenbild an der Wand war lächerlich grotesk. Sie folgte mit dem unsicheren Blick ihrer dicht nebeneinander gestellten Augen allen Bewegungen meiner Freundin. Nachdem sie ohne viel Zureden einige der Federhappen verschlungen hatte, geschah etwas, das uns atemlosen Schrecken einjagte; wir glaubten, daß ihr Ende nahe sei. Sie reckte den Kopf, der sonst breit und halslos aussah, in die Höhe, alle Federn legten sich glatt nach hinten, so daß sie den Eindruck eines gerupften Huhnes machte und die Augen wie gläserne Knöpfe hervortraten. Dann riß sie sekundenlang den Schnabel auf. Ein riesiges schwarzes Loch gähnte uns entgegen. Niemals hätte man einen derartigen Schlund erwartet! Wie bei einem schreienden Säugling! Einige Würgebewegungen traten ein, und dann schoß eine große schwarze Spindel heraus: ihr erstes Gewölle!

Man merkte dem Tierchen sogleich die Erleichterung an. Wie lange mochte es schon unter der falsch zubereiteten Nahrung

gelitten haben! Es fraß nun mit größtem Appetit weiter.

Es war -- gerettet.

Chouchou wohnte im Atelier, anfänglich in einer Kiste, dann, als sie sich darin die Flügel blutig schlug, auf einer Stuhllehne, an der ihr Schnürchen ihr so viel Spielraum gewährte, um an das mit Gaze verhangene Fenster zu fliegen, von wo aus sie in die Rasuarinen schauen konnte. Länger als ein Jahr war sie in dem Raum mein geliebter kleiner Gefährte, der Gegenstand meines größten Interesses. In ihrem Wesen blieb, trotz wachsender Zuneigung, immer etwas Gehaltenes.

Einen Spaß, den wir uns täglich zehn- bis zwanzigmal mit ihr erlaubten, und den sie nie begriff, an den sie sich nie gewöhnte, war der, ihr die Fußspitze zu nähern. Sofort ging mit dem Tier eine merkwürdige Veränderung vor. Alle Federn im Gesicht und auf dem Kopf stellten sich nach vorn, die bräunlich gesprenkelten Federn des hellen Westchens standen wagerecht ab, die dunkelgrauen, schön gezeichneten Flügel spannten sich in ihrer vollen Weite auf, daß fie einem winzigen Auerhahne glich, und die kräftigen Füße standen frei bis zum ersten Gelenk. Ein Bild vollendeter Schönheit! Aus dem halbgeöffneten Schnabel kam ein knakendes Geräusch, dem ein leises Fauchen folgte. Wir glaubten zuerst, daß ein schwarzer Schuh sie vielleicht an irgendeinen ihrer Feinde da draußen erinnerte, aber es war gleich, ob der Schuh schwarz, weiß oder braun war, ob er an einem Fuß steckte oder in der Hand gehalten wurde oder gar leer auf dem Stuhl stand. Das Fürchten davor verlernte sie nie, und wollten wir sie je einmal unseren Freunden in ihrer Glorie zeigen, so war dies ein unfehlbares Mittel.

Ganz anders reagierte sie auf den Anblick eines Bundes. Auch dann war sie eine Sehenswürdigkeit. Lief einer dieser Vierfüßer in größerer Entfernung über die Straße, dann wurde sie erschrekend dünn. Alle Federn legten sich ganz fest an, auch von

den kleinen Ohren war nichts mehr zu sehen. Die riesigen Augen fielen beinahe aus dem kahlen Bühnerköpfchen. Die wunderfeinen weißen Federchen an der Nasenwurzel, die sonst wie Eiskristalle in Schneeflocken aussahen, erschienen wie mit Wasser zurückgebürstet. Das Drolligste waren die hochgezogenen FSlügel. Wie eine alte Jungfer mit spanischen Schultern, die bei shlehtem Wetter fröstelnd aus der Kirche kommt und sich eng in ihren Mantel wickelt -- so sah sie aus. Die Beine kamen lang und dünn zum Vorschein, und man war stark versucht, an ein eben gesengtes Hähnchen zu denken. Doch nicht genug damit: verweilte der ahnungslose Hund dort unten no länger, so fing fie an zu dienern, wobei sie noch immer dünner wurde und einen heiseren Ton von sich gab.

Abends holten wir sie stets in unsere Baraza, wo fie frei umherfliegen konnte, aber meist auf der Lehne eines unserer Korbstühle saß. Durch die Moskitogaze konnte sie in die Mangobäume sehen, und das durchdringende Geschrei der Nachtäffchen, die sich darin tummelten, beantwortete sie sofort mit einem Diener. Ach, und all die Insekten und Fledermäuse, die, angezogen durch den Lichtschein, an den Drahtschuß prallten und dort betäubt hängen blieben. Arme kleine Chouchou! Das Verlangen sprang dir aus den Augen, wenn du gravitätisch und doch mit vorsichtig eingezogenem Kopf langsam über die gebogene Lehne wandeltest und dann plöklich in schwebendem Flug hinaus wolltest zu deiner Beute!

Und ich konnte dir doch nicht helfen! Du wärest nach so langer Gefangenschaft elend umgekommen! Aber das versprach ich dir: wenn wir einst fort müßten, dann solltest du in Freiheit sterben!

Wenn draußen zufällig nichts ihre Aufmerksamkeit fesselte und sie sich unbeachtet wähnte, kam sie bis zur Armlehne heruntergetrippelt, zog uns an dem Ärmel, hakte in das

Korbgeflecht und flog auch mitunter auf den Tisch, wo sie voller Interesse in meinem Nähkasten aufräumte. Sie ließ sich auch nicht verscheuchen, als ich sicherheitshalber alle Nadeln entfernte. Einmal fehlte mir nachher ein Bündelchen Wälscheband, was ich am nächsten Morgen zu meinem nicht geringen Erstaunen als Gewölle unter ihrem Platz fand.

Auf dem großen Tisch, an dem wir abends saßen, lag eine rotgestickte indische Deke; darauf stand inmitten herrlicher großer mattgelber Blumen ein dunkler Bronzeelefant mit erhobenem Rüssel. Ich werde nie den Anblick vergessen, als unser schöner Dogel darauf zuflog und sich auf dem Rüssel niederließ. Der Inbegriff des Märchens!

Da ich die meisten Stunden des Tages im Atelier zubrachte, übernahm ich schließlich auch die regelmäßige Fütterung morgens und abends. Ich erlaubte mir dann, einige kleine Versuche mit „Madame“ zu machen, und brachte es so weit, daß sie von selbst auf meine Knie geflogen kam, um sich an der Ausstellung der zierlich zurehtgewickelten Bissen zu ergötzen. Um die Einförmigkeit der Mahlzeiten etwas zu mildern, sann ich auf Ratten, die wir uns von unseren Freunden erbaten.

Eines Mittags brachte der Boy aus einem Nachbarhause eine vom Hunde getötete Ratte. Ich zerlegte sie selbst, da unsere Boys zur Stadt gegangen waren, und legte das leere Gericht auf ein Stück Weißblech. Leider vergaß ich, den großen Rattenkopf vorher zu entfernen. Kaum war ich im Bereich der Eule, als sie auf mich zugeflogen kam und mir das Prachtstück entwendete. Ich sah mir die Sache an und dachte, sie würde ihn zerhacken und die Weichteile herunterfressen. Weit entfernt davon! Sie versuchte, ihn ganz zu verschlingen, und ich sah zu meinem Entsetzen, daß ihr Schlund doch nicht groß genug war, diese knöcherne Kugel hinabzuwürgen. Ich wollte ihn ihr entreißen, aber wied Mir ekelte davor, den RNattenkopf mit meinen Fingern

anzufassen, aber Eile tat not. Ih nahm ein Stück Papier und rang buchstäblich mit dem Vogel, denn als er sah, daß er nicht mehr entwischen konnte, wurde er wild und schlug seine Krallen umklammernd in mein Handgelenk. Das war nicht angenehm, aber erfolgreich, denn der Rattenkopf rollte zur Erde, während die Eule voller Wut das blutige Papier verschlang.

Die Krone der Selbstüberwindung trug aber doch meine Freundin davon, die eigenhändig nach zwei Fasttagen, während welcher es auf dem Markt kein Sleisch gegeben hatte, eine kleine Sledermaus tötete.

Wir versuchten auch anfangs, Insekten für Chouchou zu sammeln, aber aus Furcht, sie vielleicht einmal dadurch zu vergiften, unterblieb dieser Sport. Wenn sich ein Nachtfalter oder ein Brummer zu ihr verirrte, dann bekam sie ein ganz gespensterhaftes Aussehen. Sie schob sich geduckt zusammen, die Pupille verschwand bis zu einem kaum wahrnehmbaren Pünktchen, was dem Auge etwas Leeres, Böses verlieh, aber sie vergrößerte und verkleinerte sich dann blitschnell, je nah den Bewegungen des Falters. Einst hatte ein indischer Arbeiter etwas an unserer elektrischen Leitung auszubessern und erschrak sehr, als er die Eule erblickte. Er sagte ganz leise und geheimnisvoll in seinem mangelhaften Kisuaheli zu mir:

„Ana akili mingi, anajua killa kitu ana sekia killa maneno!“ (Sie hat viel Verstand und hört alle Worte!).

Es war an einem heißen Vormittag, als die unter - uns wohnende Dame uns sehr erregt erzählte, daß hinter einem Koffer, von dem ihre Kinder morgens noch die Schulranzen genommen hätten, eine große grüne Baumschlange gefunden und von den Boys totgeschlagen worden wäre. Ob wir sie uns nicht ansehen wollten? Das taten wir gestern und erbaten Erlaubnis, das herrlich schimmernde Tier, das mit zerschmettertem Kopfe steif und leblos über einem Stock hing,

mit nach oben nehmen zu dürfen, um es Couchou zu zeigen. Der Eule traten sofort die Augen aus dem Kopf, sie begann sich aufzuplustern und leise vor Erregung mit dem Schnabel zu knaken. Da geschah etwas Abscheulihes: der Schlangenkörper begann zu leben und ringelte sich mit Gedankenschnelle um den Vogel, von rückwärts unter den Flügeln hindurch glitt das schwänzelnde, schillernde Band! Meine Freundin riß den Stock zurück, und da es sich wohl nur um Reflexbewegungen des toten Körpers handelte, war die Schlange augenblicklich entfernt. Wer von uns dreien aber am meisten erschrocken war, läßt sich nicht sagen.

Die Mondscheinnächte waren schlimm, besonders zur Feit der Akazienblüte. Wir litten mit unserem Liebling unter der Sehnsucht, wenn der blütenbeschneite Baum im zauberhaften Mondlicht seine süßen, berauschenden Düfte ausströmte. Dann strichen die Fledermäuse mit silberumsäumten Flügeln durch die laue Luft, die Nachtäffchen gaukelten in den schwanken RKasuarinenästen, und mit geisterhaftem Sluge umschwebte ein großes Eulenpaar, das auf unserem Boden nistete, die Baumwipfel. Mehr als einmal zuckte mir die Hand danach, unseren geliebten kleinen Gefangenen freizugeben, es mitzuerleben, wenn sich diese Flügel im Vollgefühl der Freiheit in die lebendige Nacht hinein spannten! Aber stets überwog die Vernunft.

Der grelle durchdringende Schrei der großen Eulen fand bei Chouchou sehnsuchtsvollen Widerhall. Das Atelier, in dem sie die Nacht zubrachte, war an seiner ganzen Breitseite und stattlichen Höhe nur durch eine starke Drahtgaze von der Außenwelt getrennt, so daß Chouchou, leider nur von weitem, an dem Nachtleben teilnehmen konnte.

In einer dieser hellen Nächte hörten wir ein starkes Rauschen, wie wenn jemand in unserer Baraza wäre. Meine Freundin erhob

sich, um nach dem Rechten zu sehen, hielt aber an der Tür erstaunt inne. Eine große Eule hatte unsere kleine besucht und sich im Mondlicht auf die Balustrade gesetzt, von wo sie sich nun erhob. Später gellte ein einziger Schrei durch die Luft, hell und heiser. Chouchou hatte ihn ausgestoßen in ihrer Sehnsucht. So muß der letzte Ton des sterbenden Trompeters geklungen haben!

Ich konnte ihr mein Versprechen nicht halten. In den allerlezten Wochen wurden wir durch die Engländer gezwungen, auszuziehen. In der neuen Wohnung hatte Chouchou ihr Reich für sich, nämlich ein winziges Dachekchen neben meiner Stube. Sie Hatte dort den Vorteil, daß sie im offenen Fenster sien konnte, und es erheiterte mich, zu beobachten, welchen ungeheuren Eindruck ihr Erscheinen auf die Dogelwelt machte. Ich zählte einmal fünfundvierzig der buntesten Vögel, die schmetternd und lärmend auf dem Telegraphendraht saßen. Noch etwas Gutes brachte das neue Quartier mit sich, nämlich mächtige, schwarze Schaben, beinahe fünf bis sehs Zentimeter lang. Chouchou gewöhnte sich daran, diese zu fressen, und ich dachte, es sei eine gute Vorbereitung für die kommende Freiheit.

Uls mein Dampfer schon im Hafen lag, machte ich Chouchou los. Ich fühlte lebhaft mit ihr, als sie dahinflog. Traurigkeit beschlih mich, und zugleich empfand ich Glück und Dankbarkeit. Etwas von dem innersten Wesen der Natur hatte sich mir in diesem Tier offenbart, mich ihm verbunden, und es war mir ähnlich ergangen wie dem Helden in einer kleinen Erzählung von Klara Hofer: „Maria im Baum“, der von seinem Eichhörnchen sagte: „Ich empfand mit Heftigkeit das Leben der alleinigen Natur in diesem versprengten und verlorenen Cröpfchen klopfen...“

Chouchou wurde von Schwarzen aufgegriffen und wieder eingebracht. Ihre Augen verrieten nichts. Sie war mild und still. Meine Freundin, die nur meiner dringenden Bitte, dem Tier die

Freiheit geben zu dürfen, zugestimmt hatte, wollte Chouchou nun behalten. 5o nahm ich Abschied von ihr, als sie an ihrem gewohnten Fensterplatz saß.

Als meine Freundin einige Monate später nach Deutschland kam, erzählte sie, daß Chouchou zuerst ein Räuberleben auf dem Dachboden geführt habe und dann zu einer deutschen Familie übergesiedelt sei.

Gefangenschaft in Daressalam

September 1916 bis Februar 1918

Wir hatten es „Dar--es--vita“ genannt, d. hh. in der Bantusprache: „Hafen des Rrieges,'“ aber von nun an konnte es wieder „Dar--es--salam“, „Hafen des Friedens“, heißen, wenigstens, seitdem die Feinde mit Sang und Klang einmarschiert waren.

Die Beschießungen gehörten der Dergangenheit an. Solange man kaum eine Stunde vor ihnen sicher gewesen war, hatte man lernen müssen, dem Augenblick das Menschenmögliche zu erpressen, um dann wieder stundenlang müßig zu sein, ohne doch ausruhen zu können. Lange Zeit hatte man in ständiger Alarmbereitschaft gelebt, und die Frauen mit kleinen Kindern, oder auch solche, deren Nerven die dauernde Spannung nicht ertrugen, richteten sich für die Nacht an den beiden hauptsächlichsten Zufluchtsorten ein: dem Hospital am Strande und einem großen Unterstande mitten in der Stadt.

Meine Freundin und ich waren nur einmal nachts geflohen. Wir fanden den Weg unter den sausenden Sprengstücken so viel gefährlicher, daß wir von da an stets, auch tagsüber, bei den

Beschießungen zu Hause blieben, obgleich kein Unterstand in der Nähe war. Wir erzogen uns dazu, unter dem Dröhnen der Granaten unser Frühstück einzunehmen, und wurde es zu ernst, dann stiegen wir in das offene Souterrain, froh, während der Gefechtspausen allerlei aus dem Hause holen zu können und nach Beendigung der Schießerei keinen Rückweg mehr zu

Am Spätnachmittag gab es meist eine kleine ruhige Seit, die, wenn keine feindlichen Schiffe in der Nähe waren, zu kurzen Spaziergängen benutzt wurde. Einst fanden wir auf solchem Ausflug eine Menge Rosella, blutrote, fleischige Kapseln, an verdorrten Stauden, die, eingekocht, ein herrliches, den Johannisbeeren ähnliches Gelee ergeben. Sie sind ihrer feinen, stachelartigen Härchen wegen nicht angenehm zurechtzumachen, aber es gelang uns, trotz der Beschießungen, eine nette Anzahl von Gläsern zu füllen.

Die Stadt war in jener Zeit wie ausgestorben gewesen, alle Läden geschlossen, die Inderducken leer (wenigstens für unsere Augen), und auch der sonst jo bunte Markt hatte verlassen in der grellen Sonne gelegen.

Jetzt war es mit einem Schlage wieder anders. Engländer mit nackten Knien überschwemmten die Straßen, allerlei fremdes, farbiges Volk wimmelte umher, und die Inderducken füllten sich wie mit einem Sauberschlage. Alle verstekten Sachen kamen ans Tageslicht!

Meine Freundin und ich hatten das Glück, nicht zu denen zu gehören, die aus ihren Häusern vertrieben wurden, da wir zufällig in der Gegend wohnten, die zum deutschen Viertel ausersehen war. Trozdem empfanden auch wir das Bedrückende der allgemeinen Lage, und spürten unsere Gefangenschaft hauptsächlich an der geringen Bewegungsfreiheit, die uns zugestanden war. Wie Kinder auf dem Schulhofe begegneten wir uns immer und immer wieder, und man wird verstehen, welche

Qual das in manchem Falle bedeutete, wenn man die beengten häuslichen Verhältnisse in Betracht zieht, die durch ein Zusammenstecken von unpassenden Elementen erzeugt worden waren. Dazu kam, daß wir vom Meere abgesperrt waren, und zwar in der heißesten Seit! Auch mußten wir, wenn endlich die Kühle des Abends herabsank und der schönste, erquickendste Teil des Tages begann, in unseren stikigen Wohnungen sein, denn wer sich bis 68/; Uhr nicht an Ort und Stelle befand, mußte Strafe zahlen.

Es entwickelt sich in Gefangenenlagern -- wenn man unsere Internierung auch dazu rechnen will -- wohl immer eine eigene Atmosphäre, die dem aufmerksamen Beobachter mancherlei zu denken gibt. Er sieht Keime aufgehen, zur Blüte kommen, Frucht tragen und dann in sich zusammenfallen. Waren wir nicht einem Häuflein Lebewesen gleich, das ein Chemiker in einem verschlossenen Glase hält, um die Entwicklung des einzelnen unter gleichartigen Derhältnissen zu beobachten?

Bier in unserem Falle war es nebst zwei kurzröckigen englischen Schwestern das erste in unseren Ressel geflatterte Modenblatt, das die Gemüter lebhaft erregte. Es bildete emen Sauerteig, dessen Rraft niemals nachließ.

Bedauernswerterweise machte sich auch bei diesem Häuflein von zweihundert Frauen, die, abgeschnitten von ihrer europäischen Heimat, getrennt von ihren Männern, sämtlich Leidensgefährtinnen in dem einen oder andern Sinne waren, der uralte deutsche Erbfehler: „die Uneinigkeit“, bemerkbar. Sie zeigte sich hier von ihrer kleinlichsten Seite, nämlich dem Cliquenwesen.

Wohl hatten die Engländer sich rühmend über unsere Standhaftigkeit während der Beschießung ausgesprochen. Aber sie hatten leider nachher auch Gelegenheit, den Mangel an nationalem Korpsgeist zu bemerken, den gerade ihr Volk in so

hohem Maße besitzt, und der gewisse Interessen unbedingt dem Ansehen des Ganzen opfert. Er unterscheidet sich im Grunde wesentlich von einem opferfreudigen Patriotismus, den auch wir hier draußen besaßen!

Die Behandlung, die wir von den Engländern erfuhren, war durchaus menschlich; und nur in einem Punkte von ausgesuchter Grausamkeit: wir hatten, trotzdem wir Gefangene waren, keinerlei Verbindung mit der Heimat und auch keine mit unseren Männern. Briefe von der Front, durch Parlamentäre überbracht, wurden uns nicht ausgeliefert, und als der größte Teil der Truppe schon gefangen nach Agypten gebracht worden war, erhielten wir auch von dort nur hin und wieder einen gänzlich veralteten Brief. Gründe für diese Maßregeln wurden niemals angegeben; nur tauchte das Wort „Belgien“ in irgendeiner Beziehung dazu auf.

Der Tag, an dem uns nach neun Monaten bedrückender Enge großzügige Bewegungsfreiheit gewährt wurde, war ein Festtag. Einer rief es dem andern zu: „Der Strand ist freigegeben!“

Es war, wie so oft vor der großen Negenzeit, ein gewitterhafter Nachmittag, an dem meine Freundin und ich mit unserem Malzeug unter dem Arm freudig dem Strande zustrebten. Das, was wir sahen, überwältigte uns ganz und gar; denn der Ebbestrand mit seinen spiegelnden Lachen, Teichen, Seen, seinen Sand- und Schlamminseln, seinen überaus farbigen Korallenbänken ging kurz vor dem Horizont in ein finsteres Meer über, dessen weiße Schaumkämme mit den blendenden Streifen hellen Gesteins unter den tiefdunkelgrünen Strichen der langgestreckten Inseln wetteiferten. Ausgehungert und deshalb allzu gierig, übernahmen wir uns förmlich an diesem Bilde und begannen sofort zu malen. Daß ein paar Kriegsschiffe irgendwo herumgeisterten, hatten wir gar nicht bemerkt, denn ein neues Ereignis zog unsere trunfenen Blicke auf sich. Eine kleine Schar

von Banianen, braune bärtige Männer mit großen Turbanen, hatte einen rot angestrichenen Kastenkarren bis an den Rand des Wassers gefahren und begannen nun, einen mächtigen Reisighaufen aufzuschichten. In die Mitte wurde ein langer, schmaler Kasten geschoben, von dem unschwer zu erraten war, daß er eine Leiche enthielt. Uls das Reisig hoch genug getürmt war, goß einer der Männer einen Blechkasten voll Petroleum darüber aus und entfachte die Lohe.

Akazienstraße in Daressalam. Aquarell von Thea de Haas

Malteserstraße in Daressalam. Aquarell von Thea de Haas.

Entzückt durch das hochinteressante Farbenspiel des großen Feuers in der ungeheuren Weite versuchten wir, es unserer Skizze einzufügen. Doch da legte sich schwer und gewichtig die Hand des Gesetzes auf unsere Schultern. Ein „Policeman“ mit Schnauzbart und Revolver verlangte unsere Pässe und bestellte uns samt unseren Bildern zum nächsten Morgen auf die Boma. Da saßen wir armen Übeltäter denn etwas beunruhigt vor dem A. P. M. (wie Assistent --Provost — Marschall abgekürzt wurde), der mühsam einen gewissen Ernst behauptete, als er unsere im ersten wilden Eifer arg mißglükten Machwerke vor sich liegen sah. In Derlegenheitspausen ging er zu aufgehängten Landkarten, um die horizontalen Striche auf unseren Skizzen mit der Lage der Inseln zu vergleichen. Meine Freundin, entschlossen, alles zu versuchen, um eine dauernde Erlaubnis zu erreichen, versicherte in tadellosem Englisch, daß wir durch das Außerkurssetzen unseres deutschen Geldes gezwungen wären, uns unseren Lebensunterhalt zu erwerben, und dies mit Malen zu tun gedächten. Der rote Schnurrbart zitterte merklich, aber die Stimme klang ernst und gleichmütig, als er versicherte, alles tun zu wollen, um einen Extrapaß für uns zu erlangen.

Un einem der nächsten Abende hörten wir zu unserem nicht geringen Derdruß von einem deutschen - Herrn, der geschäftlich viel auf der Boma zu tun hatte, daß der A. P. M. selbst ein großer Uquarellist sei, und das Gefühl, sich mit dem „Lebensunterhalt“ bis über die Ohren blamiert zu haben, ließ uns nicht ruhen. Er sollte, mußte sehen, was schon geleistet war, und die Gelegenheit, die sich beim Empfang des wirklich ausgestellten Passes bot, ließen wir nicht ungenüßzt vorübergehen. Diesmal charakterisierte ein ernstes Interesse unser Gespräch, das sich nur um Runst und Technik drehte. Wir verließen gehobenen Herzens die Boma, den Paß in der Tasche, der uns nur das Skizzieren von Rriegsschiffen, Hafenansichten, militärishen Gebäuden, alten Unterständen und Schüßengräben verbot. Wir haben ihn niemals

vorzuzeigen brauchen.

Ein Wort aber noch über das Banianenbegräbnis. Diese Bestattungsart hatte mitunter äußerst üble und unhygienische Folgen. Wenn der Körper nicht ganz verbrannt war, was bei Regenwetter öfters vorkam, warf die nächste Flut halbverkohlte Leichenteile an den Strand, wo dichtgedrängt die Mütter mit ihren spielenden Kindern saßen. Auch wir fanden manchmal in unserem Bügeleisen, für das wir die am Strande angespülte Holzkohle sammelten, einen verkohlten Banianenknochen, vor dem der Boy sich heftig ekelte. Von da an unterließen wir das Sam» meln; außerdem hißte er gar nicht gut.

Dies Stück Strand war aber nicht das einzige, das sich in unseren Grenzen befand. Die Mündung des Msimbasiflusses war uns freigegeben. Auf breitem Fahrwege unter Palmenhochwald kam man dorthin und sah zu seinen Füßen zwischen den Wipfeln der tiefer stehenden Palmen und kräftig grünen Mangrovenbüschen einen flachabfallenden Strand und ein atlasblaues Becken mit silberweißen Wellenbogen; weit draußen eine der Bucht vorgelagerte Düne, die das süße, lichte Blau von dem dunklen Ultramarin des Ozeans trennte. Seine breiten Wellen verloren durch das Ausströmen des Flusses die Richtung und erstarben sanft murmelnd am flachen Strande. Die Wasser des Flusses, der von geheimnisvollem, dichtem Mangrovengebüsch eingefaßt war, gleißten bei Sonnenuntergang so feurig, die Silhouette der gegenüberliegenden Küste war so farbig, der näher vorgeschobene Strand mit seinen Palmen so warm und fein in der Tönung, daß es fast gar nicht zu ertragen war. Wo man aber auch hinblikte, war die Schönheit überwältigend.

Im Angesicht der Düne rechter Hand sprang Ras-Upanga vor, eine RKorallenzunge von orangerot leuchtendem Gestein. Bei Ebbezeit konnte man in ihrer Nähe auf die Düne wandern. Bier

fand man, Aug' in Auge mit dem Meere, der Indische Ozean hielt, was der Klang seines Namens der Phantasie versprach. Majestätisch rollten die Wellen heran und überzogen weite Strandflächen mit ihrem opalisierenden Spiegel. Verächtlich warfen sie sattfarbigen Tang aus, der dunkelgrün, rostrot, tiefgoldbraun und gelb leuchtende Langustenschalen umwickelt hielt und schimmernde Muschelnester in sich barg, Wunderwerke der Natur, an Eleganz der Formen und unvergleichlichem Glanz der Farben! Und die Wellen säumten ihre Bogen mit den kostbaren Geschmeideketten und betupften sie lustig mit Schaum-Wer hier zu sehen verstand, sah mehr, als sein Auge fassen konnte!

Und nun erst, zur Stunde des Sonnenuntergangs, die Upangaküste! Wenn das Meer sich zurückgezogen hatte und die Korallenriffe sich glühend in den stillen Lachen spiegelten! Wenn der weiße Sand, der, wie auf dem Brachtschen Bilde: „Die Gestade der Vergessenheit“, zwischen den Felsen hinaufleckte, in den wachsenden Schatten leichenhaft grünlihblau anlief, aber da, wo die Sonne ihn noch warm umfangen hielt, in den zartesten Tönen von Gelblichrosa in ein unendlich zartes Rosaviolett hineinspielte! Wenn sich an seinem Rande, wo beim Übergang ins stille, spiegelklare Becken ein kleiner, blendweißer Streifen mit himmelblauem Rändchen entlang lief, ein großer weißer Vogel niederließ, der einige Minuten regungslos verharrte und einen schmalen Schattenkegel auf den rosigen Boden warf! wenn seltene Male über diesem Bilde unheimlich groß und blutrünstig der Dollmond sich aus dem hißzedunstigen Himmel löste! Uh, da sprachen und sangen Bimmel und Erde in ihrer Weise, und wohl dem, der ihre Worte und Töne in seinem Herzen bewegte!

Aber in dieser selben Bucht lernte ich auch erkennen, daß es ein Grauen am hellen Mittag geben kann. Es war zwei Uhr, als ich, in der heißesten Jahreszeit, den Fußpfad zwischen den Palmen hinabwanderte. Ich überschritt den kraßweißen

Ebbestrand und die flache, trokene Pfanne, aus der das himmelblaue Wasser vershwunden war und die nun durch eine kleine Anzahl kleiner Strandkrebse belebt wurde. Die Luft flimmerte nicht; sie stand förmlich aufrecht in glühenden Säulen, welche die Erde aussandte. Sie wuchsen in einen tiefdunkelblauen Himmel hinein, der sich dann hitzeschwer und düster, wie berußtes Glas, zum Horizont senkte, wo ein, vom Übermaß der Bläue tintenshwarzes Meer ihn aufnahm. Die Sandbank lag wie ein weißes Gespenst vor dem schwarzen Wasser, und auf ihrem Körper hatte sich eine große Unzahl Raben niedergelassen. Bei meinem Nahen erhoben sie sich in einer finsteren Wolke, der eilig ein dunkler Schatten auf dem Boden nachhuschte. Wie Totenvögel!

Ich hatte die Natur belauscht, in einer Stunde, da sie sich allein glaubte, und ich fühlte mich davon durchschauert.

Merkwürdig schnell floß das Leben dahin, als hätte es keinen Inhalt, und doch waren unsere Tage mit ernster Arbeit angefüllt. Meine Freundin besorgte, trotzdem sie selbst auch malte, liebenswürdigerweise unseren gemeinsamen kleinen Haushalt, dessen sorgsame Führung nicht unwesentlihes Nachdenken erforderte, während ich mich meist ganz meiner Kunst hingeben durfte und vom Sonnenaufgang bis zum Abend malte.

Frühmorgens wanderte ich gewöhnlich ins Eingeborenenviertel, wobei ich viel von den intimeren Sitten und Gebräuchen der Neger kennen lernte; denn stets war ich von einer Masse Neugieriger umringt, die laut ihre Meinungen über die Tagesereignisse austaushen. Zum Beispiel:

„Die Engländer brauchen jetzt Geld, darum greifen sie die Leute auf der Straße, sperren sie ein und verlangen dann zehn Rupien Lösegeld.“

„Dast du schon gehört, daß wir viermal so hohe Baussteuer wie früher zu bezahlen haben?“

„Laset ihr schon das Telegramm auf dem Markt, das die Engländer in arabischer Schrift angeschlagen haben, daß der deutsche Kaiser gebeten habe: „Macht bitte Frieden, ich kann nicht mehrck“

So und ähnlich waren ihre Gespräche.

Einmal sah ich in einem Hauzeingang, der mir gefiel, ein Weib sien, das Pfeife rauchte und die Wolken von sich blies. Sie bot sich gleich selbst zum Modellstehen an, und ich skizzierte so schnell ich konnte; denn bald merkte ich, daß fie einen starken Rausch hatte. Kaum war ich fertig, als sie mir mit lautem Gekreisch die Skizze entwand, sie überall herumzeigte und sich dann wiedergeben ließ. Sie selbst riß ihre Kleider vom Leibe und stürmte davon, unter Absingen eines höchst unmelodischen und wahrscheinlich auch unanständigen Liedes, was man aus dem Johlen der zusammenströmenden Menge entnehmen konnte, in der hocherhobenen Hand eine rote Fahne schwingend. Sie war eine gewohnheitsmäßige Bangi -- Raucherin (Hanf!).

Manches Mal ging ich auch zum Malen auf den Markt, was mich aber immer sehr anstrengte. Der Lärm war ohrenbetäubend, und da ich mir meinen Platz nach der Aussicht wählen mußte, saß ich meist zwischen Abfalltonnen. Diese entsandten neben ihren oft gärigen, geradezu berauschenden Gerüchen auch dichte Fliegenwolken, welche mich ebenso belästigten wie das mich umdrängende Gesindel. Aber die bunten Farben, die interessanten fremdländischen Gestalten, die aus dem fernsten Osten und dunkelsten Orient da zusammenströmten, die indischen Soldaten, Gebirgsvölker des Himalaja, die sanften Singalesen mit ihrer Frauenfrisur und den echten Goldstückknöpfen in den Röcken, die hünenhaften, brutalen Kongoneger und Nigeriasoldaten aus Westafrika, bei deren freh musternden Blick einen das Blut zum Herzen lief. Banianen und Maskataraber mit bunten Turbanen, die Inder, die Inderinnen in

ihren samtumsäumten Wolken aus Seide und Musselin, die schwarzen Weiber in ihren blaugedruckten Baumwolltüchern, die klappernden Kaffeeverkäufer, die schreienden Händler hinter

oll Fisch- und Brotständen, die ungeheure Menge von aufgehäuften tropischen Früchten -- Orangen, Rokosnüssen, Mangopflaumen, von Gemüsen wie Tomaten, Eierfrüchten, Zwiebeln, Ladyfingers --, war dieses alles nicht eine tausendfache Entschädigung für die kleine Unbill der wenigen Stunden? Leuchtete nicht die Sonne in ihrer ganzen Pracht durch die Lumpen vor der Halle, wo kleine Händler mit Besen und bunten Matten saßen, wo arabische Jungens hinter ihren Haufen grellen Zuckerzeuges hokten, wo Palmen rauschten und die Engländer mit ihren Alliierten in lackblizenden Autos vorbeirastenck Wo auf der gegenüberliegenden Straßenseite sich ein Inderladen an den andern drängte, aus denen bunte Seiden die Blicke aller Frauen -- ob farbig oder weiß -- auf sich zogen? Wo Perlenketten, Taschenmesser, Gürtel und anderer blizender Kram an schwebenden Stangen hing und Kästen voller Gewürze die heiße Luft mit durchdringenden Gerüchen schwängerte?

Zu Hause malte ich meistens Blumen, wenn es ihre Zeit war: große, wundervolle violette Lotosblüten, zinnoberrote Akazien, üppige gelbe, atlasglatte Blüten an dunkelgrünem Laube, deren Namen ich nicht weiß, Frangipani, die wie Tuberrosen duften, und große rosa Blüten, die an dunklen Stengeln wie Pfeifen herabhängen. Mitunter brachte mir ein schwarzer Roch von seinen Marktbesuchen entzückende schillernde Fischchen, grotesk und amüsant in der Form, die mit den eßbaren Fischen zusammen gefangen worden warem, oder ich bekam einen seltenen Käfer, fand selbst eine bunte Raupe oder ein anderes Insekt und füllte damit gut meine Zeit bis zum Nachmittagsausgang. Kam ich nicht mehr zum Malen, dann wanderten wir vorbei am Sportplatz der Engländer, auf dem die „Nurses“ mit den Herren Tennis spielten, zum nahen Strande und

vergnügten uns damit, den kleinen Krebsen zuzusehen und die Spaziergänger zu beobachten.

Nach dem Abendbrot saßen wir dann sehr gemütlich auf der mit Drahtschutß umgebenen Veranda, nähten oder lasen, je nachdem. -- Wir hatten einen deutschen Leseverein, der uns zugänglich war und uns mit Büchern versorgte. Chouchou, unsere kleine Eule, erfreute uns mit ihren niedlichen Einfällen und hüpfte frei überall herum.

Meine Freundin und ich hatten uns wirtschaftlich sehr praktisch eingerichtet. Da sie leider die Hitze nicht vertragen und darum zum Malen nicht so viel ausgehen konnte, da es außerdem ihre eigene Wohnung war und ihr das meiste darin gehörte, da sie neben ihrer künstlerischen Begabung ein wahres Wirtschaftsgenie war, übernahm sie völlig die Leitung des Haushaltes. Wir wohnten zusammen in einem einzigen, allerdings geräumigen schönen Zimmer und hielten uns gemeinschaftlich einen Boy. Außerdem nahmen wir noch einen unausgebildeten Arbeiter zum Holzsuchen und Wassertragen an.

Bei der genauen Arbeitzeinteilung ging alles wie am Schnürchen, und der Ärger mit Boys, worunter viele andere Frauen sehr litten, spielte bei uns keine Rolle.

Besonders schwierig wurden die Geldverhältnisse, als die Engländer, die uns mehrere Monate lang die namhafte Unterstützung von hundertundfünfzig Rupien hatten zukommen lassen, diese Summe plötzlich auf ein Drittel kürzten. Nachdem sie uns vor Verleihung dieses Monatsgeldes, nach der Ungültigkeitserklärung unserer Kriegsbanknoten, alles Silber und alle echten, vor dem Kriege gedruckten Noten herausgezogen hatten und viele Frauen dem Nichts gegenüberstanden, richteten sie die Unterstützung in barem Gelde ein. Als. Deckung mußte ein Bankkonto angegeben werden können, denn nicht alle Frauen bekamen den gleichen Betrag, keine allerdings unter neunzig

Rupien. Nun sollten wir plötzlich alle mit fünfzig ausfommen! Die Mutigsten sahen mit Sorge, die anderen mit Ungst und Verzweiflung der kommenden Zeit entgegen. Ob es den verschiedenen Bittgesuchen zugeschrieben war, daß wir doch statt fünfzig sechzig Rupien bekamen?

Meine Freundin und ich hatten während der ganzen Zeit sehr sparsam gelebt, und wir mußten uns nur ein wenig mehr einschränken, um auszukommen. Allerdings hatten wir keinen Fonds zur Kleidung, Schuhreparaturen, Nähutensilien usw. mehr, da wir von dem Überschuß des reichlichen Monatsgeldes die alten ehten Banknoten zurückzahlten, die wir uns in der Zeit der Not geliehen hatten. Um für jene Fälle gerüstet zu sein, verkaufte meine Freundin alte entbehrliche Sachen ihres Hausrates. Ich begann, meine Sfizzen zum Verkauf zu kopieren und führte Aufträge von Deutschen und Engländern aus.

Nicht alle Frauen kämpften um den Heller. Diejenigen, die früher mit ihren Männern hier gelebt hatten und den Indern als sicher bekannt waren, liehen sich namhafte Summen und ließen sich weder an Kleidung noch an der Lebensweise irgend etwas abgehen.

Gleichzeitig mit der Herabsetzung unserer Unterstützung wurde bekanntgegeben, daß man statt des baren Geldes -- in diesem Falle wurden nur fünfzehn Rupien in Silber ausgezahlt -- auch Rationen bekommen könne, wie sie die englischen Soldaten erhielten. Zuerst herrshte eine große Begeisterung unter denen, die sich gemeldet hatten. Sie verkauften unterderhand Fleisch, Zwiebeln und was sie entbehren konnten und halfen ihrem geringen Barbestande dadurch auf. Jedoch allmählich wurde diese Art der Wirtschaftsführung immer unerträglicher. Die Frauen oder ihre Boys mußten oft stundenlang vor der Lebensmittelausteilung warten, was in der glühenden Hitze den meisten, schon durch Fieber Ungegriffenen nicht bekam, und

mußten obendrein manche Ungezogenheit der südafrikanischen Neger ertragen. Außerdem ließ die Güte und Menge der Lebensmittel bald nach, so daß viele Frauen von den Listen zurücktraten und es lieber mit der Einschränkung versuchten.

Zur Regelung aller Interessen der deutschen Frauen war ein deutsches Komitee gebildet, an dessen Spitze drei Herren standen. Wild wogte oft der Streit der Meinungen über eine getroffene DVerfügung, und erregte Gruppen sah man sich sammeln unter einem großen Baum, der auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand. Hatten doch die meisten internierten Deutschen tagsüber nichts zu tun als zu politisieren! Einmal allerdings griff der Arm des Feindes auch nach ihnen und sperrte sie eine Zeitlang in das eine halbe Stunde vor der Stadt landeinwärts gelegene, neu entstandene Gefangenen- - lager, wohin die Deutschen, die zuerst in der Boma gesessen hatten, übersiedelt wurden.

In dem Bureau des Komitees konnten wir auch etwas von unserem kolonialen Rriegsschauplaz erfahren. Gefechtsberichte und Listen über eintreffende oder abzutransportierende Gefangene waren neben Ausschnitten europäischer, natürlich feindlicher Zeitungen ausgelegt. Hier wurden auch Pässe ausgeteilt, die man nach vorheriger Anmeldung erhielt, welche zum Besuch des Gefangenenlagers am Sonntag von viereinhalb bis fünfeinhalb Uhr berechtigten.

Der erste UAnblik des Kamps war ungemein niederdrükend. Zwar standen die Zelte malerisch zwischen jungen Kokospalmen, aber ein übermannshoher Stacheldraht umgab sie, und Eingeborenensoldaten standen mit aufgepflanzten Seitengewehren davor Wache. Nur durch einen breiten Sandweg getrennt, lag dem Europäerlager dasjenige der Träger gegenüber, wo auch gefangene Askaris und Boys untergebracht waren. Eine das Gefühl verlezende Einrichtung!

Mehrere der Gefangenen erzählten mir aber, wie treu die Schwarzen, besonders die Askari, an den Deutschen hingen, wie unbestechlich sie sich weigerten, in englische Dienste zu treten! Ein Jammer um alle diese Leute, die ihren Glauben an die Macht Deutschlands getäuscht sahen!

Wer irgendeinen Bekannten draußen hatte, pilgerte Sonntags hinaus, um ihm etwas zu bringen oder Erkundigungen einzuziehen. So bekam ich bei einem früheren Besuch gesprächsweise zu hören, daß mein Mann, dessen Patrouille schon bei meiner Abreise von Nagerengere seit zwei Monaten verschollen war, mit seinen Leuten im Ngorongorokessel säße und auf eigene Faust Krieg führe. Ein Deutscher habe sich durchgeschlagen und diese Nachricht gebracht. Dieser Bericht erschien mir zu abenteuerlich, um ihn zu glauben. Waren doch schon viele Monate vergangen, seit die Engländer das ganze Gebiet bis zur Mittellandbahn besetzt hatten, und der Ngorongorokessel lag weit im Norden!

Trotzdem bestätigte später die telegraphische Nachricht, daß mein Mann wirklich an den Hängen des Kilimandjaro gefangen worden war, durchaus die Wahrheit jenes Gerüchtes; und in der Tat hatte es sich beinahe genau so verhalten.

Ein großer Triumph war es für uns alle, daß Lettow immer noch nicht gefangen war! Mit

öle Schadenfreude hatten wir in englischen Zeitungen von dem Weihrauc gelesen, den man dem kommandierenden General Smuts in London streute, obgleich er mit erdrückender Übermacht Lettow -- nicht -- besiegt hatte.

Diele der Frauen konnten ihre Männer im Kamp begrüßen, und auch meiner Freundin wurde dies Glück zuteil. Da außer ihrem Mann noch andere Bekannte draußen waren und die halben Rationen für die ausgehungerten Leute nicht ausreichten, kochten sie und ich schließlich für zwölf Personen. Es war in der

heißesten Zeit, in der sich die Speisen gar nicht hielten, durchaus keine Kleinigkeit. Da wir nicht genug Geschirr hatten, richteten wir das Essen in sauberen Konservendosen an, die außerdem den Vorzug der Leichtigkeit hatten, und wenn die Boys mit verschiedenen Kisten, mit den Körben voll Obst und Kaffeeflaschen abgetrabt waren, sanken wir müde und befriedigt in unsere bequemen Korbstühle und tranken selbst einen guten, starken Kaffee, der die Lebensgeister wieder erfrischte.

Weiter und weiter rollte das Rad der Zeit, und wir lebten abseits von den weltbewegenden Ereignissen. Mit welch hoffnungsfreudiger Gier hatten wir anfangs alle Nachrichten aufgesogen, wie enttäuscht wandte man sich nah und nach davon ab! Nirgends bekam man die Wahrheit zu hören, und waren wir denn nicht nur auf die gehässigen Reuternachrichten angewiesen, denen man nicht glauben konnte und wollteckd Freilich, einige der Herren machten ernste Gesichter, aber wir hielten sie für Pessimisten und wollten durchaus das sieghafte Deutschland hinter uns sehen, das noch einmal die leinlichen Schikanen der Feinde rächen würde! Ganz selten klopfte aber doch hin und wieder der Kleinmut an unsere Herzen: Warum ließ Deutschland gar nichts von sich hören?

Die drei Weihnachtsfeste waren die drei Meilensteine unseres Lebensweges.

Meine Freundin und ich beschlossen, sie ganz zu übergehen. Das erstemal flohen wir hinaus und setzten uns an die Böschung der Fahrstraße auf einen Stein, von dem aus wir das Meer sehen konnten. Es lag ein märchenhaft erleuchtetes Schiff auf der See, das uns nicht fröhlich stimmte. Da wir für den heutigen Tag längere Erlaubnis zum Ausbleiben hatten, saßen wir noch draußen, bis die Sterne am Diimmel standen. Auf unserem Heimwege sahen wir in allen Häusern brennende Bäume und hörten helle Kinderstimmen die alten lieben Weihnachtslieder

singen. Ich dachte an meine beiden kleinen Buben daheim, und das Herz wurde mir schwer. Traurig gingen wir nach Bause.

Das zweite Fest verlief ähnlich, nur bei dem dritten spürten wir den Nordwind, der von der Heimat

Endlich winkte die Erlösung!

„Peace at last!“ „Endlich Frieden!“ Aus dem Munde eines Engländers vernahmen wir zuerst die Runde. Alles war auf den Straßen aus Erregung über diese Nachricht!

Leider brachte der Abend dieses Tages uns zugleidg auch die Wahrheit über die Ereignisse in Europa, und tiefster Schmerz darüber deckte alle Freude zu.

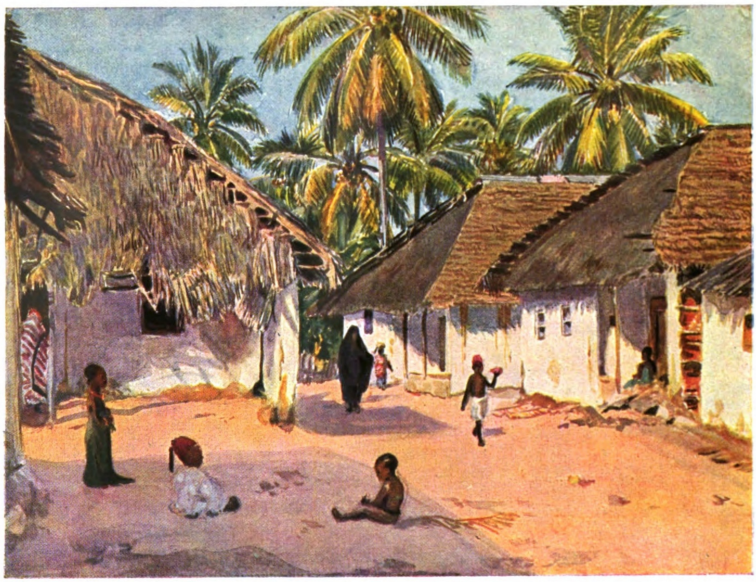
An einem der folgenden Tage hoben die Engländer das Wissmanndenkmal von seinem Sockel!

Nun sollte unter diesen traurig veränderten Ausfichten wirklich die Heimreise vor sich gehen! Sie war für den achtzehnten oder neunzehnten Dezember in Aussicht genommen, wurde aber bis Mitte Januar hingezögert. Mit dem Anschlag, der die Abreisebestimmungen enthielt, wurden zugleich diejenigen gewarnt, welche etwa die Absicht hegten, definitiv zurückzubleiben, um ihre Pflanzungen nicht im Stich zu lassen. Selbstverständlich fielen alle Unterstüßzungen fort, auch würde den Deutschen nicht erlaubt werden, Gewerbe zu treiben; es würden ihnen auch keine schwarzen Urbeiter gestellt werden.

Kurz vor Abgang des ersten Dampfers durchlief ein Gerücht, das alle elektrisierte, die Stadt: Lettow sei draußen im Kamp! Ich geriet außer mir, daß es schon zu spät war, einen Paß zu bestellen. Wie gern hätte ich den Mann gesehen, der so lange unser Schicksal gewesen war, auf den eine Welt von Männern mit Bewunderung schaute, unter der auch der Feind vertreten war.

Un einem Sonntagnachmittag zu früher Stunde blopft es, und meine Freundin öffnet die Korridortür. Ein großer Herr im Rhafki

steht vor ihr mit einem zerdrückten Tropenhut auf dem Kopf und fragt nach Herrn Frühling, der auch hier im Hause wohnt. Nachdem meine Freundin Auskunft erteilt hat, daß er nicht anwesend sei, fragt sie ihrerseits, ob er ihr nichts Bestimmtes über Herrn von Lettow mitteilen könnte, da man so mißtrauish gegen Gerüchte geworden sei.



Im Eingeborenenviertel von Daressalam. Aquarell von Thea de Haas

Im Eingeborenenviertel von Daressalam. Aquarell von Thea de Haas.

„Der bin ich selbst," bekommt sie zur Antwort.

Welche Freude, als er unserer Einladung, näher zu treten, folgte! Hinter ihm her kommt zugleich ein englisher Kapitän mit vielen Orden. War Herr von Lettow denn nicht frei? Er war nicht gefangen worden und mußte sich dennoch diese Maßregeln gefallen lassen?

Wir ließen uns dadurch nicht die Freude verderben, und da wir glücklicherweise auf einen Gast vorbereitet waren, konnten wir eine Erfrischung vorsegen und sahen beglückt, daß das, was wir boten, mit Genuß und Behagen verzehrt wurde. Er erzählte uns, daß er direkt aus dem Pori komme und dies der erste

gedeckte Tisch sei, an dem er seit so langer Zeit gesessen habe.

Dieser große Mann gab sich so einfach liebenswürdig, so herzgewinnend freundlich, daß man seine Größe darüber fast vergaß, aber eine Probe seines glänzenden Gedächtnisses bekam ich doh noch zu hören. Er fragte mich plötzlich, ob er nicht vor drei Jahren einmal an meiner Safari im Auto vorbeigefahren wäre, was tatsächlich stimmte. Auch an 21 De Baas, Urwaldhans 921 den Gatten meiner Freundin erinnerte er sich ganz

In den allerletzten Wochen vor unserer Abfahrt stieg noch eine ernstdrohende Gefahr herauf. Eine Epidemie brach aus, der noch mehrere von unseren armen, am spätesten gekommenen Gefangenen zum Opfer fielen. Alle Strapazen dieses schwersten Teils des Krieges hatten sie überstanden, um zu sterben im Angesicht der Schiffe, die sie zur Heimat bringen sollten!

Die Engländer mit ihrem im Durchschnitt mangelhaft ausgebildeten Ärzte- und Pflegepersonal wissen nicht viel mit der Krankheit anzufangen. Ihr Ullheilmittel ist Aspirin, wie mir ein soeben aus dem Hospital Entlassener erzählte. Er war selbst schwer krank gewesen und bekam, da er um einen Prießnißumschlag bat, ein handtellergroßes Läppchen und etwas Guttapercha. Als er glaubte, sterben zu müssen, rettete ihn eine englische Schwester dadurch, daß sic ihm ein Glas voll Rum einflößte.

Eine Unzahl von Pflanzerfrauen wollte infolge der Abreise ihr Eigentum nicht freiwillig aufgeben und berief sich auf das ihnen bei der Einnahme Daressalams gegebene Versprechen, nicht gegen ihren Willen transportiert werden zu dürfen. Nun taten die Engländer ihren langen vorbedachten Schachzug: Wir zwingen euch nicht, Daressalam zu verlassen; aber wir haben euch nicht versprochen, euch nach dem Waffenstillstande zu unterstützen. Wir erlauben den Deutschen nicht, ein Gewerbe zu treiben, wir geben ihnen keine schwarzen Arbeiter für ihre Pflanzungen.

Aber, wie gesagt, wir zwingen euch nicht, Daressalam zu verlassen.

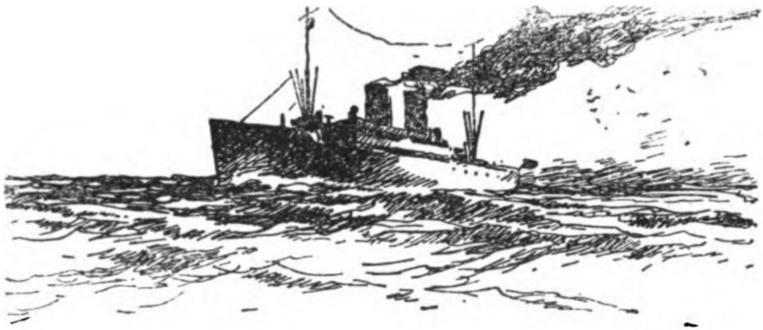
Ich wählte aus verschiedenen Gründen erst den zweiten Dampfer, während meine Freundin sogar die Absicht hatte, bis zum definitiven Friedensschluß zu bleiben. Kaum war der erste Transport mit Lettow und seinen Kriegern und vielen deutschen Frauen an Bord zum Hafen hinausgedampft, als meine Freundin und ich die Aufforderung erhielten, binnen wenigen Tagen unsere Wohnung zu räumen. Gab es denn nun nicht leere Häuser genug, welche die Engländer nach Herzenslust beziehen konnten? Der neue A. P. M. erschien bei uns, um uns die Notwendigkeit der Räumung klarzumachen. Was er sagte, entsprach meist nicht der Wahrheit. Meine Freundin setzte alle Hebel in Bewegung und ging selbst zum Base-Kommandanten. Es nüßte nichts. Wir wurden jo gedrängt, daß wir schließlich den ganzen Umzug in vier Stunden bewerkstelligten.

Mit Ingrimm sahen wir unsere Wohnung dann noch tagelang leer stehen, dann zogen zwei einfache Männer hinein, die ebensogut woanders hätten wohnen können.

Wir waren in ein entzückendes Haus in der Nachbarschaft übergesiedelt, das im Stil etwas überaus Beimatliches hatte und in einem schönen Garten lag, der auf glücklichste Art die Tropen mit der Heimat verband. Der Besitzer wohnte selbst darin, ein feiner Naturkenner, der Pflanzen, Bäume und Vögel liebte und pflegte und seinem Anwesen den Stempel seiner Persönlichkeit aufdrückte.

Die Abreise des zweiten Dampfers wurde erst wenige Tage vorher bekanntgemacht, und in dem Überheßtsein der letzten Packerei ging viel von dem Abschiedsschmerz verloren. Er brach jedoch mit aller Gewalt wieder hervor, als die Taue des Leichters von der Landungsbrücke gelöst wurden und ich die Gestalt meiner einsam zurückbleibenden Freundin mir zuwinken jah.

Heimkehr



März 1919

Ein überfüllter Leichter schaufelte auf gligerndem Meer. Die Taue lösten sich von der Landungsbrüke und trennten uns von dem Lande, das uns lieb geworden war wie eine Heimat. Besaß es denn nicht zuviel von uns? Wie das Fallen eines Henkferschwertes drang das Klatschen der Taue in mein Gehirn, das von einem ungeheuren Abschiedsschmerz erfüllt war. Zwar ließ ich nicht, wie viele andere, liebe Gräber zurück oder Heimatstätten, welche mühevolle Arbeit der Wildnis entrungen hatte. Auch war ich nicht im Strom der allgemeinen Geselligkeit geshwommen, und keine Erinnerung zarter Natur verknüpfte mih mit dem Palmenstrande, der immer kleiner wurde. Aber auch ich hatte tausendfah Wurzel geschlagen in diesem Lande. Im engsten Zusammenhange mit der Natur hatten sich meine Augen geöffnet für ihre Farben, Töne, Formen und Gesetze und mich unentrinnbar in ihrem Zauber verstrickt. Innerlich festgeklammert an das Land meiner erfüllten Sehnsucht, sah ich mit entsezter Trauer, wie der Wasserstreifen breiter und breiter wurde, wie die geliebte Küste versank, der Kirchturm von Daressfalam nur nod) einem Streichholz glich und alles in einem

dunklen Saum zusammenschrumpfte.

Um mich blickend, gewahrte ich mich eingekeilt zwischen Leidensgefährten, von denen jeder auf seine Weise litt. Nur die Mütter mit Kindern waren um den Ernst der Stunde betrogen; denn buchstäblich quollen die Menschen über den Rand des Leichters hinaus, und es galt, die queksilbrigen Kleinen vor Unheil zu bewahren. Weit draußen, auf ultramarinblauem Meer, lag der große australische Cruppentransporter „Borda“', merkwürdig schwarz und weiß bemalt, zum Schußz vor deutschen Unterseebooten. Stundenlang dauerte unsere Verladung, der englisches Schiffspersonal, über die Reling gebeugt, grinsend zusah. Oben auf dem Promenadendek hockten wir noch lange Zeit auf unserem Gepääck, ehe wir, nach erfolgter Leibesvisitation, die in den Hospitalräumen von englischen Schwestern vorgenommen wurde, in unseren Kabinen ankamen.

SwischendeX, trotz der Kabinen! Eine ausgetretene hohe Treppe mit Eisengeländern und eisenbeschlagenen Stufen führte in scheinbare Finsternis hinab. Unsere vom grellen Licht geblendeten Augen gewöhnten sich zuerst nur langsam an die Dämmerung. In dem großen Raum da unten, zwischen den grau gestrichenen Plankenwänden der Kabinen, befanden sich etlihe lange Holztische und Bänke. Ich landete schließlich nach langem Umherirren in meiner Kammer, die am Heck über der Schraube lag. Es waren darin vier Erwachsene und fünf Kinder auf sehs Betten verteilt. Die Ausstattung einer jede „Berth“ (Wiege), wie die Engländer ganz treffend diese shaukelnden Betten bezeichnen, bestand aus einer steinharten Matratze mit wasserdichtem Überzug, zwei dicken, shweren Decken und zwei ganz neuen, noch ungewaschenen Laken, denen wahre Wolken von Appretur entströmten. --Die Wände gingen nicht bis zur Dede hinauf, sondern ließen einen Zwischenraum frei, was während der ersten heißen Tage angenehm, danach in der kalten Zeit unerträglich war. Immerhin hatten wir den einen großen

Vorzug, in der Nähe der Treppe zu sein, die nach den Waschräumen hinaufführte, denn die ganze Einrichtung der Kabine bestand -- mochten sich zehn oder mehr Personen darin befinden -- aus einer einzigen Waschschüssel und einer Karaffe. Welche Perspektiven sich bei Ermanglung aller Gefäße erst während hohen Seegangs eröffneten, mag sich ein jeder selbst ausmalen. Dabei bitte ich in Betracht zu ziehen, daß auch für den Notfall keinerlei seefeste Bedienung zur Verfügung stand, und daß der Übergang zu den Waschräumen zwar überdacht, jedoch an beiden Seiten frei war und bei Sturm von den Wellen überstürzt wurde.

Mehrere hundert Frauen und noch mehr Kinder auf diese Art reisen zu lassen, war ein Akt der Grausamkeit, wie er sich mit der von ihnen selbst gerühmten Humanität der Engländer nicht verträgt. Und doch kann man nur dann seinem gerechten Zorn freien Lauf lassen, wenn das eigene Gewissen rein ist. In den engeren Lebensgewohnheiten trat schädigend für den deutschen Ruf wieder der Nlangel an Korpsgeist zutage, der um des Ansehens willen kleine persönliche Unbequemlichkeiten auf sich nimmt und auch schützend vor die Mängel und Fehler des Nächsten tritt, damit der Feind von außen her nur Gutes gewahre.

Nah kurzer Fahrt nahmen wir Frauen aus Tanga an Bord, die auf einer Art Floß vermittels einer Dampfbarkasse angeschleppt wurden und auch noch untergebracht werden mußten. Die Fülle war unbeschreiblich! |.

Endlich dampften wir dem Norden zu. Das Maschinenpersonal war auf die Hälfte reduziert, und die spanische Influenza tat das ihre, um die Anzahl noch mehr zu vermindern. Bestattungen gehörten zur Tagesordnung, und einmal hieß es sogar „Mann über Bord“. Er war im Fieberwahn ins Wasser gesprungen. Ob sie ihn auffischten, weiß ich nicht mehr, jedoch erinnere ich mich

noch heute des erschrekenden Lärms der Schraube und der tauben Leichtigkeit, als das Schiff beidrehte und stand.

Wir aßen in den Speisesälen zweiter Klasse und wurden von Stewards bedient. Das klingt ganz annehmbar, aber die Art, in der das Essen serviert wurde, wie Geschirr und Tischtücher aussahen, hätte allen meinen Lesern den Appetit genommen. Wir mußten abwechselnd in zwei Partien essen, und wer gerade das zweifelhafte Vergnügen hatte, zur derweiligen zweiten zu gehören, konnte sehen, wie die Stewards das gebrauchte Geschirr zum Teil nur auswischten, sich manchmal auch mit denselben Tüchern den Schweiß von Hals und Stirne trodneten. Wohl hatten die meisten ihr eigenes Besteck mit, aber Geschirr? Wäre uns vorher ein Wink gegeben worden, so wären wir mit dem UNötigsten versehen an Bord gekommen, und manches hätte sich ohne wesentliche Vergrößerung des Gepäcks angenehmer gestaltet.

Wir bekamen drei Mahlzeiten. Das Essen war nicht schlecht, aber die erwähnten Umstände verdarben uns den Genuß. Zum ersten Frühstück gab es Tee oder Kaffee (schwer zu unterscheiden) in abgesplitterten Emaillebechern, Weißbrot, Marmelade, Butter und außerdem ein Fleischgericht, wie: Hammelfleish mit Bohnen, Kaninchen mit Erbsen usw. Sür die Kinder wurde täglich Haferbrei serviert. Mittags ein ähnliches Fleischgericht mit Kartoffeln und zweimal wöchentlich eine Nachspeise. Um fünf Uhr nachmittags erhielten wir die letzte und knappste Mahlzeit. Das erste Frühstück wiederholte sich ohne Fleischspeise. Es entstand so bis zum nächsten Morgen um acht Uhr eine ungebührlich lange Pause, welche vorsorglihe Mütter durch Mitnahme von Käse- oder Marmeladebroten in die Kabine zu kürzen versuchten. Diese Zustände trugen nicht gerade zur Ordnung bei und wurden während der Revision durch den Kapitän scharf gerügt.

Die Damen der Schutztruppenoffiziere waren in Kabinen erster Klasse untergebracht, ebenso andere Damen der Gesellschaft, die kränklich oder deren Männer gefallen waren. Ferner die Schwestern vom Roten Kreuz. Da die Zahl der Kabinen beschränkt war, blieb natürlich eine Menge erster Klasse Berechtigter übrig, die mit allen anderen untergebracht werden mußte. Die innerlih Gebildeten ertrugen dies mit Ruhe und schickten sich verständnisvoll in ihre Lage.

Bei einer so eng zusammengepferhten Menge blieben starke Meinungsverschiedenheiten nicht aus, und Heßereien, die oft jeder realen Grundlage entbehrten, trieben wilde Blüten. Einmal war es besonders schlimm, da man erfahren haben wollte, daß die besser untergebrachten Damen für die Überfahrt nicht mehr zu zahlen haben als die „Zwischendeer“. Sie follten durchaus Nachteil ihrer Bevorzugung spüren. Zudem aßen sie oben im Speisesaal erster Klasse, wo appetitlih wie in Friedenszeiten serviert wurde.

An Bord befand sich mit einer kleinen Scar deutscher Kriegsgefangenen Hauptmann Stemmermann, der unsere Rechte und Pflichten vor den Engländern erwog und vertrat. Er änderte auch diese, die allgemeine Unzufriedenheit erregende Einrichtung ab und ordnete einen wochenweisen Wechsel an. Ich konnte es den Damen nicht verdenken, daß sie ungern das erste-, widerwillig das zweitemal von ihrem hohen Olymp herab in die Unterwelt stiegen, aber daß sie ihren Widerwillen so stark zur Schau trugen, erregte auch bei denen böses Blut, die sich schließlich gar nicht gemütlih oben im Speisesaal gefühlt haben würden.

Unser Gepäck war in drei Kategorien eingeteilt. Das mit „Hold“ bezeichnete wurde in den Schiffsbauch versenkt, das mit „Cabin“ dagegen in den Gängen, soweit Plat war, aufgestellt, und das Bandgepädk hatten wir bei uns. Der Laderaum mit den

„Hold“'-Stücken war uns jeden zweiten bis dritten Tag zugänglich, und unsere deutschen Kriegsgefangenen halfen treulich auf der Suche nah Koffern und Kisten in dem unheimlich schwankenden, tiefen, dunklen Raum, der von einer vergitterten, tragbaren elektrischen Lampe unstet erleuchtet wurde. Die geländerlose Treppe war mir, da ich an Schwindel leide, am schwersten zu überwinden.

Die Bike in den ersten zehn Tagen war furchtbar. Besonders die Mütter mit kleinen Kindern litten sehr darunter; denn die Wäsche war ein äußerst heikler Punkt und blieb es auch in der kalten Zeit. In den Waschräumen türmten sich eingeweichte Wäschestüke bergehoch in den angeschraubten Stein-: gutbeken, die der Bestimmung des Schiffes zufolge den Soldaten zur Körperreinigung dienen sollten. Der Verbrauch an Süßwasser war demnach so groß, daß es kurzerhand abgestellt und nur zweimal am Tage, morgens und abends je eine Stunde, angelassen wurde.

Bedienung gab es nicht, wie ich schon erwähnte, aber doch war eine Stewardeß in unseren Regionen vorhanden. Sie führte ihr ladylikes Drohnendasein frish gestärkt, gut gekleidet und beschuht in dem Raum mit den Holztischen, wo sie, gegen hohes Entgelt, ihr elektrisches Bügeleisen zur Verfügung

Die Schlüssel unserer Kabinen hatte man abgezogen. Niemals waren wir vor Eindringlingen sicher, und jeder Vormittag brachte eine höchst unsympathische Stunde. Wir wurden nämlich alle hinausgetrieben und die Türen zum Dek gesperrt, während mehrere halbwüchsige Jungen unter An-. leitung eines Erwachsenen die Gänge unter Wasser setzten und scheuerten. Nach erfolgter Reinigung machte der Kapitän mit seinem Stabe die Runde. Manches verschwand in dieser Zeit.

In Suez gingen wir vor Anker und sahen einen kleinen Teil unserer Rtieg2gefangenen dem Lande zufahren.

Über der Wüste ging in wundervoller Abendbeleuchtung die Sonne unter, als wollte sie uns noch einmal zum Abschied ihre Herrlichkeit offenbaren. Dann traten die Ränder des Kanals eng zusammen, und wir glitten leise, gespensterhaft durch das unendliche Sandmeer. In der Nähe von Port Said wurde es morgens empfindlich kalt. Schanzen, Gräben, Zelte tauchten am Ufer auf, und farbige RKriegsgefangene schauten, in Trüppchen zusammengedrängt, neugierig unserem Schiffe nah. Im Hafen wimmelte es von Masten und Schornsteinen, und wir suchten mit Beklemmung nach der deutschen Farbe. „Vergebens spähe ich umher, ich finde deine Spur nicht mehr."

Crauer senkte sich in unsere Herzen.

Wie üblich kamen auch diesmal, herrlich anzusehen, die Boote voll Orangen auf dem tiefblauen Wasser herangefahren, aber die Händler durften nicht an Bord, denn von unserem Schiff wehte die gelbe Quarantäneflagge.

Bier in Port Said durften wir Post abgeben, und mancher sehnsüchtige Blick flog nach der Küste, an der, nur wenige Stunden landeinwärts, die großen deutschen Gefangenenlager zu finden waren, in denen unsere Männer schon seit Jahr und Tag schmachteten.

Der angenehmere Teil der Reise lag nun hinter uns. Das minenstarrende Mittelmeer drängte den blauen Indischen Ozean mit seinen Delphinen und fliegenden Fischen, seinem Meerleuchten und seinem Sternenhimmel nach Süden zurück. Es begrüßte uns mit Kälte und Regen und ungewohnt grauem LBimmel. Jedem einzelnen ging der Ernst der Lage auf, als wir den verschiedenen Rettungsbooten zugeteilt und im Anlegen der Rettungsgürtel unterwiesen wurden. Auf ein bestimmtes Alarmsignal mußte man sich möglichst rasch auf dem bestimmten Platz einfinden. |

Es wurde zweimal Alarm geblasen, als sich dessen niemand

versah, und mir erscheint es noch heute wie ein Wunder, daß keiner zu Schaden kam; denn das Gedränge auf den steilen Treppen war schier lebensgefährlich.

Unser Schiff hatte Minenfänger ausgelegt. Man unterhielt sich von nichts anderem, als, wie es sein würde, wenn wir auf eine Mine liefen, und mit diesem angenehmen Gesprächsstoff, der einen bei jeder harmlosen Dampfpfeife zusammenzucen ließ, fuhren wir in einen Sturm hinein, wie ich ihn nicht wieder zu erleben wünsche.

„Uoch einmal heult der Sturm mir um die Masten,

Die Schraube hebt sich rasselnd aus der Flut,

Die Schiffswand kracht im Druck der Wellenlasten,

Und über's Deck her brüllt des Meeres Wut.“

(Rudolf de Haas.)

Diesen Vers schrieb ich vor sehs Jahren bei der Ausreise in mein Tagebuch, und nun mag er auch Heute die Heimfahrt kennzeichnen.

Neugierig stand eine Schar auf dem OberdeX und sah mit Interesse den Bug des Schiffes in den schäumenden Gischt hineinstechen. Grau waren Himmel und Meer. Die Schiffsmannschaft ging in Ölzeug und Südwester herum, machte alle Luken dicht und verstaute, was nicht niet- und nagelfest war. Cs roch nach Sturm.

Jetzt eine Mine! Schaudernd umging der Blick die Rettungsboote und die aufgerollten Strickleitern.

Die „steife Brise“ frischte auf. - Mit einem Krach gab im Speisesaal ein schlecht verschlossenes Fenster nach, und eine Woge shwappte herein, über Menschen, Speisen, Tische und Bänke hinweg. Der Gäste wurden immer weniger.

In den Kabinen sah es übel aus. Seekranke Mütter, schreiende, hungernde, frierende Kinder. Schlechte Luft. Der Zugang zu den

Waschräumen fast lebensgefährlih. Die Schwankungen waren denen einer amerikanischen Luftschaukel ähnlich. In dem schmalen Durchgang mit den hohen, eisenbeschlagenen Türschwellen faßte der Orkan einen jeden und drückte ihn gegen die Wand. Wer geschickt den günstigen Uugenblik erwischte und das Glück hatte, nicht auf den glatten Holzplanken auszurutschen, der erreichte dann wohl den Zugang. Wie es da mit dem Ausgießen der Waschschüsseln aussah -- und mit manchem anderen auch --, mag sich jeder selbst denken.

In meiner Kabine lag alles wie hingemäht, selbst die Kinder waren zum Teil seekrank. Eine zarte, junge Frau war bei einer dieser eben beschriebenen Expeditionen ausgeglitten, hingestürzt und liegengeblieben. Man fand fie zufällig mit einer Stirnwunde, ziemlich stark blutend, bewußtlos, und ihr Mann, der sich unter den deutschen Zivilgefangenen an Bord befand, half, sie herunterzubringen. Der Arzt stellte eine leichte Gehirnerschütterung fest und das wenige, was zu tun war, besorgte ich; denn das Bospital, das sich auf dem Mittelschiff in allerhöchster Böhe befand, konnte bei diesem Sturm kaum jemanden aufnehmen. |

Glülicherweise litt ich nicht unter Seekrankheit, aber von Pflegen und Helfen war in diesen Sturmtagen wenig die Rede. Die Gepäckstücke reisten auf eigene Billetts. In unserer Kabine herrschte ein bodenloser Wirrwarr, und da sie am äußersten Heck lag, waren dort die Schwankungen am stärksten. Fortgesetzt schnatterte die Schraube in der Luft, um dann mit einem großen Knall ins Wasser zu schlagen. Hin und her rasselten die Tropenkoffer, die Karaffe g0ß ihren Inhalt auf alles Waschzeug aus; Schuhe, Kleidungsstücke und Spielsachen trieben sich durcheinander auf dem Boden umher. Wollte ich in mein Bett hinauf, so bedeutete das ein wahres Turnerkunststück, und ich mußte den passenden Moment abwarten, wenn das Schiff auf einer Seite lag, um aus dem Stützpunkt dann hineinzu, kippen“.

Man konnte sich schon denken, daß die KRranken nicht aufstehen mochten.

Unter den Hospitalschwestern hatte ich Schwester Barbara aus Ngerengere wiedergefunden und beschloß, einmal die Reise in die Oberwelt anzutreten. Mühsam und abwartend kam ich vorwärts. Auf dem PromenadendeX konnte man durchaus nicht gehen. Das ungeheure Meer stieg drohend über den Horizont, und man sah sich den trübglasigen Wasserwänden gegenüber, die sich mit ungehemmter Gewalt auf das Schiff warfen, als wollten sie es zerquetschen. Im nächsten Moment hatten sie es auf ihren Graten. Es balancierte noch ein paar Augenblicke, wie das Kaffeeservice auf der Stange eines Zirkusclowns, unsicher, nah welcher Seite es abstürzen wollte, während schon längst das tiefe Grab ausgehöhlt war, in das es sich ächzend hineinlegte. Durch welche Macht es wieder hoch kam, und daß die Maschine immer noch arbeitete, blieb mir ein Rätsel.

Das Treppensteigen bei hohem Seegang hat etwas ans Komische grenzendes. Einmal ist die Creppe fast weg, und man steht wie auf einem Mauerrand, im nächsten Moment liegt sie vor einem wie eine liniierte schiefe Ebene. Bei dieser Erkenntnis sitzt man gleich auf der ersten Stufe. Immer mußte ich an Hans Gukindieluft im Struwwelpeter denken. Natürlich forderte die Treppe ihren Tribut an verrenkten, verstauchten und gebrochenen Knödeln.

Im Dospital oben herrschte auch keine besonders glückliche Stimmung. Troß der großen Höhe fegten auch hier mächtige Spritzer über das Oberlicht des Operationssaales, der, nur durch eine halbhohe Wand abgesperrt, einen Teil des Krankenraumes bildete. Uuch hier das anmutige Reigenspiel der Koffer. Die Deckcke wurde von schlanken Säulchen getragen, die uns als Halt dienten; wir schlitterten von einem zum andern. In dem kleinen Kaum für Arzneien stürzten eine große Jod- und eine

Spiritusflasche herunter. Die kostbare, scherbendurchsetzte Flüssigkeit schlug kleine Wellen. Im Operationsraum empörten sich die Sterilisationsapparate; ein Schränkchen öffnete seine Türen, eine Schublade unternahm einen Ausflug und stürzte ab. Die Schäden wurden beseitigt und neuem Unheil vorgebeugt, aber das Schicksal wurde erfinderisch und verursachte immer neues Unheil. — Schwester Barbara fand ich überarbeitet und elend, konnte ihr leider auch gar nichts helfen. -Aus dieser Höhe, von der man das ganze Schiff übersah, war das Schauspiel besonders großartig. Das wütende Meer, das den Himmel in sich hineinsog, das seine Tiefen brausend an die Oberfläche warf, das dies Gebilde von Stahl und Eisen wie ein Nichts umlegte, überspülte, es wieder in die Höhe warf und hinabzog, je nach Belieben -- es lehrte den Beschauer, sich klein zu fühlen und doch daneben den Stolz auf Menschengeist und -werk zu empfinden, denn dies starre Eisengebäude bog sich, wand sich, stach in die wogende Tiefe, erhob seinen Bug wieder steil zum Himmel, und es zerbrach nicht, ließ sich nicht zerquetschen! Immer war es wieder da und unversehrt!

Drei Tage schlichen so dahin. Endlich ließ der Orkan nach. Der Himmel wurde wieder hell, es gab einen festen Horizont. In aller Morgenfrühe passierten wir Malta. Viele Frauen standen und nickten zu der langgestreten Insel hinüber; sie wußten da drüben ihre Männer gefangen. = Durch die Straße von Gibraltar fuhren wir bei Nacht.

Die Temperatur wurde merklich kühler, wir konnten abends nicht so viel draußen sein. Man versuchte, sich in den Speisesälen zu unterhalten, wo einige Male zwei musikalische Damen schöne Konzerte mit guter Musik veranstalteten. Das leise Krachen und Ächzen der Planken gab einen ernsten Unterton

Es wurde bitter kalt; das Schiff blieb ungeheizt. Wir, die wir direkt von der Küste kamen, litten mehr darunter als die, welche

die Zeit ihrer Gefangenschaft im frischen Usambaragebirge zugebracht hatten. Von englischer Seite wurde uns warmes Unterzeug, Golfjacken und Schuhe zum Rauf angeboten. Vielen erschienen die Preise zu hoch, aber wir wußten noch nicht, welche traurigen Verhältnisse unserer in Deutschland warteten.

Die Biskaya hatte Mitleid; sie verhielt sich ruhig. In der Nähe der englischen Küste schneite es. Wir wurden nie mehr warm. In den Waschräumen stand das Wasser knöcheltief. Die Röhren waren verstopft durch unachtsam hineingeworfene Gegenstände. Gänge und Kabinen trodkneten gar nicht mehr aus; immer hatte man nasse oder feuchte Füße. Auch im Bett konnte ich mich nicht mehr erwärmen. Eine eisige Luft strich durch die zum DeckX geöffnete Tür über mein Bett daher. Es nüßte nichts, alle verfügbaren Rleider über sich zu breiten; die Kälte von unten und von oben wirkte zu stark. '

Im Hafen von Plymouth sahen wir zum erstenmal wieder eine europäische Landschaft. Es war ein heller Tag mit scharfem Wind und leichtem Srost. Das Heimatliche daran berührte uns stark.

Und dann kam die, a) wie tausendmal ersehnte Einfahrt in den Hafen von Rotterdam! Gerade entwischten wir ndch einem dieken Schneesturm und sahen triumphierend, wie ein gelblicher Luftsack sich auf das dunkle Meer senkte. Wir aber glitten'der hellen Bimmelsseite entgegen, dem Lande der Windmühlen und spiegelnden Grachten, der Culpenbeete und Blumenfelder, der reinlichen Städte und fetten Weiden, dem Lande unserer Freundschaft!

Am Nachmittag wurde das Bettzeug abgefordert, das Rabinengepätk lag schon für den Ladekran bereit; noch heute sollen wir ausgeschifft werden. Mit frohem Herzent nahmen wir die letzte Mahlzeit ein. Es wurde jedoch Abend, und unsere Höffnungen erfüllten sich nicht. Schlecht und recht mußten wir noch eine Nacht auf dem Schiff zubringen. Erst der nächste Tag

machte uns frei.

Holländische Kinder warfen uns Schokolade zu. Auf den Kai führte ein hoher shwanker Steg hinab. In einer Lalle hielten Damen des Roten Kreuzes Kaffee, Milch und herrliche Schinkenbrote für uns bereit; auch Päckchen mit Unterzeug wurden an Kinder verteilt, ebenso Schuhe und vielerlei Süßigkeiten. -- Unser Zug stand schon bereit, leider, leider ungeheizt. Hatten wir doch schon so lange gefroren und uns so sehr auf ein warmes Plätzchen gefreut! Nun hier zur Bewegungslosigkeit verurteilt, litten wir doppelt. |

Die Abgenuttheit der Wagen, die verkrißelten Wände und verkratzten Aufschriften, das Fehlen der Vorhänge an den Fenstern und die abgerissenen Lederriemen an den Cüren schienen uns ein trauriger Gruß vom deutschen Vaterlande zu sein.

Aber der Vorfrühling, der sich da draußen unter der Schneedecke gerührt hatte, sprach eine beredte Sprache. KRnospende Bäume, junge Wiesen, schüchterne Beete, Windmühlen und saubere Häuschen mit kleinen Vorgärten, hin und wieder eine Landschaft ganz im Schnee mit Kieferngebüsch und braunem vertrockneten Heidekraut, Schneemützchen auf Zäunen, Pumpenschwengeln und Siegeldächern -- welches Berz blieb da ungerührt? Wessen Auge trocken? Dergessen die Kälte, die Mühsal, das Leiden! Erfüllung der jahrelang unterdrückten Sehnsucht!

In Elten war der Bahnhof bekränzt, eine Musikkapelle spielte, Unsprachen wurden gehalten. Die Leute begrüßten uns freudig. Ein eigenes Gefühl, sich so gefeiert zu sehen! Wir konnten es nicht ganz auskosten, da wir unvorhergesehenermaßen umsteigen mußten..

In Wesel, wo wir ziemlich spät am Abend ankamen, mußten wir leider ganz heraus, um die Nacht in Bürgerquartieren zu

verbringen. Der weitaus größte Teil wurde in einer Kaserne untergebracht. Es heyrschte ein böses Influenzawetter; tauender Schnee, halb Frost, halb Regen. Der Bahnhof war mit Tannengirlanden bekränzt. Unser Handgepäck wurde auf Krümperwagen verladen. Wir folgten zu Fuß der Musikkapelle durch die Stadt, begleitet von einer teilnehmenden Menge. Die Straßen waren, besonders weiter draußen, grundlos. Endlih langten wir in der Kaserne an. Der Zufall wollte, daß es die der 57er war, in der mein Mann als Soldat einst ausgebildet worden war.

Damen einer Wohltätigkeitsvereinigung begrüßten und versorgten uns mit einer Pflaumengraupensuppe, die sehr wohlshmeckend war und uns in Soldateneßgeschirren verabfolgt wurde. Man hatte zwar Feuer in den Öfen gemacht, aber warm wurden wir trotzdem nicht. Hatten wir doch vollkommen nasses Schuhzeug und nasse Kleider, und die hohen, sjaalartigen Räume erwärmten. sich nicht so schnell. Wir schliefen in den blau gewürfelten Soldatenbetten; auch waren noch Matratzen auf die Erde ge-Der folgende Tag war ein Sonntag. Schnee lag allenthalben auf den weiten Plätzen und wirbelte dicht in der Luft herum. Zum ersten Frühstück erhielten wir Ersatkaffee, den wir mit Verwunderung tranken, und Kommißbrotschnitten mit Fettbelag. (Ceikzteres wurde uns auch für die Weiterreise mitgegeben, während für die Kinder noch Flaschen mit Milch zur Verteilung kamen.)

In den hohen Gängen der Kaserne hallte jeder Schritt. Ich schlenderte darinnen umher -- da fiel mein Auge auf eine Tafel:

Wachtmeister

Offiziere keine mehr.

Mannschaften

Der Eindruck war erschükternd, und was wir sonst noch hörten, bedrückte uns mehr und mehr. Auch die Schaufenster auf

dem Wege nach dem Bahnhof sprachen Bände.

Es war uns erlaubt worden, kostenlos von hier an unsere Angehörigen zu telegraphieren, auch wurden vom Roten Kreuz Geldspenden verteilt.

Im Zuge war es furchtbar kalt, draußen schneite es unaufhörlich, fast, als sollten wir stekenbleiben. Wir fuhren den ganzen Tag, ohne einen warmen Schluk zu erhalten. Man begann, sich krank zu fühlen. Auch die Kinder klagten. Sie hatten sich erkältet, beim Durcheinanderessen sich den Magen verdorben und konnten in kein warmes Bett gesteckt werden. Der ungeheizte Zug hat noch manch einem ganz unverdienterweise einen schlimmen Denkzettel mitgegeben. Ich habe den Namen der Station vergessen, an der wir jenen Abend um einhalb zehn Uhr ein warmes Abendbrot bekamen. Alles sollte aussteigen, um in einer wenige Minuten vom Bahnhof entfernten Halle zu essen. Wir hielten im tiefen Schnee. Unser Wagen, dicht hinter der Lokomotive, war ziemlih weit hinausgefahren. Niemand stieg aus. Alle verzichteten auf die Suppe. Man rührte sich kaum noch. Brot und Milch waren wie gefroren. -- Schließlich brachten uns freundliche junge Mädchen das Essen an den Zug.

Die Nacht war schauderhaft. Das nasse Schuhzeug war in der Kälte an den Füßen getronet. Wir litten heftig darunter. Um Morgen des dritten Tages erhielten wir in Obisfelde eine gute, warme Nudelsuppe, die uns sehr wohltat, und langten endlich, endlich am Nachmittag auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin an.

Herr von Lettow begrüßte uns perjönlich. Rurz vorher waren an uns noc unterwegs die Adrejjen der Familien verteilt worden, welche sich zu unserer Aufnahme bereit erklärt hatten, und wir wurden nun in Omnibusse verteilt, die uns an Ort und Stelle bringen sollten.

Ich hatte es außerordentlich gut getroffen, indem die Dame

des Hauses eine Jugendgefährtin meiner in Afrika zurückgebliebenen Freundin war, und die Tage verflogen in angenehmer Weise. "Diel gab es noch auf dem Reichskolonialamt, dem Schußztruppendepot, auf der Bank und der Reichsbekleidungsstelle zu tun. Leider erlebten manche die Enttäuschung, daß ihnen Kisten und Koffer fehlten. Das neue Deutschland zeigte sich von seiner unangenehmen Seite: erst auf dem Berliner Bahnhof war geraubt, was die Feinde- uns unversehrt ausgeliefert hatten.

Mein Weseler Telegramm an meine Angehörigen brachte mir keine Antwort, was mich stark beunruhigte. Die Sache war aber sehr einfach: es war nie angekommen! Leider stellten sich noch in Berlin die Folgen der langen Kälteperiode ein; denn meine Füße begannen unerträglich zu schmerzen, sobald sie warm wurden. Es kam eine schlimme Zeit für mich.

Aber an das Wiedersehen mit meinem jünosten Buben (den ältesten holte ich mir nachher vom Rhein), mit Mutter und Schwester und der guten alten Frau Rathgeber, die mir den Jungen so treulich behütet hatten, reichte kein Schmerz heran. Als ich durch die Sperre kam, sah ich von weitem das Winken eines Rosenstraußes, und ein kleiner, strammer blonder Bengel mit blauen Augen fiel mir um den Hals mit dem langersehnten Ausruf: „Mutter!“

Verzeichnis der Bildtafeln

1. Eingeborenenhütte (Ostafrika). Aquarell von Thea de Haas.
2. Durchblick in eine Suahelihütte. Zeichnung von Thea de Haas.
3. Burenhaus in Ufiome. Blick auf die Massaisteppe. Aquarellskizze von Thea de Haas.
4. Jung eingefangene Elenantilope. Zeichnung von Thea de Haas.
5. Rastplatz am Longido. Aquarell von Thea de Haas.
6. Blühender Mangobaum. Im Vordergrunde Ananas. Aquarell von Thea de Haas.
7. Unser Zelt in einer Urwaldrodung in der Nähe von Aruscha. Federzeichnung von Thea de Haas.
8. Mein Grashaus am Ufiomeberg. Aquarell von Thea de Haas.
9. Veranda meines Grashauses am Ufiomeberg. Zeichnung von Thea de Haas.
10. Nach der Regenzeit. Aquarell von Thea de Haas.
11. Malteserstraße in Daressalam. Aquarell von Thea de Haas.
12. Im Eingeborenenviertel von Daressalam. Aquarell von Thea de Haas.

Zur digitalen Ausgabe

Transkription der vierten Auflage, Leipzig 1926. Historische Schreibweise beibehalten; langes s in rundes s übertragen. Druckseitenzahlen und leere Seiten wurden weggelassen. Bildtafeln und Kopfzeichnungen stammen aus dem Originalscan. Neue Fraktur-OCR mit automatischer Bereinigung und stichprobenartigen Korrekturen; verbliebene Erkennungsfehler sind möglich.